

Dr. Adolph Kohut



Emanuel Geibel als Mensch und Dichter



Emanuel Geibel

* 17. Oktober 1815, † 6. April 1884.

Emanuel Geibel als Mensch und Dichter

Mit ungedruckten Briefen, Gedichten und einer Autobiographie Geibels

Von

Dr. Adolph Kohut.

Mit einem Bilde Emanuel Geibels.



Berlin SW.
Verlag des Vereins der Bücherfreunde

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Am 17. Oktober dieses Jahres wird ein Jahrhundert im Strom der Zeiten dahingerauscht sein, seitdem einer der hochbegabtesten, volkstümlichsten und zugleich verdienstvollsten Sänger dem deutschen Volke geschenkt wurde. Gerade in dem jetzigen von einer Welt ruchloser Feinde uns aufgezwungenen Riesenkampfe ist das Bild des Herolds des Deutschen Reiches, des großen Lyrikers, Epikers und Dramatikers wie edlen Menschen dem Herzen des deutschen Volkes besonders nahegerückt.

Nie und nimmer dürfen wir vergessen, daß dieser begeisterte vaterländische Dichter schon zu einer Zeit für Deutschlands Einheit, für Kaiser und Reich seine Leier erklingen ließ, als die von ihm erstrebten und gepriesenen Ideale noch für phantastische und verfehmte Träume galten. Hatte er doch bereits 1859 das prophetische Wort gesprochen, das in unseren Tagen Tatsache geworden ist:

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
Wenn du nicht dich selbst verlassen.

Das Leben und Dichten dieses Poeten auf Grund der besten, zuverlässigsten und zum Teil ganz neuen Quellen zu schildern, dürfte daher gerade gegenwärtig eine vaterländische Pflicht sein und vom deutschen Volk freudig begrüßt werden.

In seinen zarten, innigen, unvergänglichen Liedern hat Geibel den idealen Empfindungen und Bestrebungen der deutschen Nation einen klassischen Ausdruck verliehen. Er ist nicht allein der Lieblingsdichter der Mädchen und Frauen, sondern auch der Männer, die ihr Gut und Blut dem Vaterlande opfern und allezeit bereit sind, für die Macht, Größe und Freiheit des Deutschen Reiches ihr Alles einzusetzen.

Es ist mir eine angenehme Aufgabe, den verehrlichen Leitern der Handschriften-Abteilungen der Königlichen Bibliothek zu Berlin und der Hof- und Staatsbibliothek zu München, sowie Frau Professor Anna Gaedertz in Berlin auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen für die liebenswürdige Unterstützung, mit der sie mir ungedruckte Briefe, Gedichte und eine Autobiographie Emanuel Geibels für dieses Werk zugänglich gemacht haben.

Möchte diese neue Darstellung von dem Erdenwallen Geibels als eine Huldigung für den Genius eines der deutschesten Dichter willkommen geheißen werden! Möchte sie auch daran erinnern, daß er zu einer Zeit der Trübsal, Bedrängnis und nationalen Zerrissenheit in der Seele unseres Volkes neue Hoffnungen aufleben ließ, indem er ihnen mit prophetischem Blick das Wort zurief:

Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Berlin, Juli 1915.

Dr. Adolph Kohut.

Des Dichters Eltern.

Den sittlichen Ernst, die Liebe für das Wahre und Schöne, die Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit, den reinen und frommen Sinn erbte Emanuel Geibel von seinem Vater, dem am 1. April 1776 in Hanau geborenen und am 25. Juli 1853 gestorbenen Johannes Geibel, der Jahrzehnte hindurch Pastor an der kleinen evangelisch-reformierten Gemeinde in Lübeck war. Die Zeitgenossen rühmen die bedeutenden Geistesgaben, die persönliche Liebenswürdigkeit und die stattliche Erscheinung dieses beredten Theologen. Als Kanzelredner erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit. Seine Worte drangen zum Herzen, da sie aus dem Herzen kamen. Ein charaktervoller und vaterländisch gesinnter Mann stiftete er in der alten freien und Hansestadt reichen Segen.

Emanuel Geibel überkam auch die dichterische Gabe von seinem Vater, der sich namentlich auf dem Felde der geistlichen Liederdichtung betätigte. Seine geistlichen Gesänge erinnern zuweilen an Paul Gerhardt und Philipp Nicolai. Manche geistlichen Lieder von ihm haben in verschiedenen Gesangbüchern Platz gefunden, so z. B. das nachstehende:

Geh auf, du heller Morgenstern;
Erleucht uns, ew'ges Wort des Herrn,
Du Anfang aller Dinge.
Das Leben bist du, bist das Licht,
Das herrlich unsre Nacht durchbricht;
Dein hohes Lob erklinge.
Kräftig, stille,
Herzdurchdringend,
Tod bezwingend
Wirkt dein Leben,
Uns Gefallne zu erheben —

Carl Theodor Gaedertz, der bekannte Literarhistoriker, gleich Geibel ein Lübecker, hatte Gelegenheit, handschriftlich mehrere geistliche und sonstige Gedichte des Pastors Geibel kennen zu lernen. Von den ein entschieden poetisches Talent bekundenden Versen sei hier nur der nachstehende als eine kleine Stichprobe wiedergegeben:

Kennst du den Born, aus dem die Jugend quillet,
Der ewig frisch das Erdental durchfließt?
Der Sehnsucht weckt und alle Sehnsucht stillet
Und Gottes Frieden in das Herz ergießt?
Kennst Du den Born? Es ist das Wort vom Leben,
Das Gott in seinem Sohne uns gegeben.

Trinkst Du des Borns, so wird Dein Auge helle;
Du siehst in Gottes Vaterherz hinein,
Und aus der Liebe Meer kommt warm die Welle
Und macht Dein sündbeflecktes Leben rein.
Trinkst Du des Borns, so wirst Du — sonst verloren —
Zu Gottes Kind erneut, neugeboren.

War auch Johannes Geibel streng schriftgläubig, so kannte er doch keine Verfolgungssucht. Er predigte nicht allein, sondern übte auch Duldung. Vielfach erinnerte er in seinem Wesen, seiner Häuslichkeit, seiner ganzen Lebensauffassung an den alten Rat Johann Kaspar Goethe, den Vater unseres Dichterfürsten, nur fehlte ihm der pedantische Zug, der dem Frankfurter Patrizier eigen war.

Entschieden hatte Emanuel vom Vater des Lebens ernstes Führen, die Überzeugungstreue und das männliche Festhalten an dem für wahr und gut Erkannten, sowie den ausgeprägten Sinn für Recht und Gerechtigkeit.

Die Volkstümlichkeit Johannes Geibels wuchs noch durch sein entschiedenes Auftreten und patriotisches Verhalten gegen die Gewalt-Herrschaft des französischen Marschalls Davoust in Lübeck in der Napoleonischen Zeit und 1813 bei der Ausrüstung der hanseatischen Legion gegen den eroberungsgierigen Korsen.

Seit dem 30. Dezember 1798 war der Lübeckische Geistliche vermählt mit der am 19. Mai 1778 geborenen und am 7. April 1841 verstorbenen Elisabeth Luise Ganslandt, in der er eine ebenso anmutige und reizvolle, wie unermüdlich tätige, liebevolle Hausfrau gefunden. Ihr Sohn besingt sie in seinem autobiographischem „Buch Elegien":

Ernst nur hab' ich den Vater gekannt, für des hohen Berufes
Pflicht nur lebend, der Hirt seiner Gemeinde zu sein.

Streng schriftgläubig, doch mild und jeder Verketzerung abhold,
Übt' er, sich selber getreu, freudig der Lehre Gebot,
Stritt um die Form des Bekenntnisses nie und achtet' als Bruder
Jeglichen, der sein Heil bei dem Erlöser gesucht.

— — — — — — —

Doch wir blickten zu ihm ehrfürchtig empor, und sobald er
Nahte, verstummte sofort jeder verwegnere Scherz.

— — — — — — —

Aber dem Mächtigen stand an der Seite die treue Gefährtin,
Der er die Hand am Altar früh, noch ein Jüngling, gereicht,
Seine Vermittlerin jetzt mit der Welt und die Seele des Hauses,
Die das Bedürfnis des Tags sinnig zu schmücken verstand,
Stets voll Lieb' um die Kinder bemüht, und in Keller und Küche
Selbst auf alles bedacht, heiter, beweglich und rasch;

Denn anmutig gesellt zu dem treuesten deutschen Gemüte
Floß noch ein Tropfen in ihr leichten französischen Bluts.

— — — — — — —

Auch trat sie im Zwielicht
Wohl ans Klavier noch und sang schlichte Romanzen uns vor
Oder sie wußt' im geselligen Spiel anregend zu scherzen,

Und manch witzigen Pfeil schnellte sie mitten ins Ziel.
Aber das Köstlichste blieb ihr der Reiz der Natur, und im Sommer
Zog mit den Kindern sie gern abends ins Freie hinaus.
— — — — — — —
Doch wir lernten von ihr, an den Wundern des Tags uns erquicken,
Lernten die Schönheit sehn, wo sie dem Auge sich bot.
Also wuchsen wir auf, vom Ernst umwaltet des Vaters,
Während der Mutter Gemüt heiter die Welt uns umschloß,
Und an beide gelehnt und im Geist von beiden befruchtet,
Lebt' ich, ein träumerisch Kind, dämmernde Jahre des Glücks.

Das Zierliche und Feine in dem Wesen der Frau Pastor und ihren Sinn für edles Maß finden wir auch im Leben und in der Dichtung Emanuels. Durch Märchen und Volkslieder pflegte sie die zarten Empfindungen in den Seelen ihrer Kinder. Gern erzählte sie ihnen Geschichten aus der Bibel. Man darf wohl behaupten, daß Emanuel Geibels Vorliebe und seine Achtung für die Bibel auf diese Anregungen durch die Mutter zurückzuführen ist.

Sie, die, wie der Sohn so poetisch schildert, das Praktische und das Emsige der Lübeckerinnen mit dem Netten und Adretten der Französinnen — sie stammte mütterlicherseits aus der von dem Loire-Gestade nach Frankfurt a. M. übergesiedelten Emigrantenfamilie Suchay de la Duboissière — harmonisch in sich ver-

einigte, nahm stets das lebhafteste Interesse an den sich früh entwickelnden dichterischen Fähigkeiten ihres Emanuels. Sie liebte ihn zärtlich, und auch er hegte die innigsten und schwärmerischsten Gefühle für sie. Gleich ihrem Gatten überwachte auch sie seine Studien, und es bereitete ihr große Freude, daß der junge Gymnasiast durch seinen Fleiß und seine hohe Begabung der Liebling seiner Lehrer wurde. Wie schmerzlich erregt war daher ihr liebendes Mutterherz, als der 20jährige am 21. April 1835 die Reise nach Bonn am Rhein antrat, um an der dortigen Universität Theologie zu studieren!

Dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin erschien es selbstverständlich, daß der Sohn sich gleichfalls der Gottesgelahrtheit widmen müsse und Prediger werden solle, um womöglich dereinst als Amtsnachfolger des Vaters bei der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Lübeck wirken zu können. In diesem Sinne schrieb Vater Geibel an den ihm befreundeten Bonner Professor der Theologie Friedrich Beek vertraulich:

„Kannst Du, können andere auf ihn wirken, daß er die Bedeutung der Theologie erkennt, so wird dadurch ein sehnlicher Wunsch meines Herzens befriedigt. Mein Emanuel ist ein entschiedener Poet, und gerade das, wie herrlich es ist, kann für ihn eine Klippe werden. Wird das Flügelroß nicht von kräftigem, klarem Geiste geleitet, so geht es mit Jedem durch, der seinen Rücken besteigt. Da ich nun nichts kenne, was den Geist kräftig macht als Religion und was ihm Klarheit verhilft, als Wissenschaft, und da nach meiner innigen Überzeugung die Theologie im höchsten Sinne des Wortes

allein die wahre Wissenschaft ist, so wünsche ich natürlich, daß er Theologie studieren möge. In dieser Hinsicht ist er noch unentschieden, seine Neigung gehet zur Philologie. Fürs Erste mag er dieser Neigung folgen, denn auch als Theologe muß er Philologe sein."

Emanuel selbst freilich hatte wenig Neigung für die Theologie und verhehlte in Unterredungen mit seinem Vater nicht, daß er einen anderen Beruf, und zwar merkwürdigerweise den des Baumeisters, gern ergreifen würde. Der, wie gesagt, duldsam denkende Pastor, der seinen Kindern große Freiheit gewährte und nur zwei Forderungen an sie stellte, die der Wahrhaftigkeit und des Gehorsams, gab ihm beim Scheiden aus dem Vaterhause die Zusicherung mit auf den Lebensweg, daß sie sich innerlich nicht entfremden wollten, auch wenn der Sohn die Wahrheit auf einem anderen Wege suchen sollte als der Vater.

Wer in das kindliche Herz und Gemüt des 20jährigen Bruders Studio einen Blick wirft, wird darin die Sehnsucht nach dem Vaterhaus, nach den geliebten Eltern und nach der Heimat gewahren. Der Schwiegersohn Emanuel Geibels, der Lübecker Rechtsanwalt und jetzige Senator und Abgeordnete zum Bundestag, Dr. Ferdinand Fehling, hat sich um das Andenken des Dichters und Menschen ein unbestrittenes Verdienst erworben, daß er dessen Jugendbriefe[1]) herausgab und es dadurch ermöglichte, Geibel als Sohn kennen zu lernen. Fast sämtliche Briefe sind an die Mutter geschrieben, die seinem Herzen noch

[1]) Berlin, Verlag von Carl Curtius, 1909.

näher stand als der Vater. Überdies war dieser kein sehr fleißiger Briefschreiber.

Schon in der ersten Zuschrift (25. April 1835), die er an sie richtete, tritt in wahrhaft rührender Weise seine Kindesliebe zu Tage. Es heißt dort u. a.: „Die Gefühle, die sich in mir regen, seit ich von Euch und all den Lieben in Lübeck fort bin, würde ich nur schlecht in Worte fassen können; ich will sie daher verschweigen in der Hoffnung, daß Ihr auch ohne sie Euch eine Vorstellung davon machen könnt, und dafür lieber erzählen, wie es mir bisher ergangen ist."

Als sie ihm bald darauf antwortete und ihm zwei Briefe hintereinander schickte, ist er hoch beglückt. „Ich kann es nicht aussprechen," so schrieb er ihr, „wie viel Freude mir jedes Wort macht, das aus der Heimat zu mir herüberklingt, und mit welchem Vergnügen ich die kleinste Kleinigkeit verfolge, die in dem lieben, langgewohnten Kreise liegt, in welchem ich mich früher bewegte . . . . . . Und nun, liebe Mutter, noch 1000 Glückwünsche zu Deinem nahen Geburtstage. Ich würde Dir eigens dazu geschrieben haben, aber heute schon ist der letzte Termin der vor dem 19. Mai in Lübeck anlangenden Briefe. Drum nochmals meine herzlichsten Wünsche für Dein Heil und Wohl."

Der Mutter, die, wie wir wissen, in verhältnismäßig jungen Jahren starb, war es nicht vergönnt, den dichterischen Ruhm ihres Sohnes zu erleben. Wohl aber konnte sie sich an seinem Erstlingswerk, den „Klassischen Studien", die er mit Ernst Curtius zusammen 1840 in Bonn herausbrachte,

erfreuen. Bei der Übersendung dieser Schrift an die Eltern schrieb er der Mutter, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, daß die Arbeit dem Vater gefiele und ihm eine vergnügte Stunde bereite. Er würde sich dann um das weitere Schicksal der „Klassischen Studien" nicht kümmern. Recht pessimistisch bemerkt er, daß die Stockphilologen, falls sie das Werk irgendwie der Beachtung wert halten sollten, es gewiß totschlagen würden, weil zu wenig „Erudition" darin sei und manche poetische Freiheit, dazu Zitate aus Plato und Rückert und ein Gedicht als Einleitung.

Nach dem Ableben seiner Mutter schloß er sich umso inniger an seinen Vater an und es bereitete ihm tiefen Schmerz, daß der alte Pastor in den letzten Jahren seines Lebens infolge Krankheit und Alter nicht mehr jene geistige Frische besaß, die ihn einst auszeichnete. Von körperlichen und seelischen Schmerzen gequält, seufzte Johannes Geibel nach Erlösung. Als daher Emanuel in Karlsbad, wo er von seinem Siechtum Besserung erhoffte, im Juli 1853 die Nachricht von dem Ableben seines 77jährigen Vaters erhielt, schrieb er an Ada, seine Gattin, daß es eine Gnade des Himmels wäre, daß der Vater durch einen schmerzlosen Tod abgerufen worden sei. In den Briefen an seine Frau spricht er sich über dieses traurige Ereignis mit der ganzen Liebe und Verehrung des Sohnes für den Vater aus. So heißt es in seinem Schreiben vom 28. Juli jenes Jahres[1]): „Ich bin tief, tief erschüttert. Ach Kind, Du glaubst nicht, welch ein

---

[1]) Emanuel Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern von Carl C. T. Litzmann, Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, 1887. S. 147 ff.

Mann das war, eh' Alter und Krankheit ihren Schleier über ihn warfen, wie hoch und hell dies heilige Feuer loderte, von dem Du eigentlich nur noch ein Häuflein verwehender Asche gesehen. Gewiß, jetzt ist ihm wieder wohl und jugendlich; der Psalm will mir nicht aus dem Sinn: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden." Wie treu hat er seinem Herrn gedient, und wie schwer lag er in letzter Zeit gefangen! Wohl ihm! Mir ist es jetzt, und so wird es vielen sein, als ob nur mit der sterblichen Hülle das Bild seiner letzten Jahre zusammen sinken wollte, und nur das in der Erinnerung haften, das ihn uns als den treuen Jünger seines Heilands, als den Mann nach dem Herzen Gottes zeigt. Denn das war er wie wenige."

In einem Brief, den er einige Tage später seiner geliebten Ada schrieb, findet sich eine wundervolle Charakteristik des alten Herrn und zugleich eine durchaus wahrheitsgemäße und interessante Parallele zwischen Vater und Sohn, sowie eine Betrachtung über die geistigen Einflüsse, die Pastor Geibel auf seinen Emanuel geübt hatte. Wenn er es auch klar empfinde, daß der sanfte Tod seines Vaters ihm keinen Anlaß zu eigentlicher schmerzlicher Trauer geben könne, so verlange doch das einfache menschliche Gefühl sein Recht und sie werde es begreiflich finden, wenn in diesen Tagen oft ein Klang tiefster Wehmut durch seine Seele ziehe. Ein Leben, das ihm einst innig nahegestanden, sei zu Ende gegangen, für diese Welt unwiderruflich zu Ende. Dieser Gedanke zwinge ihn, still zu stehen und

mit ernstem Sinn und Hingebung dem Hingeschiedenen nach und in die eigene Seele hinabzublicken. Dann meint er wörtlich: „Ich hab' es Dir oft gesagt, daß ich unter allen Kindern wohl am meisten der Sohn meines Vaters war, daß ich mehr als die andern seine wesentliche Natur, seine geistigen Vorzüge und Schwächen erbte, ja daß selbst in meinen körperlichen Anlagen und Gebrechen, oft bis ins kleinste hinein, das Bild der seinigen wieder erkennen mußte. Neben dem tiefen Zuge des Herzens nach göttlichen Dingen, neben dem ernstesten Ringen nach den Gütern des Himmels, neben einer Flugkraft des Gedankens und der gläubigen Empfindung, die ihn höher hinauftrug, als den meisten Sterblichen zu streben vergönnt ist, trat bei ihm im häuslichen Leben nicht selten eine fast harte Unfügsamkeit, ein Mangel an Selbstbeherrschung, eine augenblickliche Maßlosigkeit hervor, die ihm und uns manches Herzeleid bereitete. Gewiß, er hat das in seinen letzten einsamen Lebensjahren mehr als völlig abgebüßt; und ich spreche dies hier wahrlich nicht aus, um auf den Verklärten einen Makel zu werfen, sondern nur, weil ich, ach, allzutief fühle, daß ich gerade auch in *diesen* Fehlern sein getreuer Abdruck bin. Darum bitte ich Gott von Herzen, daß er mir seinen gnädigen Beistand schenken möge, diese Erbsünde mehr und mehr zu überwinden, von der auch Du, mein süßes Kind, schon oft genug hast leiden müssen. Vergib mir das, mein Herz, und bitte mit mir um Sanftmut und Geduld und glaube nur, wenn ich oft manches zu leiden habe, es sind das himmlische Mahnungen, die mich zu unausgesetzter Wachsamkeit über mich selbst führen sollen.

Ich weiß das wohl, aber das Wissen tuts nicht; es liegt oft weit ab vom Vollbringen, und das Blut ist gewaltig in mir. Stehe Du mir denn auch in diesem Kampfe fest und treu zur Seite und mit leisem, liebem Wort hilf mir das wilde Element dämpfen und beschwichten. Das ist ja der höchste Segen des Ehestandes, daß Eines den Andern auch innerlich heben und tragen, daß Einer an dem Andern täglich besser, reiner und himmlischer werden soll. Nicht wahr, davon bist auch Du durchdrungen? So sei denn Gott mit uns und helfe uns rüstig sein und lasse uns endlich den Sieg gewinnen über die angeborene sinnliche Natur."

Als
Bruder Studio in Bonn und Berlin.

Dem väterlichen Willen sich vorläufig fügend, ließ sich Emanuel Geibel in Bonn als Studiosus der evangelischen Theologie und der Philologie immatrikulieren. Im Sommersemester belegte er bei Karl Emanuel Nitzsch theologische Enzyklopädie und Methodologie, bei Friedrich Bleek Synopsis der drei ersten Evangelien, bei Chr. August Brandis Logik und römische Literaturgeschichte, bei Rudolf Heinrich Klausen Sophokles Aias; im Wintersemester bei Nitzsch christliche Religionslehre, bei Brandis Geschichte der philosophischen Systeme, bei Welcker Mythologie, bei Klausen Aeschylos Choephoren und römische Lyriker. Doch nicht gar zu lange sog er an den Brüsten der theologischen Wissenschaft. Die Philologie, Philosophie, besonders aber die Literatur hatten für ihn weit größeren Reiz. Und so geschah es denn, daß die Theologie bei Seite geschoben wurde und er sich mit doppeltem Eifer vor allem der klassischen Philologie widmete.

Geibel war keineswegs ein sogenannter „forscher" Student. Bei aller Lebensfreudigkeit und Lebenslust reizten ihn weder die Trinkgelage, noch konnte er sich je eines Duells rühmen. Auch von den Mensuren

hielt er sich fern. Man kann ihm schon glauben, wenn er an seine Mutter schreibt, daß er fast immer zu Hause sitze, wenn das Wetter nicht schön sei, weil das Leben und Treiben der Studenten ihm im allgemeinen gar nicht gefallen wolle, „da ihr Grundtypus äußerliche und innerliche Roheit ist." Trotzdem würde man ihm unrecht tun, wollte man ihn zu den Philistern zählen. Als Bruder Studio war er, ebenso wie später bis an sein Lebensende, ein Kenner und durchaus kein Verächter des edlen Rebensaftes und heiterer Geselligkeit. In diesem Sinne schrieb er seinem Freunde Alfred Piper, dem späteren Oberbürgermeister von Frankfurt a. O., ins Album:

Ein Herz voll Lieb und Lebenslust,
Ein deutsches Lied aus freier Brust,
Ein Kelch von Rheinwein schwer,
Bruder, was willst du mehr?

Und wo der Liebe Rosen glühn,
Da muß ein ewger Frühling blühn,
Und goldner Sonnenglanz
Füllet die Seele ganz.

Darum willkommen Rundgesang!
Willkommen heller Becherklang!
Bei Lieb und Lied und Wein
Lasset uns fröhlich sein!

Die Ferienzeit benutzte Geibel, der ein großer Naturfreund war, zu kleineren und größeren Ausflügen. Besonders gern ging er in die Weinberge, wo es jedem während der Lese frei stand, sich am Traubenblut zu laben.

Sein Studienaufenthalt in der rheinischen Universitätsstadt brachte ihn mit mehreren berühmten Männern in Bonn in nähere Berührung, unter denen ihn August Wilhelm Schlegel, der Shakespeare-Übersetzer, sehr interessierte und bei dessen Vorlesungen er gern hospitierte. Freudig fühlte er sich enttäuscht, als er in dem hochbetagten Forscher und Dichter noch immer den geistreichen, gewandten und scharfsinnigen Gelehrten erblickte, der, einst keck alte Formen und Grundsätze zerbrechend, der Schöpfer einer frisch aufblühenden deutschen Dichterschule wurde. Die Eitelkeit des Greises störte ihn nicht, vielmehr meinte er wohlwollend, daß selbst der redegewaltige Cicero, als er alt geworden, nicht aufgehört habe, seinen eigenen Ruhm auszuposaunen. Und aufs entschiedenste verurteilte er die Gegner Schlegels, die den Gelehrten auf die schmählichste Weise angriffen.

Näher schloß er sich nur an ein paar Berliner, wie Moritz und Julius Sotzmann, an, die nicht ohne Geist, eifrig in der Wissenschaft und angenehm im Umgang waren. Namentlich der ältere der zwei Brüder, eine leidenschaftliche, zur Schwermut neigende Dichternatur und ein begeisterter Verehrer Lord Byrons, fühlte sich zu Geibel hingezogen.

Große Freude empfand er, als zu Michaelis 1835 verschiedene Hanseaten, darunter Markus Niebuhr, nach Bonn kamen und mit ihm eine glückliche Zeit verlebten.

Außer mit seiner Familie stand er auch mit den treuen Freunden in der Heimat, so mit Wilhelm Wattenbach in Lübeck, dem späteren Professor der

Geschichte in Heidelberg und Berlin und bekannten Historiker, in regem Briefwechsel. In seinem Schreiben vom 25. Mai 1835 heißt es u. a.[1]): „Ich habe Heimweh wie der Schweizer nach seinen Bergen und denke ich an sie (die Freunde) zurück, so ist mir, als hörte ich das geheimnisvoll sehnsüchtige Alphorn erklingen, von dem Justinus Kerner singt. Und doch ist es auch hier so schön, besonders in diesen Frühlingstagen, wenn der sonnig blaue Himmel sich wolkenlos über den Rheinesufern wölbt und die blühenden Apfelbäume ihr duftendes Schneegestöber herabschütteln, und aus allen Büschen und Sträuchern das Lied der Nachtigallen ertönt."

Zwar floß in Bonn der Bronnen seiner Poesie recht ergiebig, doch hatte er nur wenige seiner dort entstandenen Gedichte für wert gefunden, sie in die erste Sammlung seiner Lyrik aufzunehmen. Als eine Perle dieser Dichtungen mag das „Wanderlied" in seiner ersten und letzten Strophe hier wiedergegeben werden:

Fröhlich in die Welt hinein,
In die blaue Ferne!
In der Frühlingssonne Schein
Wandre ich so gerne.
Strömt der Regen auch einmal,
Bald schon lockt der goldne Strahl
Mich zum Weiterziehen.

Von des Himmels blauem Zelt
Lacht die Sonne heiter,

[1]) Emanuel Geibel. Von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig, Georg Wigand, 1897. S. 57 ff.

Und durchs grüne Saatenfeld
Zieh ich singend weiter.
Vorwärts in die Welt hinein!
Leben will ich, fröhlich sein,
Niemand soll mirs wehren.

Lange aber hielt es ihn in Bonn nicht, wo er gleich von Anfang an die Behaglichkeit des Daseins und den gemütlichen Familienverkehr, wie er ihn in Lübeck kannte, sehr vermißte. Man kann sich daher sein Glück vorstellen, als er von seinen Eltern die Erlaubnis erhielt, seine Studien in Berlin fortsetzen zu dürfen. Die Berliner Universität lockte ihn umso mehr, als dort auch sein genannter Jugendfreund und Landsmann Ernst Curtius seinen Studien oblag. In der preußischen Metropole widmete er sich ausschließlich der klassischen Philologie, der romanischen Literatur und der Philosophie. Der Theologie hatte er ein für allemal den Rücken gekehrt. Über die Gründe, die ihn dazu bewogen haben mögen, sprach er sich im Alter mit folgenden Worten aus:

Religion und Theologie
Sind grundverschiedne Dinge,
Eine künstliche Leiter zum Himmel die,
Jene die angeborne Schwinge.

In Berlin erwartete ihn neben Ernst Curtius und Carl C. Th. Litzmann der Genosse des ersten Bonner Semesters, Heinrich Kruse, der spätere Dramatiker und langjährige Schriftleiter der „Kölnischen Zeitung". Schließlich gesellte sich noch Adolf Friedrich von Schack hinzu.

Die preußische Residenz gefiel dem Bruder Studio ungemein. Berühmt durch „Tee, Parade, Weißbier, Sand“, bot ihm die Stadt sehr viel Neues und Interessantes. Er schwelgte in Museen und Theatern und ließ es sich nicht nehmen, so oft wie möglich ein klassisches Stück oder eine Oper von Mozart oder Beethoven zu besuchen. Die Empfehlungsbriefe, die er von Lübeck mitgebracht hatte, öffneten ihm die Türen der einflußreichsten und bedeutendsten Männer. So war er Gast bei dem Naturphilosophen Heinrich Steffens, dem Kirchenhistoriker Neander, dem Schriftsteller Dr. Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis seine vielgelesenen Romane schrieb, dem Kriminalisten und Schriftsteller Julius Eduard Hitzig, dem Dichter Adelbert von Chamisso, an dessen Musenalmanach er fleißig mitarbeitete u. a. m. Mit dem Dichter und Kunsthistoriker Franz Theodor Kugler verband ihn bald eine innige Freundschaft, und mütterliche Liebe fand er bei der wunderlichen Bettine von Arnim.

In Berlin traf er auch mit seinem alten Gönner, dem berühmten Schriftsteller, Sammler und Kulturhistoriker Carl von Rumohr, zusammen, der dem jungen Dichter stets mit der größten Freundlichkeit entgegengekommen war. So hielt es Geibel für seine Pflicht, ihn in seinem Hotel, Stadt Rom, aufzusuchen. Rumohr empfing ihn höchst liebenswürdig und der Poet mußte ihm mancherlei erzählen, während Rumohr, wie er dies gewöhnlich tat, an einer Federzeichnung arbeitete. Als er ziemlich damit zu Ende war, sagte er plötzlich: „Sehen Sie, das muß ich für die Bettine,

die mich in einem höchst originellen Briefe darum ersuchte, machen." Zugleich reichte er seinem Besucher das in Versen abgefaßte Schreiben der Dame hin, das auf Seidenpapier mit Bleistift hingekritzelt war und mit den drolligen Worten endete:

Den Felsensaal
Den mal'
Mit seinem durchbrausenden Strom,
Dann komm
Und bring' mir's selber,
Du Spaniolgelber!

„Tun Sie mir den Gefallen," so fuhr er dann fort, „und bringen Sie ihr das Ding hinüber, wenn's fertig ist. Ich darf mich heut' nicht bei ihr festsetzen." Geibel erfüllte gern diesen Wunsch und bald darauf stieg er mit der vollendeten Zeichnung die Treppe zu der Wohnung der Bettine hinauf. Er wurde sogleich vorgelassen. Als er eintrat kam sie ihm in einem sehr einfachen Hauskleide, das Haar ein wenig wild um den Kopf hängend, entgegen. Nachdem sie ihn ausgescholten, daß er sich so lange nicht bei ihr hätte sehen lassen, mußte er sich zu ihr setzen, und das Gespräch war bald im Gange. „Ich möchte Euch gern von dem mitteilen, was sie sagt," so schrieb er aus Berlin, den 15. Februar 1837 an seine Eltern, „aber so etwas läßt sich nicht schwarz auf weiß wiedergeben. Nur sie selbst kann sich schreiben, sonst Niemand, selbst Goethe nicht, man vergleiche nur ihr Buch und seine daraus gezogenen Gedichte."

Durch Kugler und Hitzig wurde er in die „Literarische Gesellschaft“ und die vornehmste dichterische und künstlerische Vereinigung jener Zeit, den „Tunnel über der Spree“, eingeführt. Dort lernte er die im Berliner Geistesleben tonangebenden Persönlichkeiten kennen. Von diesen berühmten Dichtern, Bühnenkünstlern, Malern und Bildhauern seien nur hervorgehoben: Ernst Raupach, Karl von Holtei, Freiherr von Gaudy, Paul Heyse, Friedrich Wilhelm Gubitz, Johann Gottfried Schadow, O. Friedrich Gruppe, August Kopisch, Freiherr Joseph von Eichendorff, Ernst von Houwald und andere. Einige Bekanntschaften, wie die mit Ernst von Houwald, führten zu engeren Beziehungen. Diesen „überaus freundlichen Greis“, wie er ihn nennt, der als Landsyndikus der Markgrafenschaft Niederlausitz sich während des Landtages in Berlin aufhielt, hatte er bald ins Herz geschlossen. In einem Briefe an die Seinen schildert er ihn als einen Mann von hohem Wuchs und edler Haltung, über dessen ganzes Wesen jene stille Heiterkeit ausgebreitet sei, die namentlich seinen Kinderschriften einen so liebenswürdigen Reiz verleihe. Gern folgte er daher einer Einladung des alten Dichters, von Berlin einen Abstecher nach seinem Schlosse Neuhaus in der Niederlausitz zu machen. Im August 1837 verlebte er dort überaus glückliche Tage. Er fand den liebenswürdigsten Familienkreis, der ihm je vorgekommen. Ein stiller, friedlicher Geist wehe durch das Haus und jeder, der nur einmal eingetreten, möchte dort Hütten bauen. Der Hausvater mit seiner biederen Herzlichkeit und

die freundlich mitteilende Mutter wohnten auf Schloß Neuhaus inmitten von fünf Töchtern, Wilhelmine, Emma, Florentine, Kamilla, Margarete, und einem Sohne Heinrich. Bald gewöhnte er sich an die ländliche Häuslichkeit, von der er nachstehende idyllische Beschreibung gibt: „Des Morgens um 6 Uhr versammelt man sich auf der Gartenterrasse zum Frühstück und eine Stunde wird dabei verplaudert. Dann geht jeder an sein Geschäft in Küche, Keller und Garten. Ich bin gewöhnlich mit beim Obstpflücken und habe alle Handgriffe dabei schon vollkommen gelernt. Später setzen die Mädchen sich mit Handarbeiten in eine der vielen Lauben und dabei wird gesprochen oder vorgelesen bis gegen 1 Uhr. Dann setzt man sich in den großen Familiensaal mit den Ahnenbildern, dessen Kuppel durch mehrere Stockwerke geht, zu Tische, wo ein einfaches, aber solides Mahl uns erwartet. Der Nachmittag vergeht wieder unter mancherlei Beschäftigungen und den Abend bis zu Tisch füllt gewöhnlich ein Spaziergang aus. Nach Tisch gehts auf die Terrasse, auf die gerade in diesen Tagen der herrlichste Mondschein fällt, und Lieder und vertrautes Gespräch machen den Beschluß des angenehm verlebten Tages. Bald nach 10 Uhr gehe ich auf meine mit Hirschgeweihen geschmückte Stube und versinke bald auf weichem Bett in den erquickendsten Schlaf."

Auf der Rückreise nach Berlin wählte er nicht den direkten Weg. Denn zu jener Zeit herrschte in der preußischen Hauptstadt die Cholera in fürchterlicher Weise. Und da man sich auf Schloß Neuhaus erzählte, daß Mecklenburg eine Quarantäne errichtet habe, ent-

schloß er sich, die Reise über Wittenberg und Hamburg zu machen.

In Bonn und in Berlin befleißigte sich der junge Musensohn der größten Sparsamkeit. Es ist rührend, zu lesen, wie er in den Briefen an die Mutter Rechenschaft über alle seine Ausgaben gibt und nur im äußersten Fall, wenn es unbedingt notwendig schien, an sie die Bitte richtet, ihm mit etwas Kleingeld auszuhelfen, damit er seinen unumgänglichen Verpflichtungen nachkommen könne. Bald nach seinem Eintreffen in der rheinischen Universitätsstadt macht er Mitteilungen über die Ausgaben seiner Reise. Die Fahrt mit Postkutsche von Lübeck nach Bonn kostete insgesamt 47 Reichstaler und 5 Groschen. Dazu kamen 6 Reichstaler für die Immatrikulation und 3 Louisd'or für die von ihm zu hörenden Kollegia, also 23 Reichstaler, in Summa 70 Reichstaler. Da er von Hause 123 Reichstaler mitgenommen, blieben ihm noch 25 Reichstaler fürs Quartier, womit er, wie er schrieb, durchzukommen hoffe.

In Berlin merkte er aber zu seinem Schrecken, daß in seiner Börse eine beängstigende Ebbe einzutreten begann. In einem Briefe an die Mutter vom 18. Februar 1836 klagt er gar beweglich, daß das lange Quartal diesmal an und für sich mehr gekostet habe als die früheren. Dazu kämen mehrere außergewöhnliche Ausgaben. Das Abgangszeugnis betrage 5 Reichstaler und um nur einigermaßen anständig seine Abschiedsvisiten machen zu können, bedürfte er notwendig einer neuen schwarzen Hose, die er nur für 6 Reichstaler kaufen könne. Sein sonstiges Zeug hätte öfter ausge=

bessert werden müssen. Für alle diese Sachen reiche zwar noch seine Kasse, doch werde er schwerlich auch die Reisekosten von Berlin nach Lübeck bestreiten können. In gedrückter Stimmung fügt er hinzu: „Ich fühle es wohl, wieviel ich Euch koste. Aber das Bewußtsein, jede unnötige Ausgabe vermindert, ja manches Gewohnte sich versagt zu haben, gibt mir den Mut, Euch um Reisegeld zu bitten. Wollt Ihr Euch von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen, so erkundigt Euch nur einmal bei Senator Gaedertz, wieviel mehr sein Sohn außer seinem Reisegeld noch gebraucht hat, als ich. Und doch hat auch dieser keine nutzlosen Ausgaben sich zuschulden kommen lassen."

Diese Bonner und Berliner Briefe berühren uns auch durch die freimütige Sprache und die Bekenntnisse einer reinen und edel denkenden Seele ungemein sympathisch. Der Poet und Naturschwärmer verleugnet sich darin in keiner Weise. Wie köstlich und reizvoll sind z. B. die Schilderungen seiner Fußreisen, die er namentlich in den Ferien unternahm. Eine scharfe und feinsinnige Naturbetrachtung und ein überaus empfängliches Gemüt für die frischen Eindrücke, die er gewann, machen diese Zuschriften höchst lesenswert. Hier nur ein Pröbchen seiner Stimmungsmalerei. Über eine Pfingstreise im Jahre 1835 heißt es in einem Schreiben vom 25. Juni jenes Jahres: „Um 11 Uhr nachts brachen wir auf. So gings dann fort durch die hohen, wehenden Akazienalleen und dann auf bebuschtem Fußsteig, schroff über dem Rhein, auf dessen hohl brausenden Wassern die irren Streiflichter des Mondes märchenhaft flimmerten und tanzten. Als es

fern zu dämmern begann und der erste Morgenwind kühl über die Felder fuhr, kehrten wir in ein Dorf ein und tranken Kaffee. Nach einer halben Stunde zogen wir wieder fort, dem glühenden Morgenrot entgegen, das indessen jenseits des Stromes in voller Pracht heraufgestiegen war. Die Lerchen wirbelten fröhlich im heiteren Blau, die Wachteln schlugen im hohen Korn. Wir mußten auch singen, und mit lustigen Burschenliedern begrüßten wir die aufgehende Sonne. Nach 4 Uhr kamen wir in Köln an . . . Erhitzt, bestaubt und ermüdet kamen wir am hohen Nachmittag in Solingen an. Dann marschierten wir weiter bergauf, bergab, durch die engen grünen Täler, die die schwarze, vielgeschlängelte Wupper bildet, voll heller, freundlicher Häuser, grausteinerner Brücken und hoher schattiger Bäume. Als die Sonne sich bereits zum Untergang neigte, schritten wir auf Schlangenpfaden von einem breiten Bergrücken in ein weiträumiges Tal hinauf, aus dessen Tiefe uns durchs Grün der Buchen glänzende Kirchtürme und blanke Dächer in der goldenen Abendbeleuchtung entgegenschimmerten. Es war das große, lebendige Elberfeld mit seiner bunten Fabriktätigkeit, das sich allmählich vor unseren Blicken ausbreitete. Zum ersten Mal hatte ich hier den Anblick einer durchaus modernen Stadt, kann indessen nicht sagen, daß sie einen besonders angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Wenn man in den langen, gleichmäßigen Straßen hinläuft, so kommt es einem vor, als wäre der ganze Kram von Postpapier und man könnte ihn umblasen. Dazu kommt, daß mir in ganz Elberfeld kein einziges ausdrucksvolles Gesicht be-

gegnete, ſondern lauter flache Köpfe, auf die einige ſtereotype Züge raſch abgedruckt zu ſein ſcheinen. Am Sonntag Morgen weckte uns die frühe Pfingſtmuſik. Wir griffen nach unſern Wanderſtäben und zogen über die ſonnigen Berge hinaus ins ſchöne Barmen, das in ruhiger Heiterkeit in ſeinem breiten, grünen Talgrunde liegt . . . Gegen Mittag erreichten wir Düſſeldorf. Düſſeldorf iſt eine ſchöne Stadt und mit Vergnügen durchſtreifte ich die Plätze, die Straßen und den prächtigen Schloßgarten und vergegenwärtigte mir dabei die anſchauliche Beſchreibung ſo mancher Einzelheiten von Heine, welcher, zu Düſſeldorf geboren, im 2. Bande ſeiner Reiſebilder ſeiner Vaterſtadt ein recht hübſches Denkmal geſetzt hat. Auch das ſeltſame Künſtlerleben der hieſigen Malerſchule hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, indem ich ſie nachmittags in einem öffentlichen Garten verſammelt fand. Ebenſo beſuchte ich die Gemäldegalerie und die Ateliers."

Große Freude bereitete es Geibel, als er in Berlin im Juni 1836 durch den Beſuch ſeines Vaters und ſeines Bruders Konrad, der ſich der Tonkunſt gewidmet hatte, überraſcht wurde. Von dem nun folgenden idylliſchen Zuſammenleben mit Beiden berichtet er der Mutter getreulich: „So hauſen wir denn friedlich und vergnügt bei einander. Des Abends mache ich Tee, des Morgens Kaffee. Alles übrige beſorgt die Aufwärterin . . . Mittag aßen wir in einer Reſtauration, am Abend machten wir einen Spaziergang in den Tiergarten. Dieſen Augenblick iſt Vater aus, um Beſuche zu machen und Konrad ſitzt in der Nebenſtube am Pianoforte und phantaſiert. Er hat heute bereits die tür-

tische Musik bei der Schloßwache gehört und wird, da in diesen Tagen die Gluck'sche „Iphigenie" wieder gegeben wird, wohl nächstens die Oper besuchen."

In den letzten Tagen, die er in Spreeathen zubrachte, las er den Roman von Heinrich Steffens, betitelt „Revolution", der ihn jedoch arg enttäuschte. Seine frühere schwärmerische Begeisterung für den mystischen Philosophen verflog dadurch allmählig. Er hatte ein vollendet durchgearbeitetes Kunstwerk erwartet und fand statt dessen eine Reihe mosaikartiger, willkürlich durcheinander geworfener Szenen. Seinem Unmut über die dahin geschwundene Illusion gibt er in einem interessanten Briefe Ausdruck, den wir auszugsweise aus dem Grunde mitteilen, weil daraus ersichtlich ist, daß das scharfe Milieu der Berliner literarischen Kreise nicht ohne Einfluß auf sein kritisches Urteil geblieben war. „Daß vieles Geistreiche in dem Buch ist, das steht außer Zweifel; aber wenn ich den Roman als Roman betrachte, so ist und bleibt er ein planloses Gemisch bunter Bilder. Zuerst werden wir in eine interessante Handlung eingeführt, aber kaum hat sie uns in sich hineingezogen, so müssen wir plötzlich sechzig Jahre zurückspringen; andere Gegenden, andere Personen treten auf, und zwar wird dies Nebenwerk, das doch nur dazu nötig war, einen in der Hauptgeschichte handelnden Charakter zu entwickeln, mit derselben detaillierten Genauigkeit ausgeführt, als die Haupthandlung selbst. Dann folgt wieder ein Ereignis, aber der Erzähler gibt uns keine Gesamtanschauung davon, sondern statt dessen müssen wir mühsam drei bis vier Personen folgen, deren verschiedene Erleb-

nisse dabei mitdurchmachen und endlich von allen entgegengesetzten Seiten auf dem einen uns schon bekannten Punkt anlangen. Derselbe Fehler wiederholt sich durch das ganze Buch hindurch; nirgends tritt er so grell hervor als am Ende des zweiten und am Anfang des dritten Bandes, wo wir den Mordversuch auf den jungen Fürsten fünfmal ansehen müssen. Überhaupt fehlt dem Buche aller Fortschritt der Handlung, alle planmäßige Entwicklung; wir stehen plötzlich am Ende und wissen nicht wie. Die Dunkelheiten, die durch das Ganze gewaltet haben, sind noch immer nicht gehoben und müssen nachträglich in einem eignen Abschnitt: „Adrian und Louvet" aufgeklärt werden, der uns gerade auf den Punkt führt, wo die Handlung beginnt. Also ist der ganze Roman ein Kreis, in dem der Leser an der Nase herumgeführt wird; und nicht einmal auf ebenem Wege, sondern durch die verwickeltesten und schwierigst zu behaltenden Verhältnisse. Von der großen Unwahrscheinlichkeit vieler Ereignisse will ich gar nicht reden, sondern es ruhig geschehen lassen, daß Edward ertrinkt, erstickt und erschossen wird und immer wieder auflebt, sondern nur das bemerken, daß Steffens, wenn er uns eine Revolution vorführen wollte, selbst dies nicht einmal erreichte. Denn in dem ganzen Buch ist nicht eine Spur davon. Was uns vorgeführt wird, ist eine von Einzelnen sehr künstlich ausgedachte und angelegte Verschwörung, aber keine Revolution. Die Revolution geht nur von der Gesamtmasse aus, sie ist ein weltgeschichtliches Ereignis, in dem sich der Sinn eines ganzen Volkes ausspricht. Darum waren die Umwälzungen gegen das Ende des

vorigen (18.) Jahrhunderts, darum die Unruhen der Julitage Revolutionen. Aber kleinliche Machinationen zur Aufhetzung des Pöbels, gehässige Versuche eines engen Bundes zum Umsturz der bestehenden Ordnung können nie und nimmer Anspruch auf jenen Namen machen."

Auf klassischem Boden.

Wie Lord Byron und noch viele andere Dichter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für Griechenland und den Freiheitskampf von Hellas schwärmten und in mehr oder weniger schwungvollen und gelungenen Gedichten die Hellenen verherrlichten, so hatte auch der junge Dichter Sehnsucht nach jenem Lande seines Ideals. Seitdem Ernst Curtius einen Ruf nach Athen als Erzieher im Hause des Kabinettsrats Brandis, des Vorlesers der Königin Amalie von Griechenland, erhalten, bemächtigte sich seiner eine gewisse Unruhe und immerfort dachte er darüber nach, wie auch er es ermöglichen könnte, in Griechenland zu leben und zu wirken. Mit großer Freude nahm er daher den Antrag, der ihm durch Bettine von Arnim und Herrn von Savigny zu teil wurde, eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten in Athen, Herrn von Katakazy, zu bekleiden, auf, zumal die Bedingungen für einen so jungen Mann glänzende waren. Er erhielt nämlich neben freier Station 2000 Francs jährlich. Wie jauchzte er, daß es ihm vergönnt sein werde, Athen zu sehen und alle Tage Sonnenschein zu genießen!

Bevor er sich jedoch zur Abreise anschickte, war es für ihn notwendig, zu promovieren. Da man zu jener Zeit an deutschen Universitäten noch in absentia

den Doktor machen konnte, wandte er sich an die philosophische Fakultät zu Jena mit der Bitte, ihm den Doktorgrad erteilen zu wollen. In dem lateinisch geschriebenen Lebenslauf sagte er u. a., daß er in das Griechentum gründlich und mit erweitertem Blick eingedrungen sei, auch habe er sich mit den übrigen Denkmälern griechischer Eigenart, namentlich Aristophanes, wobei die vortreffliche Erklärung des geistvollen Gustav Droysen ihm sehr genützt, beschäftigt. Ebenso habe er sich mit dem Studium der römischen Autoren, namentlich der Elegiendichter, befaßt. Nicht minder sei die Archäologie zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht worden. Die Liebe für dieselbe sei durch die herrlichen im Berliner Königlichen Museum aufbewahrten alten Monumente geweckt worden. Nun, da ein ungeahntes Glück ihn selbst den klassischen Boden betreten lasse, hoffe er, die auf der Akademie betriebenen Studien mit noch größerem Nutzen in Athen fortsetzen zu können. Er stützte sein Gesuch auf eine Abhandlung über die römischen Elegiendichter. Doch sei diese Arbeit noch nicht vollendet, er wolle sie aber der Fakultät baldigst einsenden. Weil er nun auf längere Zeit das Vaterland verlassen und in ein Land gehen wolle, wo ihn weder Jemand kenne, noch die Menschen so vorurteilsfrei wie in Deutschland denken, so liege ihm selbstverständlich sehr viel daran, seine Fähigkeiten durch Verleihung der höchsten Ehren in der Philosophie schon jetzt auch äußerlich gekrönt zu sehen, natürlich unter der Bedingung, daß er die erwähnte Dissertation später einreiche. Im Falle solcher Wohltat und Gunst werde er sich nicht allein auf das

Emsigste bemühen, des Vertrauens der Universität sich würdig zu erweisen, sondern er werde auch zeitlebens dankbar dafür sein. Ob Geibel je eine Dissertation geschrieben und sie der Jenenser Universität eingereicht hat, ist fraglich. Jedenfalls zweifelten die Professoren der berühmten Hochschule nicht an dem Versprechen des damals bereits rühmlichst bekannten Dichters, dessen Fortkommen sie in keiner Weise hindern wollten, denn die Universität erfüllte seinen Wunsch und sandte ihm den Doktortitel.

Wie der zweijährige Aufenthalt in Berlin in fruchtbarster Weise seinen Geist anregte und die Blüten seines Genies zeitigte, so haben auch die zwei Jahre, die er in Griechenland zubrachte, Epoche in der Entwicklung der dichterischen und ästhetischen Veranlagung des Poeten gemacht. Natur, Menschen, Verhältnisse vereinigten sich, um den noch vielfach schlummernden Genius in ihm zu erwecken und ihm die Weihe eines Berufenen und Auserwählten zu verleihen. Das herrliche Land mit seinen klassischen Erinnerungen und Baudenkmälern, viele Reisen während des Sommers zu Kephisia, im Winter zu Athen, der südliche Himmel, philologisch-poetische und psychologische Studien und Beobachtungen, die er namentlich im Hause des Diplomaten Katakazy machen konnte, all dies wirkte zusammen, um höchst erfreuliche Ergebnisse zu zeitigen.

Nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt Lübeck ging die Reise durch die Lüneburger Heide über Braunschweig, Halle, Leipzig nach Bayern hinein über Hof, Bayreuth, Nürnberg und München. In einer wundervollen Mondnacht zwischen Verona und Padua ent-

stand das Lied: „Schon fängt es an zu dämmern". In Venedig hielt er sich einige Tage auf. Diese Stadt erschien ihm wie ein steinernes Märchen, als eine Stätte der Wunder. Noch immer großartig über alle Erwartungen, aber es wehe ein Hauch der tiefsten Wehmut in diesen Kanälen, zwischen diesen Marmorpalästen, die ihrem Verfall entgegensehen. Er fürchte, es werde eine Zeit kommen, wo die Lagunen über die Trümmer prächtiger Kirchen hinwegspülen, wo Seegras und hohe Meergewächse wild aufgeschossen über zerbrochenen Säulenschäften wuchern werden.

Bei seiner Ankunft im Hafen von Piräus im Mai 1838 begrüßte ihn Ernst Curtius aufs Freundschaftlichste, ihm viel Glück zur neuen Laufbahn wünschend. Anfänglich erschien alles in rosigstem Lichte. Der junge Lübecker Erzieher hatte im Hause des reichen russischen Gesandten ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, einen Bedienten, durfte ein vortreffliches Pferd zum Ausreiten benutzen und auch die Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig. Selbst der deutsche Rheinwein fehlte nicht. An geistreichen, erfahrenen und gewandten Persönlichkeiten war gleichfalls kein Mangel. Doch immer mehr stellte es sich heraus, daß seine beiden Zöglinge zwar begabte, aber auch sehr verzogene und schwer zu behandelnde Knaben waren, mit denen er viel Ärger hatte. Auch darf wohl ausgesprochen werden, daß, im Gegensatz zu Curtius, der sich in seiner Stellung sehr wohl fühlte, er über kein besonders hervorragendes pädagogisches Talent verfügte. Er geriet leicht in Jähzorn und wurde nervös, so daß sich seiner allmählich eine Stimmung der Bitterkeit bemächtigte,

die das so idyllisch und poetisch erscheinende Leben immermehr umdüsterte.

Anfänglich freilich hing der Himmel voller Geigen, solange Ernst Curtius in Kephesia weilte und er sich an seinem Umgang erquicken konnte; als aber dieser mit dem Kabinettsrat Brandis und dessen Familie nach dem Piräus zog und er sich geistig vereinsamt fühlte, wuchs seine Enttäuschung immer mehr.

Am besten beleuchten die Jahre seines Aufenthalts in Griechenland die an seine Mutter fleißig geschriebenen Briefe[1]). Bereits zwei Monate nach seiner Ankunft berichtet er ihr, daß er zwar mit den Eltern seiner Zöglinge fortwährend im besten Einvernehmen lebe, daß ihm aber die Kinder täglich Not und Ärger bereiten und er nur abends, wenn er auf seinem Zimmer sitze oder im Freien herumstreife, sich glücklich fühle. Sein Zustand wäre unerträglich, sollte er immer so bleiben. Da er ihn aber als eine bloße Bildungs- und Übergangsstufe, als eine ernste Schule für den inneren und äußeren Menschen betrachte, so sei er zufrieden.

Noch trostloser ist ein Bericht, den er einen Monat später der geliebten Mutter abstattet. Er bekennt ihr, daß er von Tag zu Tag immer mehr zu der traurigen Einsicht komme, daß sich in den Gemütern der Kinder wenig Gutes wirken und schaffen lasse. Sie seien von Grund aus verstockt und verdorben, ihr Leben sei ein fortwährender Zank, ihre Lust die Schadenfreude und wenn er sie lachend wie im Triumph auf sich zusprin-

---

[1]) Vergl. Emanuel Geibels Jugendbriefe, herausgegeben von Fehling, Berlin 1909, 130 ff.

gen sehe, so wisse er, daß er nichts als gehässige Hinterbringung und vergrößerte Anklage zu erwarten habe. Weder Güte noch Strenge fruchten, selbst die letztere könne nicht immer so angewendet werden, wie sie wohl sollte, da der eine der Jungen sich nur zu häufig geschickt hinter die Mutter zu flüchten wisse und er natürlich offenen Skandal vermeiden wolle. „Daß ich mich in solcher Lage, im ununterbrochenen Zusammensein mit solchen Geschöpfen nicht glücklich fühlen kann, ergibt sich von selbst und ich würde wahrlich schon der Verzweiflung nahe gekommen sein, wenn ich nicht ein Stück Poet wäre und meine Stunden hätte, die mich aus aller dieser Bedrängnis herausheben, daß auch nicht ein leiser Schatten davon in meine bunten Bilder hineinfallen kann. Übrigens kann ich nicht leugnen, daß ich schon mehr als einmal den Gedanken gehabt habe, die ganze Sache kurz abzubrechen und eine Stellung aufzugeben, die mich nicht nur an der eifrigen Fortsetzung meines Hauptstudiums hindert, sondern mich auf die Länge durch den ewigen Verdruß ruinieren muß. Bis jetzt hat meine kühle Vernunft freilich noch immer den Sieg über dergleichen aufkeimende Entschlüsse davon getragen. Allein ich weiß nicht, wie lange sie noch standhalten wird."

Der ehrliche brave Deutsche war über die losen Sitten, die im Hause des russischen Gesandten herrschten, sehr entrüstet und konnte sich nur schwer beherrschen, um nicht dagegen öffentlich aufzutreten. Er klagt seiner Mutter, daß er schon mehr als einmal deshalb ein derbes Wort auf den Lippen gehabt, doch habe er es noch immer hinuntergeschluckt, weil er einsehe, daß

damit nichts gewonnen, nur viel verdorben sein würde. Er begnüge sich ganz im Stillen damit, im Herzen dagegen zu arbeiten. Ein außerordentlicher Gewinn für ihn sei, daß er fortwährend reichhaltigen Stoff für interessante Beobachtungen finde. Die hohe Gesellschaft, die sich abends im Hause seines Brotgebers zusammenfand, sowie die Sitten und die Natur des Landes gaben ihm Anlaß zu allerlei wichtigen Bemerkungen. Sein Geist gewöhnte sich, auch das Unbedeutendste, was er sonst am Wege liegen ließ, zu beobachten. Seine Interessen erweiterten sich und der Kreis des Darstellbaren war für ihn unendlich viel größer geworden. Höchst interessant und reizvoll sind die vielen Genrebilder, Charakterstudien und Skizzen, die der Briefschreiber aus dem gesellschaftlichen Leben Athens entwirft. So erzählt er u. a. von einem türkischen Gesandten, der mit seinem Gefolge Gast im Hause seines russischen Kollegen gewesen. Er sei in einem ganz einfachen Kaftan von kirschroter Seide und in hellen Unterkleidern erschienen, nur die ungeheure Brillantagraffe, die an seinem Turban gefunkelt, habe seinen Rang erkennen lassen. Die Türken hätten sich ihr Recht, während des Essens zu rauchen und die Speisen mit den Fingern zum Munde zu führen, durchaus nicht nehmen lassen, was auch ziemlich gut von statten gegangen sei, da man, mit ihren Gewohnheiten schon bekannt, ihnen fast nur Fleisch, Reis und Kuchenspeisen, nebst frischen und getrockneten Früchten vorgesetzt habe. Nach Tisch habe man sich zum Kaffee unter einem großen Maulbeerbaum auf die Erde gesetzt, die mit prächtigen Teppichen und niedrigen Kissen be=

deckt gewesen sei und dort sei geraucht, geschwatzt und getrunken worden, bis endlich die Türken nach herzlichen Abschiedsküssen in langsamer Feierlichkeit abgezogen seien.

Dem Fenster Geibels gegenüber, jenseits der breiten Fahrstraße, habe sich ein Hügel erhoben, auf dessen Spitze eine alte nicht mehr benutzte Moschee und eine große Platane gestanden. Von dort her habe er in später Nachtstunde einen rauhen, von den Tönen einer Zither begleiteten Gesang herüberschallen hören. Neugierig habe er den Hügel erstiegen und ein Schauspiel gesehen, das seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt. Unter der Platane habe auf einer Strohmatte ein Grieche gesessen, der zu einer ziemlich eintönigen Melodie eine Art von Lied improvisiert, während drei andere mit flatternden Gewändern nach dem Takt einen Tanz aufgeführt, der sich in seinen verschiedenartigen Bewegungen um so malerischer ausgenommen, da die Gruppe nur von dem rötlichen Schimmer einer eisernen Lampe beleuchtet gewesen, die man in den Torbogen der alten Moschee gehängt hatte. „Bald waren die Tänzer getrennt und schwangen sich graziös aneinander vorüber oder nahten sich wie zum Gruße von entgegengesetzten Seiten, bald reichten sie sich die Hände und wandelten mit schwebender Bewegung in der Runde. Es war dies letztere kein eigentlicher Tanz, aber auch kein bloßer Schritt. Es war ein bestimmtes Maß darin, ein eigentümlicher Rhythmus, in dem der anapästische Takt vorherrschte und der nach dem Klange der Zither bald rascher fortschritt wie zum stürmischen Reigen, bald langsamer sich bewegte wie in feierlichem

Marsch. In ähnlicher Weise muß der Chortanz der altgriechischen Bühne gewesen sein und wer weiß, ob nicht gar in diesem Tanze der neue Grieche eine Spur antiker Sitte gehalten hat."

Attika lernte er bald ganz kennen, er erstieg den Gipfel des Penthelikon, Samaraton und schaute von den Trümmern des Palasttempels und Kap Sunium in das weite blaue Meer hinaus. Da lagen die Inseln um ihn her im Sonnenglanze, sein Auge vermochte sich nicht satt zu sehen an dem herrlichen Schauspiel und seine Seele jauchzte.

Nie bereute er es, nach Griechenland gegangen zu sein und fühlte tief, daß es so hatte sein sollen. Darin die Offenbarung der Gnade Gottes sehend überließ er sich vertrauensvoll der höheren Führung. Er findet nicht Worte genug, um die immer neue und herrliche Natur, den stets heiteren Himmel und das Land selbst, wo alle Steine reden, zu schildern und zu rühmen.

Wie sehr er auch in stillen Stunden sich nach der geliebten Heimat und den Seinen sehnte, so bereitete ihm doch der Gedanke an den düsteren Himmel und die frostigen Nebel Deutschlands Beklemmungen. Er harrte daher aus, obschon, wie wiederholt hervorgehoben wurde, ihm sein Erzieherberuf im Hause des russischen Gesandten schon lange verleidet worden war. In diesem Sinne schrieb er im April 1839 einmal sehr bezeichnend: „Ich muß offen gestehen, so sehr mich manchmal eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat ergreift, ich weiß kaum, wie ich mich in einem Lande wieder zurecht finden werde, wo es alle Wochen fünfmal regnet und alle Tage Philister gibt? Wer zöge

es nicht vor, da zu leben, wo selbst der Winter lächelt und wo die Nächte, die von jeher den liebsten Teil meines Lebens ausmachten, so über alle Beschreibung schön sind?"

Die Freude an dem griechischen Leben wurde noch erhöht, als er endlich Ende Mai 1839 die Beziehungen zu dem Katakazyschen Hause löste und nun frei und selbständig teils von seinen Ersparnissen, teils von dem Honorar für Stunden lebte, die er noch weiter in Athen gab. Im Hause eines Landsmannes, des Quartiermeisters Rupp in Athen, wohnend, verbrachte er im Kreise vertrauter Freunde und strebender Geister und in anregender Geselligkeit eine sehr glückliche Zeit. Besonders lehrreich und Geist und Körper erfrischend waren die vielen Studien- und Erholungsausflüge in die attische Landschaft, vor allem eine mit Ernst Curtius im Spätsommer 1839 unternommene mehrwöchentliche große Fahrt durch die Inselwelt des Ägäischen Meeres. In einer Zuschrift an die Mutter vom 25. September des genannten Jahres berichtet Geibel, daß diese Inselreise für ihn ein unaufhörlicher Wechsel neuer farbiger Bilder gewesen, indem das Vorhergehende stets von dem Nächstfolgenden an Reiz und Fülle überboten worden sei.

Eine Woche verbrachten die Freunde im Kloster der Kapuziner auf dem Castro, von wo eine reizende Aussicht auf ein blühendes Binnental der Insel sich darbot. Die ganze, wohnliche Einrichtung des Gebäudes, die schmackhaften Speisen, der herrliche Wein, der in glänzenden Kristallflaschen kredenzt wurde — all das machte sich auf angenehme Weise bemerkbar. Der

Patre Agostino war ein Sizilianer, ein Mensch von wahrhaft liebenswürdiger Art, fromm, ohne fanatisch, einfach, ohne schmutzig zu sein. Die Entdeckung, daß seine Gäste Protestanten seien, brachte in seinem Betragen gegen sie nicht die geringste Veränderung hervor. Er blieb hilfreich und diensteifrig wie zuvor und wenn er einen Wunsch in den Augen der beiden Deutschen lesen konnte, bemühte er sich, ihn zu erfüllen. Das ruhige Stilleben im Kloster der Kapuziner wurde durch den Besuch des Erzbischofs von Smyrna, der in Begleitung eines wohlbeleibten Dominikaners eintraf und sich ebenfalls bei dem genannten Patre einquartierte, unterbrochen. Der Bischof war von Rom nach der Insel Naxos gesandt worden, um einige Streitigkeiten, die zwischen den katholischen Geistlichen auf Naxos und dem dortigen Bischof obwalteten, zu schlichten. Jetzt wurde es lebendiger im Kloster und für Geibel und Curtius konnte diese Neuerscheinung nur interessant sein. Der Bischof behandelte die Beiden mit großer Auszeichnung und unterhielt sich gern mit ihnen über alte Poeten, sowie über fremde Länder und Völker. „Es war eine Freude", heißt es in einem Briefe Geibels an seine Mutter aus jener Zeit, „den Patre Agostino von einem süßsauren Hasenragout oder von einer Smyrnaer Melone sprechen zu hören. Da lispelten seine Lippen so gedämpft sehnsüchtig, ein verlangendes Lächeln spielte um seinen Mund und seine großen Augen glänzten in küchenkünstlerischer Begeisterung."

In freundschaftlichem Verkehr mit den gastfreien Mönchen dichteten und studierten sie zugleich, in alten

Chroniken der Klosterbibliothek Nachrichten über die Geschichte der Insel suchend. Auch ließen sie sich von den Patres Geschichten erzählen, deren Nachhall wir u. a. in dem später entstandenen Gedicht Geibels „Die Blutrache" noch wiederfinden.

Auf dieser Inselreise gaben sich die Jünglinge ganz der süßen Gewohnheit des Daseins hin. Es waren herrliche poetische Wochen, die sie dort verlebten. Die laue Luft der griechischen Sommernächte verscheuchte jeden Griesgram und der Dichter dachte hoffnungsvoll und sehnsüchtig der Geliebten in der Ferne mit dem Wunsche:

„Könnt ich doch hier, entfernt von der Welt, mit der Jugendgeliebten
Einmal grüßen den Lenz, wenn er mit Blüten sich schmückt
Oder in Muße den goldfruchtbringenden Herbst hinträumen,
Nichts als Lieb und Gesang in der beruhigten Brust!"

In Griechenland wurde in der Seele Emanuel Geibels der Gedanke zur Gewißheit, daß er nicht so sehr zum Gelehrten und Forscher wie zum Dichter geschaffen sei und daß die Poesie sein eigentlicher Lebensberuf werden müsse. Dazu trug wesentlich auch die Bekanntschaft mit den beiden gelehrten Göttinger Professoren bezw. Altertumsforschern Karl Otfried Müller und Adolf Schöll bei, die Anfang April 1840 nach Athen gekommen waren, um Griechenland und Kleinasien in archäologischer Beziehung zu studieren. Voll Verehrung und Begeisterung schloß sich

Geibel ihnen an. Was der berühmte Otfried Müller wußte, schaute er dichterisch und er faßte sein Glaubensbekenntnis zusammen in das Distichon:

„Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Aber der Tor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei!“

In Athen war die Muse unseres Lyrikers sehr fruchtbar. Er schrieb dort u. a. Sonette, Distichen, sowie zahlreiche Lieder, wie z. B. „Vorwärts“, „Woran ich denke“, „Der Sklav'“, „Platens Vermächtnis“, „Tannhäuser“, „Lied der Spinnerinnen“, „Rückerinnerung“, „Beim Feste“, „Das Mädchen im Hades“, „Elegie“, „Leichter Sinn“, „Morgenwanderung“, „Gute Nacht“ und manches andere.

Auch sammelte er fleißig neugriechische Volkslieder, die er später in meisterhafter Übersetzung oder, besser gesagt, Nachdichtung, herausgab. Treffend sagt Georg Kleibömer in seiner Schrift über Emanuel Geibel[1]), über den Einfluß, den Griechenland auf die volle dichterische Entfaltung des Geibelschen Genius geübt hat, daß Hellas eine außerordentlich wichtige Entwicklungsstufe im poetischen Leben des Sängers bedeute, die sich kurz als ein Schritt von Heine und den Romantikern zu Platen bezeichnen lasse. Während in der Berliner Zeit oft weltschmerzliche Einflüsse bei ihm eingewirkt und Wehmut, Herbstgedanken, Tod und ähnliche Begriffe vorgeherrscht, habe er in Griechenland das Dasein an sich als etwas Köstliches empfunden. Diese Lebensfreude sei in seine Lyrik übergegangen, sie

[1]) Gotha, Perthes. 1910.

stemple die Gedichte seiner ersten Sammlung und sei ein charakteristisches Merkmal der Geibelschen Poesie geblieben. Gerade durch diesen Gegensatz zur zeitgenössischen Lyrik lasse sich der große Beifall erklären, den der Dichter mit seinem Auftreten im deutschen Land gefunden. „War fortan die freudige Lebensbejahung der Grundton seiner Lieder, so hatte er auch für die dichterischen Formen in Griechenland feste Grundsätze gewonnen. Emsiges Studium der griechischen Klassiker gab ihm volles Verständnis für edles Maß in der Kunst. Platen hatte die antike Dichtungsform ins Deutsche übernommen und Geibel wurde sein Anhänger, nicht sein Nachahmer, denn dem Vorwurf, den man Platen machte, daß unter der marmorglatten Form die Gefühle zur Marmorkälte erstarrt seien, entging Geibel durch seine romantische Veranlagung, deren warmes Empfinden die strengsten Formen durchdringt."

Neben eigenen Dichtungen schuf Geibel in Griechenland nicht nur Übersetzungen und Bearbeitungen von Volksliedern, sondern auch noch eine Reihe Übersetzungen fremder Poeten.

Auf Korfu, das mit grünen Höhen und lieblichen Buchten malerisch aus dem tiefblauen Meer emporsteigt, trat ihm zum ersten Mal der Süden mit seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit entgegen. Die Wipfel der hohen blühenden Orangenbäume ragten über die grauen Festungsmauern. Zwischen den weißen Gartenhäusern standen in reizender Unordnung die Rosenbäume oder zogen sich Gänge und Lauben von Wein und Jasmin, überall auf den Höhen grünte Lorbeer und Myrthe und ein süßer Blumenduft, wie ihn der

Nordländer nur aus Liedern und Sagen kennt, würzte die ganze Atmosphäre. Auch Patras und das durch die bekannte Seeschlacht so berühmt gewordene Navarin sah er. Der schöne Golf von Lepanto, Missolunghi, Cap Matapan flogen an ihm vorüber, dann kamen unzählige Inseln, zuletzt Aegina und Salamis, und endlich, nachdem er das Grabmal des Themistokles vom Meer aus begrüßte, landete er in Piräus. Natürlich besuchte er auch die herrliche, vom Abendschein verklärte Akropolis.

In Athen schloß er manche Freundschaften, die für ihn von Wichtigkeit wurden. So lernte er u. a. den Grafen Wolf Baudissin, den bekannten Übersetzer, von dem der größte Teil der von Ludwig Tieck herausgegebenen Shakespeare-Übersetzungen herrührt, und der sich damals zu Athen aufhielt, kennen und wurde bald mit ihm befreundet. Sie machten mehrere Ausflüge gemeinschaftlich. Als er zum ersten Mal mit ihm die Akropolis bestieg, empfand er einen reinen Hauch der alten griechischen Welt. Er war wie berauscht, als er dort oben stand auf den sonnenwarmen Marmorfliesen und zwischen den Säulen des Parthenon und den fein ausgeführten Karyatiden des Erechtheums hinausblickte auf die Stadt, unter ihm, auf das Land mit seinen reizenden Berglinien, in denen die Formen dieser edlen Bauwerke vorgebildet erscheinen, und auf das hellblaue spiegelklare Meer mit seinen Inseln.

Sehr glückliche Tage verlebte er im Hause des Kabinettrats Brandis. Der ungezwungene und doch geistvolle Ton, der teilnehmende Sinn, die äußere Einfachheit bei dem inneren Reichtum taten ihm überaus

wohl. Wie beneidete er seinen Freund Curtius, daß er in einem solchen Hause das Feld seiner Wirksamkeit gefunden! Neben der Brandis'schen Familie war es der Hauptmann von Werthheimer mit seiner jungen, angenehmen Frau, deren Umgang ihm manche frohe Stunde gewährte. Es war ein lieber, offener Mann, der sich viel in der Welt umgesehen und dem jungen Erzieher mit Rat und Tat gern zur Seite stand. Auch versorgte er ihn stets mit neuer französischer Lektüre, deren freie Benutzung damals in Athen sehr wichtig war. Ferner verkehrte er gesellschaftlich mit dem deutschen Architekten Lorenzen und dem Professor Ulrichs.

Über die Stadt Athen selbst urteilte er dahin, daß man sich einen falschen Begriff machen würde, wenn man sich die Straßen der Hauptstadt Griechenlands überall als fortgesetzte Reihen von Häusern vorstellen wollte. Solche regelmäßige und stets auf beiden Seiten ununterbrochene Straßen habe Athen nur zwei, enge Gäßchen abgerechnet, in denen sich Bude neben Bude befinde. Auch sei an Straßenbeleuchtung und Straßenpflaster noch nicht zu denken. Die einzelnen großen Reste des Altertums liegen meistens ziemlich außer dem Bereiche der Häuser. Die Akropolis mit ihren herrlichen Bauwerken sei durch ihre Höhe schon von der übrigen Stadt geschieden. Die prächtigen Überreste des riesenhaften Jupitertempels, vielleicht das Großartigste, das uns die alte Zeit hinterlassen, erheben sich von der Burg und lagen wohl niemals eigentlich innerhalb der Ringmauer. An die Häuser der Vornehmeren schließen sich meistens kleine Gärten oder

doch geräumige Höfe an und die einzelnen Palmen oder Cypressen, die von hier aus über die Mauern blicken, erquicken das vom heißen Sonnenglanz ermattete Auge auf angenehme Weise.

Mit Nachdruck hob Geibel hervor, daß der Aufenthalt in Griechenland dem unbefangenen Beobachter der Natur namentlich große Aufklärung über die Mythologie gewähre.

Hier erst sei es möglich, das innerste Wesen der alten Götterlehre und Heldensage zu fassen, denn jene Mythen seien nicht das zufällige Produkt einzelner begabter Köpfe, sondern unmittelbar aus dem Boden gewachsen und durchaus von dessen Natur bedingt. Daher sei es verkehrt, wenn die Gelehrten in ihren Studierstuben aus staubigen Büchern ein System der Mythologie konstruieren wollen, statt daß sie nach Griechenland kämen, um sich Land, Meer und Himmel mit offenen Augen und empfänglichen Herzen anzusehen.

In den Briefen an die Mutter äußert sich Geibel einmal auch über Rußland, und man wird gewiß gerade jetzt sein Urteil über die Moskoviter mit Interesse hören. Der russische Gesandte sollte nämlich nach seinem Vaterlande abberufen werden und er legte es dem Erzieher seiner Kinder nahe, ihn dahin zu begleiten. Über diese Zumutung schreibt er nach Hause: „Auch wenn alles anders stünde, würde ich großes Bedenken tragen mitzugehen .... Rußland — das ist ein kalter Gedanke, der einem wie Schneegestöber auf die Seele fällt; es muß

dort ein traurig langweiliges Leben sein — keine Blumen, keine Poesie, kein Leben; nichts als Ebenen und Wälder und Schnee; und in den Wäldern leibeigene Bauern, und auf der Fläche prächtige Städte mit breiten Straßen, aber Alles kalt, die Häuser und die Herzen. Ich möchte das wohl einmal im Fluge sehen, aber dort hofmeistern — schrecklicher Gedanke! Wie freundlich winken dagegen das schöne Griechenland und das liebe heimatliche Deutschland. Ja, Griechenland ist schön, namentlich jetzt, wo der Herbst in goldenem Sonnenduft Abschied nehmend über die rötlichen Berge zieht. Die brennende Sommerhitze ist vorüber, einzelne Regentage haben mit rauschenden Güssen das Land erfrischt; in den Tiefen grüßt es aufs neue. Mit ewigem Farbenwechsel erquicken die Gebirge das Auge, wie ein silberner Spiegel blitzt das Meer herauf und der Himmel und die Wolken — da ist alles ein Schmelz, eine Glut, ein reizendes Farbenspiel, das alle Schattierungen durchmacht vom reinsten Lichtblau bis zum tiefsten brennendsten Purpur. Dabei weht um Mitternacht ein leiser Wind, der die Strahlen besänftigt, von der See herüber, und wenn man um diese Zeit an den Ufern des trocknen Ilyssus am Fuß des Hymettus hinwandert, oder nordwärts dem Parnasz entgegen durch den Ölwald der alten Akademie, da legt sich wirklich eine klassische Ruhe um die Seele und man glaubt die Stimmung zu verstehn, in welcher Sophokles seine Tragödien schrieb und Plato seinen Ideen nachging."

In den Salons des Gesandten ging es gar oft,

namentlich bei festlichen Anlässen, sehr hoch her. Natürlich mußte der Hofmeister, der bald ein Liebling der vornehmen Gesellschaft von Athen wurde, denselben auch beiwohnen. Von diesen eigenartigen und geräuschvollen Vergnügungen entwirft er sehr anziehende Genrebilder: „Diese Bälle haben ihr Interessantes, es läßt sich in der Welt nichts Bunteres denken. Man hört die verschiedensten Sprachen, sieht die mannigfaltigsten Trachten. Griechische und russische Offiziere in prächtiger Uniform, Herren der Gesellschaft in den Farben ihrer Nationen, hohe Beamte in schwarzer Zivilkleidung, alte griechische Häuptlinge in reicher goldverbrämter Nationaltracht mit Fesz und Fustanella, Reisende und Gelehrte, Künstler und Geistliche, das wühlt alles durcheinander; und dazwischen rauschen die Seidenschleppen, wehen die Federhüte der Damen, von denen ebenfalls einige in griechischen Kostümen zu erscheinen pflegen. Denkt euch dazu ein glänzend erleuchtetes, pomphaft und doch mit Geschmack verziertes Lokal, eine rauschende Musik, den Wiederschein aus unzähligen Spiegeln, die fröhliche Stimmung, die ein paar Gläser Champagner hervorbringen und ihr werdet den zauberischen Reiz begreifen, den solch ein Fest für eine Stunde haben kann! Nur die Damen könnten schöner sein. Ich habe bei den griechischen Frauen sehr selten eine ansprechende Gesichtsbildung gefunden, ein Mangel, der nicht einmal durch Anmut der Bewegung oder Grazie des Wuchses entschädigt wird. Sie sind meistenteils plump und wohlbeleibt; dazu kommt der allgemeine Gebrauch stark aufgetragener Schminke, der auch die vollendetsten Reize mir

widerwärtig machen würde; nur die Augen sind häufig ausdrucksvoll und feurig, wie es sich bei Töchtern des Südens erwarten läßt. Eine einzige klassische Schönheit ist mir vorgekommen, die Tochter Marko Bozzaris des Sulioten, die jetzt als Ehrendame der Königin diese überall begleitet. Dagegen ist das männliche Geschlecht des echt griechischen Stammes fast durchgängig schön; die Albanesen aber haben einen entschieden slavischen Ausdruck."

Bei diesem Anlaß darf wohl auch eine Schilderung des griechischen Karnevals mit all seinen bunten Lustbarkeiten seitens Geibels am Platze sein. Dieser Karneval zeige sich in Athen in seiner ausgelassensten Heiterkeit. Vom Morgen bis zum Abend haben die Masken in den Straßen umhergeschwärmt und an einander, sowie an den Vorübergehenden mancherlei Mutwillen geübt, was nicht selten zu den lustigsten Szenen Veranlassung gegeben. Das Kostüm habe hauptsächlich in mit Goldpapier besetzten Hemden, bunten Schlafröcken und den wunderlichsten Zusammensetzungen aus fränkischer, griechischer, orientalischer Tracht bestanden. Besonders abends sei das Fest von bezaubernder Wirkung gewesen. Da seien große Feuer angezündet worden, Fackeln gebrannt, Fahnen geflattert und das Volk habe in seiner phantastischen Tracht zum Schalle der Zither und der dumpfen Tumba die wilde Romaika um die lodernden Flammen getanzt.

In die griechische Zeit fällt die Entstehung einer bereits erwähnten gemeinsamen Arbeit von Geibel und Curtius, nämlich das 1840 bei Weber in Bonn erschienene Büchlein „Klassische Studien", der

Königin Amalie von Griechenland mit einer schwungvollen Elegie zugeeignet. In dem Vorwort heißt es: „Teils die wiederholte Beschäftigung mit den Dichtern selbst, teils mancherlei Gespräche über früher in Deutschland erschienene Übersetzungen führten uns darauf, auch die eigenen Kräfte einmal in ähnlicher Weise zu versuchen. Auf unseren täglichen gemeinschaftlichen Spaziergängen, die uns bald auf die Höhe der Akropolis unter die Vorhalle des Parthenon, bald durch den Ölwald der Akademie nach dem Hügel von Kolonos, bald endlich an den prächtigen Säulen des Jupitertempels vorüber die felsigen Ufer des Ilissos entlang führten, diente es uns häufig zur Unterhaltung, einzelnen Dichterstellen ihr innerstes, eigentümlichstes Wesen abzulauschen, und sie dann in möglichst gediegener Form deutsch wiederzugeben. Abends wurden die Ergebnisse unserer kleinen Wanderungen, oft nur wenige Verse, nach nochmaliger Besprechung aufgeschrieben, und je öfter wir uns dieser willkommenen Arbeit überließen, desto anziehender wurden sie uns allmählig. So entstand in der anspruchlosesten Weise ein nicht unbedeutender Teil der vorliegenden Übersetzungen."

Emanuel Geibel hat den ästhetischen Gefühlen und Empfindungen, die ihn bei der Abfassung dieser griechischen Übersetzungen bezw. Nachdichtungen beseelten, in nachstehenden Versen Ausdruck gegeben:

Willst du ein wahres Gefühl ausströmen in keckem Gesange,
Daß es die Hörenden schnell wirkend und mächtig ergreift:

Immer gebrauche den Reim, er bahnt sich tief in die Herzen
Und läßt lange darin hallendes Echo zurück,
Und dir horchet das Volk und es dankt dir mancher, daß kunstreich
Du im Wort freigabst, was ihm die Seele bewegt.
Doch soll edel und klar aushallen ein großer Gedanke,
Der nach langem Bedacht dir in dem Haupte gereift,
Wahr, vollständig und frei von jedem bestechlichen Schmucke,
Wähl dir ein rhythmisches Maß, wie es der Grieche geübt,
Zwar nicht klingts vielstimmig um dich im Munde des Volkes,
Doch oft sinnt es dir nach, dankend, ein edles Gemüt.

Als sich die griechischen Tage ihrem Ende zuneigten, erklang in den Liedern des Dichters manch ein Ton des Heimwehs. Wie sonst las er fleißig die Odyssee, aber auch aus diesem ewigen Liede erklang für ihn nur noch das Gefühl der Sehnsucht nach der Heimat[1]):

Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
Da Ägeus' Flut wie lautres Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ists schön an jenem Meer!
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;

---

[1]) „Heimweh", (Juniuslieder).

Der Himmel wölbte sich kristallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zum leisem Zitherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt ich mich der Tränen.
Ich saß auf zack'gem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte;
Das sog ich durstig atmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein.
Und ward es still, dann blickt ich wieder
Hinab ins Buch auf meinen Knie'n
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee!

Wie sehr übrigens dem jungen Dichter selbst auf dem so geliebten griechischen Boden Deutschland ans

Herz gewachsen war, beweisen briefliche Äußerungen aus dem Jahre 1839 an seinen Freund und späteren Biographen Carl C. T. Litzmann, von denen nur die nachstehende, ihres dichterischen Feingefühls wegen, hier wiedergegeben sei[1]: „Es war einmal ein Knabe, der hatte ein blondes Mädchen sehr lieb. Sie war still und sanft und hatte große, blaue Augen, in denen eine tiefe, ernste Seele sich spiegelte. Sie liebte ihn auch, aber sie gestattete ihm nur selten einen Kuß, der aber dann umso heißer war. Wenn sie beisammen saßen, rauschten die Wipfel über ihnen, und die Vögel sangen; der Knabe blickte in ihre Augen und spielte auf der Zither. Abends aber ging er nach Hause und träumte die ganze Nacht von ihr. Aber es kam die Zeit, da er in die Welt mußte; er küßte sie zum letzten Mal und versprach, ihr treu zu bleiben bis an den Tod und zog fort, immer weiter und weiter, so weit der Himmel blau ist. Da kam er eines Morgens an ein großes Schloß, das auf einem Hügel im Walde lag. Fenster und Türen waren festlich geschmückt und frohe Menschen lagen rings im Grase umher, die hatten Kränze im Haar und sangen Lieder von süßen Weisen und tranken roten, blinkenden Wein. Unter ihnen war auch eine Jungfrau von hohem Wuchs und lieblicher Bildung. Sie war wie eine Königin anzusehen, und ihre großen, schwarzen Augen blickten lachend unter den dunklen Locken hervor. Sie ging auf den Knaben zu und lächelte freundlich und küßte ihn gleich auf die Lippen und sprach zu ihm:

---

[1]) Emanuel Geibel. Von Carl C. T. Litzmann, S. 48.

„Bleibe bei uns und sei froh, wie wir." Und der Knabe konnte dem Lächeln nicht widerstehen und kostete von dem Wein, den sie ihm darbot und setzte sich zu ihnen. So blieb er viele Wochen lang auf dem Schlosse, er dachte wohl an die ferne Geliebte und träumte von ihr und blieb ihr im Herzen treu, aber immer, wenn er weiter ziehen wollte, küßte ihn die schöne Jungfrau so süß und lächelte so zauberhaft schön, daß er sich nicht losreißen konnte. Sieh, lieber Litz, das erste Mädchen, das ist mein süßes blauäugiges Deutschland, die schöne feurige Jungfrau mit den schwarzen Locken ist das ewig sonnige Hellas, der Knabe aber bin ich. Den Schluß des Märchens weiß ich nicht, die Zukunft wirds schon zu Ende bringen. Mir fällt dabei das Eichendorffsche Lied von den zwei frischen Gesellen ein, ich habe es so oft mit Euch gesungen, wer weiß, ob nicht vielleicht die eine Hälfte davon an mir erfüllt wird."

Nachdem Geibel, wie gesagt, der Erzieherlaufbahn in der Hauptstadt von Hellas bei dem russischen Gesandten überdrüssig geworden, packte ihn die hier poetisch geschilderte Sehnsucht nach der Heimat. Die geliebten Eltern wiederzusehen, war für ihn ein dringendes Herzensbedürfnis. Welche Freude für dieselben, den Sohn wieder ans Herz schließen zu können! Leider fiel ein sehr bitterer Wermutstropfen in den Kelch seines Glückes im Elternhause, da zu Ostern 1841 seine Mutter dahinging. Sie, die allezeit ihm treu zur Seite stand und ihn in den kritischsten Lagen seines Lebens aufs eifrigste mit Rat und Tat unterstützte, wurde ihm viel zu früh entrissen, er verlor mit ihr

seinen festesten Halt. Seine frühere Heiterkeit, Fröhlichkeit und Lebenslust machte grüblerischen Anwandlungen Platz. Er verzweifelte an seinem Beruf, und auch eine gewisse Arbeitsunlust hatte sich seiner bemächtigt. Der besorgte Vater wußte sich keinen Rat, bis er auf den Einfall kam, dem Jugendfreunde Freiherrn Karl von der Malsburg auf Schloß Escheberg bei Kassel, dem hochsinnigen und liebenswürdigen Förderer der Kunst und Wissenschaft, zu schreiben und ihn zu bitten, dem jungen Poeten einige Zeit ein Asyl zu gewähren, damit sein verstörtes Gemüt wieder zur Ruhe komme. Der Schloßherr von Escheberg ging sofort auf diesen Vorschlag ein, den jungen Dichter mit den herzlichsten Worten zu sich einladend. Diese Aufforderung war für Emanuel Geibel eine Erlösung, da er nun plötzlich in eine Umgebung kam, wo er sich auf sich selbst besinnen und frische Kräfte zum Vorwärtsstreben und Schaffen finden konnte. Nach der schrecklichen Schulmeisterzeit in Athen wirkte das freie und ungebundene Leben auf Schloß Escheberg auf seine Nerven wie ein verjüngendes und erfrischendes Stahlbad. Dort banden ihn keine Förmlichkeiten und Verpflichtungen; er konnte nach Belieben in den großen Wäldern schweifen oder im stillen Bibliothekszimmer des Schlosses sitzen und sich in die ihm so liebgewordene spanische Literatur vertiefen, die dort in reichen Bücher- und Manuskriptschätzen vertreten war. Der alte Pastor Geibel hatte das Richtige gewählt, um das kranke Gemüt seines Sohnes zu heilen; allmählich verblaßte das Leid des letzten Jahres in Emanuel und wich einem ruhigen Seelenzustand. Lebte

auch das Bild seiner Mutter allezeit in seinem Herzen in pietätvoller Erinnerung, so wichen doch nach und nach die trüben Schatten einer griesgrämigen und verbitterten Lebensauffassung von ihm, und er wurde immer mehr dessen inne, daß er verpflichtet sei, den in ihm wohnenden Genius zu folgen und seiner dichterischen Sendung zu leben.

Das glückliche Jahr auf Schloß Escheberg.

Das Jahr, welches Emanuel Geibel von Pfingsten 1841 bis zum Sommer 1842 auf Schloß Escheberg in der Familie des Freiherrn Karl von der Malsburg verlebte, zählte er zu seinen glücklichsten. Stets dachte er an jene herrliche Zeit mit Freude und Genugtuung zurück und wenn die Erinnerung an trübselige Ereignisse ihn niederdrücken wollte, so genügte der Gedanke, daß es von der Vorsehung ihm vergönnt war, wenigstens ein Jahr fröhlich, sorgenlos, gesund und geistig angeregt verbracht zu haben, die traurigen Gespenster des Unglücks in seiner Seele zu bannen.

Der Schloßherr Karl Freiherr von der Malsburg, ein jüngerer Bruder des Übersetzers des Calderon und einiger Dramen des Lope de Vega, war ursprünglich Kavallerieoffizier, der an den Feldzügen in Spanien und Rußland mit Auszeichnung teilgenommen hatte. Später lebte er auf seinen Gütern, deren Hebung er sich eifrigst angelegen sein ließ. Als Kammerherr des Kurfürsten von Hessen, Wilhelm II., unterhielt er Beziehungen zum hessischen Hofe. Heiter und lebhaften

Geistes, besaß er einen offenen Blick für alles Schöne und Edle und war allezeit ein warmer, liebevoller Freund junger, aufstrebender Talente in Literatur, Kunst und Wissenschaft.

In der Familie des Schloßherrn fühlte sich der junge Dichter bald heimisch und wohl. Im Hause des verwitweten Freiherrn von der Malsburg waltete als gute Fee dessen Schwiegermutter, Frau von Heintze. Die älteste Tochter des Hauses, Henriette, war ein liebliches Mädchen von etwa 16 Jahren, frisch, natürlich und lebhaften Geistes, ihre Pflegeschwester Adelheid von Baumbach etwas älter und stiller, kränklich und manchmal verschlossen, weil sie glaubte nicht verstanden zu werden. Die Söhne des Freiherrn von der Malsburg waren prächtige Jungen von liebenswürdigem Charakter. Das Gastzimmer Geibels lag drei Treppen hoch, unmittelbar neben dem großen Bibliothekssaal und war sehr wohnlich. Gerade wie er es sich gewünscht hatte, so traf er alles an. Die braun polierten Tische und Lehnsessel, das breite Sofa, das große Himmelbett mit den schneeweißen Vorhängen, die alten Ölbilder an der Wand, die auf den Garten führenden Fenster, all das hatte für ihn etwas ungemein anheimelndes. Und nun erst die Bibliothek! Sie erwies sich sehr bedeutend. Außer der reichhaltigen Sammlung spanischer Werke und Handschriften befand sich viel aus der älteren deutschen Literatur und besonders eine Sammlung der Troubadours, sowie eine provenzalische Grammatik. Durch die Schätze der Bibliothek war er in den Stand gesetzt, seine Studien spanischer Romanzen fortzusetzen. Seine Romanzen vom

Kaiser Karl und von seinen Paladinen, sowie aus der Geschichte und Sage der Pyrenäischen Halbinsel und seine verschiedenen vermischten Romanzen bilden eine köstliche Auslese dieser Escheberger Studien und Forschungen.

Die herrlichen Wälder und Berge, die das Schloß umgaben, boten ihm zugleich Erquickung und Erholung, so daß seine ermatteten Lebensgeister sich bald erfrischten und mit dem neuen Lebensmut sich neue Lust zum poetischen Schaffen bemerkbar machte. Stets gedachte er mit inniger Dankbarkeit des Umschwungs, der damals mit ihm vorging. In der Elegie „Die Lachswehr", mit welchem Namen er einen an der Trave bei Lübeck gelegenen Garten, einen Schauplatz seiner Jugenderinnerungen, bezeichnete, sang er noch 1857 von jener holden, glücklichen und seligen Jugendzeit auf Escheberg:

Bestürmt von Zweifeln rang ich damals, o wie oft,
Umsonst nach Klarheit in mir selbst! Verfehlt erschien
Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging:
Und wenn ich dann, von hast'ger Arbeit tief erschöpft,
Hier Stille suchte, fand ich heiße Tränen nur,
Wie sie auf öder Klippe weint, wer scheiterte.
Doch Rettung sandte mir ein Gott, du riefest mich,
Mein wackrer Malsburg — Segen deiner Gruft dafür! —
Gastfreundlich in dein waldumrauschtes Escheberg,
Und dort auf sonn'gen Höh'n mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

Zu Escheberg schrieb Geibel u. a. 12 Gedichte, die er „Zeitstimmen" bezeichnete. Eine Einleitung in Jamben geht ihnen voraus, worin der Dichter, der seither nur von Lust und Liebe sang, seinen Entschluß bekundet, an den Kämpfen der Gegenwart teilzunehmen. In der Tat war hier unser Lyriker nicht mehr der Dichter der Backfische, wie ihn eine gehässige Kritik gern zu bezeichnen pflegte, sondern er zeigte sich von seiner neuen, höchst anziehenden und charaktervollen Seite. Diese „Zeitstimmen" bekundeten die Begabung des Verfassers auch für solche Poesien und Gedankendichtungen, in denen echte, reine Menschlichkeit und freie deutsche Gesinnung gepriesen und gefeiert wurden. Seine markigen und kräftigen, von glühender Vaterlandsliebe getragenen Poesien zündeten denn auch in allen deutschen Landen, obschon die Zensur, engherzig und beschränkt wie sie war, manches Poem zu verstümmeln wußte. Sie strich, und zwar für die deutsche wie speziell für die Anschauung der freien und Hansestadt Lübeck zu jener Zeit sehr bezeichnend, nicht etwa Gedichte, die deutsche Angelegenheiten betrafen, sondern ein „Polenlied" und den „jungen Tscherkessenfürsten".

Als der Band der „Zeitstimmen" in Escheberg eintraf, erhob sich ein wahrer Jubel, weil die Gedichte allen Familienmitgliedern schon während des Entstehens bekannt waren. Der Tag wurde wie ein schönes Fest gefeiert; man trank auf die Gesundheit des Verfassers in fröhlichster Stimmung. Die 1841 erschienenen „Zeitstimmen" hatte der Autor dem Schloßherrn, Freiherrn v. d. Malsburg, der für eine solche Auszeichnung sehr empfänglich war, gewidmet.

Sehr beliebt war Geibel auf dem Schlosse auch durch sein hervorragendes Improvisationstalent, mit dessen Betätigung er nicht kargte. Ein allerliebstes, heiteres Stegreifgedicht aus jener Zeit teilt Albert Duncker in Emanuel Geibels Briefen an Karl Freiherrn v. d. Malsburg mit. Es war dies ein Geburtstagsgedicht, das der Verfasser selbst bei der Tafel vortrug. Darin betonte er, daß man zu Ehren des Geburtstagskindes von allen Orten reiche Gaben bringe, nur er, als Gast vom eigenen Schlage, bringe nichts, noch merkwürdiger sei es, daß er auch — nichts wünsche. Dann erläuterte er dies Paradoxon mit folgenden Versen:

Nichts störe Deines Hauses Frieden,
Nichts trübe Dir das heit're Herz,
Nichts sei zum Kummer Dir beschieden,
Nichts hab' zu tun mit Leid und Schmerz.

Und willst Du rechte Freud' erteilen
Auch dem Verfasser des Gedichts,
So nimm als Glückwunsch diese Zeilen
Gutwillig auf und tadle — nichts.

Bei einem anderen Geburtstagsfest auf Schloß Malsburg — im September 1841 — verfaßte Geibel ein kleines Gelegenheitsstück, bei dessen Aufführung auch die Kinder der Familie mitwirkten. Dasselbe knüpfte an die Napoleonischen Erinnerungen des Schloßherrn an. In Vers und Prosa wurde Geibel nicht müde, seiner Dankbarkeit für die liebenswürdige Gastfreundschaft, die er auf Schloß Malsburg genoß, beredten

Ausdruck zu geben. Ich verweise nur auf sein 1879 verfaßtes Poem in dem Buch „Elegien". Von dem kleinen traulichen Zimmer im oberen Stock des von hundertjährigen Eschenbäumen umschatteten gastlichen Schlosses schaut der Dichter, aus dem geistig belebten Kreise guter und edler Menschen in die Stille zurückgekehrt, hinaus in die Nacht:

„Während die Sichel des Mondes über den wipfelnden Höh'n
Schimmernd in Duft hinschwamm und die Nachtigallen vom Wald her
Schmetterten, wie ich es nie früher noch später gehört."

Er fühlt sich neugestärkt, mutig auf der Bahn vorwärts zu schreiten, die er begonnen, und schließt mit den dankerfüllten Worten:

„Tröstlicher Hoffnung voll dann sann ich hinaus in die Zukunft,
An das bezwungene Leid dacht' ich, das herbe, zurück.
Doch es versank schon fern; und ich dankte den himmlischen Mächten,
Die mir die Freistatt hier treu mich behütend gewährt,
Als ich zu scheitern gemeint und ich bat: Vollendet das Werk nun
Und dem Geretteten gebt gnädig zum Wollen die Kraft!"

Mit dem Schloßherrn unternahm der Gast wiederholt Ausflüge in die Umgegend. So war er in Kassel, um den Geburtstag des Kurprinzen und Mitregenten

zu feiern. Er wohnte der Grundsteinlegung zu dem von dem Bildhauer Wilhelm v. Bandel projektierten Denkmal Hermanns des Cheruskers auf der Grotenburg bei Detmold bei. Beide waren auch in Arolsen, wo die Königin Amalie von Griechenland ihre Cousine, die Fürstin von Waldeck, besuchte.

Mit großer Freude erfüllte Geibel der Besuch seines treuen Berliner Freundes Franz Kugler, der sich vier Tage auf dem Schloß aufhielt und mit seiner klangvollen Baßstimme die Waldtäler erfüllte.

Angeregt durch seine spanischen Studien auf Schloß Escheberg faßte der Dichter den Plan zu seinem Schauspiel „König Roderich", womit er seine dramatische Laufbahn begann. Wie der Verfasser über dieses Jugendwerk selbst urteilte, ersehen die geneigten Leser aus seinen weiter unter mitgeteilten Brief an den Gesandten Baron von Radowitz, worin er ihm bei der Übersendung des Stückes zur Aufführung an dem Hofttheater von Karlsruhe eine Skizze des ganzen Dramas gibt.

Von einem größeren Abstecher, der den Dichter im April 1842 auf einige Wochen nach Frankfurt a. M., Marburg und Hanau führte, in welch letzterer Stadt eine Schwester seines Vaters an den Uhrmacher Schlicht verheiratet war, schrieb er seinem Gastgeber mehrmals und diese Briefe legen Zeugnis von der innigen Dankbarkeit und Liebe des Poeten für den Freiherrn und dessen Familie ab. So heißt es z. B. in einer Zuschrift von ihm vom 24. April 1842[1]):

[1]) Emanuel Geibels Briefe an Carl Freiherrn v. d. Malsburg. Herausgegeben von Albert Duncker, Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel, 1885. Seite 33 ff.

„Schräg gegenüber ist ein Fenster offen, und aus den roten durchscheinenden Vorhängen dringen mit dem gedämpften Kerzenglanz einzelne rollende Passagen eines Fortepiano in die Dämmerung hinaus und zu mir herüber. Es sind die wohlbekannten Töne der Cachucha, und Sie selbst können leicht denken, welche Bilder, welche Erinnerungen dabei in meiner Seele wach werden. Da muß ich schreiben, muß an Sie schreiben, wenn mir auch eigentlich der Stoff zu einem Briefe gebricht. Ich kann's eben nicht lassen und wenn das, was ich auf's Papier werfe, nichts ist als ein Lebenszeichen, als ein nochmaliger Dank für so viel liebevolle Teilnahme, wie Sie mir geschenkt, für so viel Schönes, was ich unverdient durch Ihre Güte erleben durfte. Wie oft habe ich in diesen freundlichen Tagen voll Wärme und Sonnenschein Ihrer und des schönen Eschebergs gedacht, wie oft bedauert, daß es mir versagt war, sie dort zu verleben. Morgens Sie auf Ihrer Chaussee aufzusuchen[1]) und dabei die tausend Stimmen des erwachenden Waldes zu belauschen, abends mit Ihnen und den Ihrigen zu plaudern, und mir beim Weine erzählen zu lassen."

Doch endlich mußte geschieden sein! Mit schwerem Herzen verließ er das traute, ihm so lieb gewordene Heim, den murmelnden Waldbach, die hohen Buchenforsten mit all dem Zauber, der seinen Sinn ein Jahr lang gefangen hielt.

In Escheberg sprudelte der Quell seiner Muse sehr reichlich. Dort schrieb er u. a. das herrliche Gedicht, das mit den Worten beginnt:

---

[1]) Malsburg beschäftigte sich sehr viel mit dem Bau von Straßen durch seine großen Waldungen.

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer gibt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr wohl, fahr wohl, auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden
Die sich dereinst geliebt.

Dort dichtete er ferner das köstliche Lied mit dem Vers beginnend:

Wo still ein Herz voll Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!
Den Gottesfunken löscht nicht aus!
Fürwahr, es ist nicht wohlgetan.

Wenn Carl Theodor Gaedertz recht berichtet ist, sollen in Escheberg noch manch andere Lieder und Romanzen entstanden sein, die in den gesammelten Werken Geibels nicht aufgenommen wurden. So z. B. eine Variante zu des Dichters „Spielmanns Lied". Die Anfangsstrophe lautet folgendermaßen:

Die Nachtigall hat die ganze Nacht
Gesungen von Sehnsucht und Schmerz;
Der Spielmann hat tüchtig sie ausgelacht,
Er rührt nur die Zither im Scherz.

In Lübeck bei den Seinigen eingetroffen, richtete Geibel alsbald an den Freiherrn ein umfangreiches

Schreiben, von dem nur die nachstehende ergreifende Stelle hier mitgeteilt werden soll: „Ich fühle es jetzt deutlicher als jemals, wenn etwas aus mir werden kann, wenn mein Geist in rascherem Fortschritt sich zu entwickeln anfängt, so sind Sie es zunächst, dem der Dank dafür gebührt, Sie, indem Sie mir alles gewährten, was ein Poet nur bedarf, Muße und Geselligkeit, Sorglosigkeit und Freiheit in schöner Natur, Teilnahme und was noch mehr sagen will — ein freundschaftliches Vertrauen. Daß Sie mir dies und ein freundliches Andenken auch ferner schenken möchten, ist der innigste Wunsch, der mich jetzt beseelt, und ich hoffe, Sie lassen mich nicht umsonst darum bitten . . . . Und nun grüßen Sie alle von mir, Groß und Klein, von Ihrer würdigen Schwiegermutter bis auf den kleinen sonnenverbrannten Steinklopfer Otto[1]), und behalten Sie mich so willig in freundlichem Andenken, wie ich Escheberg und alles, was damit zusammenhängt."

Mächtig zog es ihn stets nach Escheberg, wo er eine so herrliche Zeit verlebt hatte. Daher kehrte er am 1. Mai 1842 wieder in sein „buen retiro" zurück. Es kostete Geibel große Überwindung, seinem lieben Tusculum Ade zu sagen, um endlich in seine Heimat sich zu begeben. Wie tief bewegt er war, beweist der Spruch, den er in das Fremdenbuch des Schlosses, über dessen Portal drei Rosen neben dem springenden Löwen als Wappenbilder stehen, geschrieben:

[1]) Der jüngste, damals 6 Jahre alte Sohn des Freiherrn. Die scherzhafte Bezeichnung als Steinklopfer rührt davon her, daß in dem Gelegenheitsstück zum Geburtstage des Barons der Knabe die Rolle eines Steinklopfers an den Chausseen des Vaters spielte.

Leb' wohl, du grüne Wildnis,
Leb' wohl, du froher Ort,
Ich trage still dein Bildnis,
Im Herzen mit mir fort.
Und wenn der Stürme Tosen
In's Ohr mir draußen schallt,
Denk' ich an deine Rosen,
Denk' ich an deinen Wald.

Da wird hinweggenommen
Das wüste Lärmen sein,
Da wird es auf mich kommen
Wie stiller Mondenschein.
Und deiner Quellen Fließen
Und deiner Wipfel Wehn
Wird wie ein stilles Grüßen
Durch meine Lieder gehn.

Den ferneren geistigen Zusammenhang mit seinem lieben Escheberger Gastfreunde vermittelten die Zuschriften, die er fleißig an denselben richtete. Im Anfang konnte er sich in seiner ihm sonst ans Herz gewachsenen Vaterstadt gar nicht mehr zu recht finden. Er klagte darüber, daß es ihn ganz eigentümlich berühre, aus dem grünen, frischen Walde in das öde, unerquickliche Stadtleben hinausgeschleudert worden zu sein. Einen Ersatz fand er nur in dem regen Briefwechsel, worin er sein ganzes Herz ausschüttete. So teilt er in einer Zuschrift vom 14. August 1842 mit, daß er die Freude hatte, damals den Besuch Ludwig Uhlands in Lübeck zu erhalten. Wundervoll schildert

er diesen Aufenthalt des großen süddeutschen Poeten auf dessen Reise nach Berlin und Kopenhagen, dem auch in Lübeck, wie in anderen Städten, innige Huldigungen zuteil wurden. Hier sei nur jene Stelle mitgeteilt, wo von dem kleinen Feste die Rede ist, das man dem schwäbischen Sänger im Lübecker Ratskeller gab: „Sie kennen ja jene langen hallenden Gänge, wo sich majestätisch Faß an Faß reiht und die Blume des Weins die kühle Luft durchwürzt; jene traulichen Gemächer, wo die altertümlichen Eisenangeln vom Gewölbe herabhangen und der Kamin in buntem Steinschnitzwerk zierlich ausgemeißelt ist; jene langen braunen Eichentische, die dereinst aus den letzten hanseatischen Kriegsschiffen gezimmert wurden, und über deren mächtige Tafeln jetzt statt der brausenden Meereswoge der Schaum des perlenden Champagners spritzt — das Alles war an jenem Abend in feierlichem Glanze zu schauen, ein fröhliches Gedränge strömte durch die langen hellen Räume und die Gesänge der Liedertafel klangen mit dem Geläute der Becher um die Wette. Hier war der Dichter wieder einmal ein Zauberer geworden; nicht nur, daß er die gewöhnlich öden und stummen Hallen mit buntem wogendem Leben angefüllt hatte — es war mehr — eine Art schwärmenden Jubels hatte die ganze Versammlung ergriffen und hundert Herzen, die sich vielleicht seit Jahren jedem erhebenden Eindruck verschlossen hatten, tauten auf und wagten es, wieder frei und froh und poetisch zu schlagen. — Ich hatte Uhland schon am Tage vorher gesprochen, er war mir zuerst häßlich von Gesicht und etwas einsilbig in der Rede erschienen, aber

an diesem Abend hatte der Glanz der Seele, der auf seinen unebenen Zügen lag, jedes Unangenehme weggenommen, und seine Stimme wuchs nach und nach zum metallenen Klange! Wie gerne hätte ich Sie da bei uns gehabt! Ich bin überzeugt, auch für Sie würde die allgemeine Freude eine rechte Erquickung gewesen sein, und unter den vielen Trinksprüchen, die ausgebracht wurden, würde der Malsburgische sicher nicht gefehlt haben."

Natürlich unterließ er es nicht, dem Freiherrn v. d. Malsburg zu seinen jeweiligen Geburtstagen in poetischer Form Glückwünsche zu senden. Dies geschah auch zum 7. Dezember 1842. Er spendete ihm ein höchst reizvolles, neckisches Poem folgenden Inhalts[1]):

Wär' ich Sultan: senden wollt' ich ein Kameel zu Deinem Fest,
Und mit feinem Gold belüd' ich's, mit Juwel zu Deinem Fest;
Wär' ich König: mit den höchsten Würden überhäuft ich Dich,
Und den schönsten Orden brächte mein Befehl zu Deinem Fest;
Wär' ich Herzog nur von Naxos, wo ich einst so selig trank,
Schickt' ich Wein vom blauumfloss'nen Archipel zu Deinem Fest.
O ihr Träume, meine Träume, warum wiegt ihr gar so leicht!

[1]) Emanuel Geibels Briefe an Carl Freiherrn v. d. Malsburg, S. 51 ff

Weil ich nichts vermag: beinahe säh ich scheel zu
Deinem Fest.
Aber nein! doch hab' ich etwas, was Du nicht verschmähen wirst,
Und so schick' ich denn mein Herz Dir ohne Hehl zu
Deinem Fest;
Und wie treu es Dir ergeben und wie dankbar Dir es
schlägt
Heut' und immer: das verkünde dies Ghasel zu Deinem
Fest.

Groß war die Freude des Dichters, als er seinem Gönner in Escheberg im Januar 1843 mitteilen konnte, daß der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm zur ungehemmteren Fortsetzung seiner poetischen Laufbahn ein Jahrgehalt ausgesetzt habe, das, wenn auch nicht groß, doch hinreichend sei, ihm ein freies, sorgloses Leben zu sichern. Wie sehr ihn dieses ganz unerwartet eingetroffene Ereignis ergriff und bewegte, könne er sich denken. Diese Überraschung sei für ihn sehr gelegen gekommen, denn er habe sich gerade in der letzten Zeit, von den Umständen gedrängt, mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Richtung seines geistigen Lebens, die er am liebsten verfolgt hätte, gänzlich aufzugeben. Dies Glück sei über ihn wie ein feuriger Wegweiser gekommen, der ihn auf der liebgewordenen Bahn vorwärts rufe und ihm das zur Pflicht mache, was er bisher mit grenzenloser Hingabe, wenn auch nicht immer ohne bange Zweifel und Besorgnisse, betrieben. So sei er denn in den Stand gesetzt, ganz Poet zu sein: „Ich will ein redlicher

Kämpfer sein," — so lautet sein feierliches Gelöbnis, „in dieser verworrenen Zeit für das was ich als groß und heilig erkannt habe. Will nicht rechts, nicht links sehen, sondern der innersten Überzeugung getreu das Schwert des Geistes führen. Ich fühl' es wohl, ich werde einen schweren Stand haben, denn mein Glauben ist nicht der Glauben der Menge und die Freiheit, die ich verfechte, dünkt vielen eine Torheit. Aber „Vorwärts" ist mein Wort und wenn ich auf meinem Wege unterliegen sollte, so will ich doch wenigstens fallen wie der Fähnrich, der sich noch blutend in sein Banner hüllt."

Auch aus späteren Zeiten liegen Briefe Geibels an den Freiherrn von der Malsburg vor, so z. B. aus St. Goar, wo er sich, wie wir erzählen werden, auf einige Zeit niedergelassen hatte und mit dem ihm befreundeten Ferdinand Freiligrath herrliche Tage verlebte. Nicht minder schrieb er aus den jeweiligen Orten seines Aufenthaltes, aus Weinsberg, Stuttgart, Berlin, Salzburg, Blaubeuren, Reutlingen und dann aus Lübeck, wo er sich endgültig festsetzte.

Ende Februar 1844 kehrte er auf seiner Heimreise nach Lübeck nochmals in Escheberg ein, wo ihn Malsburg und die Seinen mit gewohnter Herzlichkeit aufnahmen. Doch währte diesmal sein Aufenthalt nur kurze Zeit. Beim Abschiedsfest, das der Hausherr seinem Gast veranstaltete, gab dieser den Gefühlen des Dankes für die bewiesene Liebe und Güte in einem geistvollen, tiefempfundenen Gedicht Ausdruck, dessen Schlußverse hier Platz finden mögen[1]):

[1]) A. a. O., S. 77.

Habe hier an deinem Tisch
Frohen Mutes oft gesessen
Und bei deinem Weine frisch
Allen alten Harms vergessen.
Manch ein froher Freudenklang
Ist in meiner Brust erklungen,
Und das Beste, was ich sang,
Hab ich hier im Haus gesungen.
Traun, so gern, bevor ich schied,
Brächt' ich meinen Dank zur Stelle,
Und so werf' ich denn dies Lied,
Dir als Ros' auf deine Schwelle.

Seitdem hat Geibel Escheberg nicht mehr aufgesucht, wohl aber hatte er die Freude, den Freiherrn und die meisten Mitglieder seiner Familie 1854 und 1855 bei sich in München zu sehen. Zum großen Schmerz des Dichters starb sein Freund und Gönner bereits am 18. November 1855 auf einer Reise in Venedig an der Cholera. Dies Ereignis wirkte umso erschütternder auf ihn, als er drei Tage später auch seine geliebte Frau Ada verlieren mußte.

Für ihn war es eine wahre Herzenserquickung, als Henriette, die bereits genannte älteste Tochter des Freiherrn von der Malsburg, die den Grafen Holnstein geheiratet hatte, ihn im Oktober 1879 in Lübeck besuchte. Ebensolche Freude empfand er beim Besuch des Kammerherrn und Vizemarschalls der althessischen Ritterschaft Dr. Hans Freiherrn von der Malsburg, des Sohnes seines alten Freundes. Der Kammerherr schrieb über diese Begegnung an

Albert Duncker, daß der Dichter damals schon über seine Jahre hinaus gealtert, aber doch geistig frisch gewesen sei. Er habe an allem, was das Gespräch berührte, teilgenommen und sei wie jung erschienen, wenn die Rede auf frühere Zeiten gekommen.

Bis zu seinem letzten Atemzug hing Geibel mit unwandelbarer Liebe und Treue an der schönen Zeit, die er in dem lieben Escheberg verleben durfte.

Ein Sommer in St. Goar.

Unter den Wanderjahren Geibels erscheint als eins der angenehmsten und glücklichsten der Sommer 1843, den er, wie schon erwähnt, in St. Goar am Rhein im innigsten Freundschaftsverkehr mit dem Dichter Ferdinand Freiligrath verbrachte. Geibel besaß damals bereits einen berühmten Namen als Lyriker, politischer und patriotischer Sänger. Seine Gedichte waren schon in zweiter Auflage erschienen und hatten ihn zum Lieblingsdichter namentlich der Frauenwelt gemacht. Durch die „Zeitstimmen" war er zugleich in die Reihen der politischen Dichter der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts getreten. Die Tragödie „König Roderich", sein Erstlingsstück, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn auch als dramatischen Dichter. So kam es, daß der gefeierte Sänger Ferdinand Freiligrath sich freundschaftlich an ihn anschloß, und dies umsomehr, als Geibel seine im Frühjahr 1843 herausgebrachten „Volkslieder und Romanzen der Spanier" dem „Dichter und Übersetzer" Ferdinand Freiligrath gewidmet hatte. Dies gab Anlaß zu einem regen Briefwechsel und schließlich zu einem gemeinsamen Aufenthalt am Rhein. Auf das Drängen des neu gewonnenen Freundes übersiedelte Geibel nach Pfingsten

1843 nach dem reizvoll einsam gelegenen St. Goar, wo Freiligrath seit dem Herbst 1842 mit seiner Frau Ida und seiner Schwägerin Marie Melos ein trauliches Heim besaß.

Das Dioskurenpaar der deutschen Dichtung verlebte in St. Goar eine äußerst glückliche und künstlerisch recht ergiebige Zeit. Neben dem gastlichen Haus Freiligraths öffneten sich Geibel auch andere, wie das des für Literatur, Kunst und Wissenschaft begeisterten Landrats Karl Heuberger und des Dichters Levin Schücking, der in seinen „Lebenserinnerungen"[1] ein Charakterbild des damaligen Emanuel Geibel mit den Worten entwirft: „Emanuel Geibel war damals ein eben aufgehendes Gestirn, der sich frei und offen als Tory bekannte. Er war eine gute, redliche und reine Natur von großer sittlicher Feinfühligkeit, wenn auch ein wenig norddeutscher Reflexionsmensch und nicht abgeneigt, zu „posieren". Sein dichterisches Naturell war stark genug, daß das in mächtigeren Tönen sich ausklingende Dichtertalent Freiligraths bei diesem Zusammenleben keinen beirrenden Einfluß auf ihn übte."

Obschon Geibel und Freiligrath in politischer Beziehung keineswegs harmonierten, so verband gegenseitige Hochachtung und Herzensneigung die beiden innig miteinander. Wie glücklich sich Geibel in St. Goar fühlte, ersieht man aus den Briefen an den Freiherrn von der Malsburg in Escheberg, von denen einer vom 6. Juni 1843 u. a. lautet[2]: „Jetzt bin ich hier schon

[1] 1. Bd. S. 230.

[2] Emanuel Geibels Briefe an Carl Freiherrn v. d. Malsburg, S. 61 ff.

eingelebt und fühle mich wohl und frisch in der neuen Umgebung. An Freiligrath habe ich einen Freund gefunden, wie ich ihn brauchte, offen für alle meine Interessen, von poetischem Geist, liebevollem Herzen und ehrenhafter Gesinnung. Ich weiß recht wohl, daß Neider und Buben sich in der letzten Zeit nicht wenig bemüht haben, ihn bei dem Publikum zu verdächtigen. Aber einen Menschen, von dem wir sonst nur Gutes und Edles wissen, auf dessen Leben und Wirken noch kein Flecken zu bringen war, ohne weiteres zu verdammen und zu brandmarken, das zeugt entweder von parteiischer Verblendung oder von eigener innerer Kleinlichkeit und Gemeinheit, die sich hämisch daran freut, nun auch an einem gesunden Körper einmal einen wunden Fleck zu finden[1]). Dem guten, dummen, aber immer bestimmbaren Publikum, welches die in hundert Blättern ausgesprengten Redensarten papageienhaft nachplappert, verzeihe ich es gern. Es ist ja leider einmal nicht anders. Aber jene Tageblatt-Schriftsteller, die es versuchten, einen ganzen Mann wie Freiligrath mit in ihren Sumpf hinabzuziehen, die sich nicht scheuten, ihm die schmutzigsten Motive unterzuschieben, verdienen nicht anders als die Verachtung jedes frei und edel denkenden Mannes. Glauben Sie nicht, daß ich parteiisch bin. Ich habe so gesprochen, als ich Freiligrath noch nicht persönlich kannte und würde ebenso sprechen, wenn die Sache umgekehrt läge und man mir Herweghs persönlichen Charakter verdächtigen wollte."

[1]) Geibel spielt hier auf den im Januar 1843 erschienenen politischen Brief Freiligraths an Georg Herwegh an, der das Verhalten des letzteren gegen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in schärfster Weise gegeißelt hatte.

Wie herzlich die Freundschaft zwischen den Beiden wurde, ersieht man auch aus dem Umstande, daß, als Freiligrath eine kurze Reise nach Geisenheim und Darmstadt Ende Mai jenes Jahres antrat, Geibel förmlich Sehnsucht nach ihm empfand und ihn am 3. Juni in einer halb romantischen, halb humoristischen Epistel anulkt:

Doch jetzt, mein Wüstenroß, Egypter von Geblüte,
So rein, als ob gezeugt in Pücklerschem Gestüte,
Genug der Sprünge jetzt! Rasch! Mach dich auf den Pfad,
Den Rheingau wie ein Blitz durchfleug zum Freiligrath
Und also sprich zu ihm: O König der Kameele,
O großer Baribal, o deutsche Rheinweinkehle,
O pflichtvergeßner Strolch! In Darmstadts Weichbild schwärmt
Dein Fuß, indes daheim die Schnur sich einsam härmt.
Wir schmachten hier nach dir wie der gehetzte Eber
Nachts nach dem Sprudelquell — ja wie du selbst nach Leber.
Und du — o Treuebruch! — du zeigst am gelben Main
Agraff und Waffe nur und lässest uns allein.

In der Dichterherberge zu St. Goar nahten und kamen die Himmlischen alle, die zu jener Zeit sangen im deutschen Dichterwald. So Hoffmann von Fallersleben, der, „derb und nagelschuhig“, Freiligrath zum politischen Radikalismus bekehrte, Berthold Auerbach, Gustav Kinkel, W. Alexis, Moritz Gottlieb Saphir und andere. Der inter=

essanteste Gast war für Geibel Justinus Kerner, der Dichter, Arzt und Geisterseher aus Weinsberg, der Verfasser des berühmten und berüchtigten Werkes: „Die Seherin von Prevorst“. Beide schlossen sich innig einander an und Geibel mußte dem sehr lieben Kerner, der „reich an herrlicher Poesie“ war, versprechen, nach Weinsberg an der Weibertreu zu kommen, wo der alte Kerner hauste.

Als im September 1843 Geibel von seinem treuen Freund Abschied nahm, schrieb er ihm ins Album:

Wie flog im Land des Rheines
So rasch die Sommerzeit,
Schon dunkelt blauen Scheines
Die Traube weit und breit;
Es färbt das Laub sich gelber,
Der Kranich zieht dahin;
Mit zieh ich, weil ich selber
Ein Wandervogel bin . . .

Fahrt wohl, ihr sonnigen Weiler,
Mein Bacharach so traut,
Wo um St. Werners Pfeiler
Voll Glanz der Himmel blaut.
Und Kaub voll rosiger Dirnen
Und Wesel grün von Wein;
Ich denk an eure Firnen
Fürwahr noch weit vom Rhein.

Und du fahr wohl, mein Dichter
Du Mann so jugendgrün,
Und mag dir immer lichter
Das Herz von Liedern blühn!

Wohl säng' Dir Besseres gerne
Der dieses sang und schrieb;
Doch sei's — und halt auch ferne
Wie hier am Rhein ihn lieb[1]).

Beim Abschied begleitete Freiligrath seinen Genossen bis Bacharach, wo sie noch einmal die Ruinen der Wernerkirche besuchten und dann in einer düsteren Schankstube den Abschiedstrunk leerten. Sie sollten sich im Leben nicht mehr wiedersehen.

Die nächste Reiseroute für Geibel hatte Freiligrath in einem ihm mitgegebenen Schreiben an Karl Buchner in Darmstadt launig vorgeschrieben:

Der gute Gesell
Emanuel
Schnürt sein Bündel
Und verläßt das Tal der Gründel.
Mit Weh und Ach
Begleiten wir ihn bis Bacharach,
Dort mit Spruch und Reim
Entlassen wir ihn nach Geisenheim,
Wo die Schwiegermutter
Ihn hoffentlich stärkt mit entsprechendem Futter,
Und wo Adelaide
Ihn begeistert zum neuen Liede,
Denn er hat den St. Goar Harm satt
Und steuert recta via nach Darmstadt,
Von Darmstadt aber zum alten Kerner —
Und so ferner.

---

[1]) Gesammelte Werke, Bd. 2, S. 109 ff.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Dichter auf allen seinen Wanderungen begleiten. Hier sei nur erwähnt, daß er in Weinsberg an der Weibertreu im Hause von Justinus Kerner glückliche drei Wochen verlebte. Der neue Frauenlob besuchte dann Mainz, die Stadt des alten Frauenlob, ging hierauf nach Frankfurt, wo er in Gesellschaft Adolf Frdr. v. Schacks im Hause des Legationsrates v. Sydow sich sehr behaglich fühlte. Sein Weg führte ihn nach Heidelberg und Karlsruhe weiter, wo der genannte Oberst von Radowitz, der damalige preußische Gesandte, ihn in seinen Familienkreis einführte. Längeren Aufenthalt nahm er dann in Stuttgart, wo ihn die Dichter Gustav Pfizer, Gustav Schwab und Franz Dingelstedt, der dort Hofrat und Bibliothekar war, aufs beste aufnahmen. Auch in die Hofkreise fand er Eingang. An Schillers Geburtstag war er zusammen mit dem „dämonischen Pianisten" Franz Liszt in einer Gesellschaft des württembergischen Kronprinzen. Über dies Zusammentreffen erzählt er: „Bald war die lebendigste Unterhaltung im Gange, die Worte flogen herüber und hinüber, ein blitzender Trinkspruch folgte dem andern; der Champagner schäumte und zischte dazwischen. Da plötzlich sprang Liszt von der Tafel auf und ließ auf dem Flügel Don Juans Champagnerlied daherbrausen. Es war, als ob er, ein Zauberer, alle Dämonen mutwilligen Jubels losgelassen hätte; wir glaubten den tönenden Flügelschlag eines trunkenen Elfenreigens in der Luft zu vernehmen, ein Rausch der Freude kam über uns alle. Der Kronprinz ließ Noten holen, es wurde gesungen.

Er selbst sang meinen Zigeunerbuben, Liszt akkompagnierte; ich werde mein Lied wohl in ähnlicher Weise nicht wieder hören."

Sehr gefielen ihm die schwäbischen Mädchen, die er als ein „süßes rosenrotes Geschlecht" voller Anmut und Holdseligkeit preist. Wenn er manchmal des Abends in den festlich erleuchteten Saal trat und all die reizenden Köpfchen sah in blonden und schwarzen Locken und all das heimliche Feuer, das verstohlen aus den schwarzbraunen Augen funkelte und die weiche, hingebende Sehnsucht, die in den blauen Augen schimmerte, wenn die Musik dazwischen rauschte und beim Tanz der ganze Schmelz der Jugendblüte in lieblicher Bewegung sich entfaltete, dann überkam ihn eine glückliche Empfindung und er dachte an alle Seligkeiten der Liebe.

Die vielen Reisen ließen ihm, der Zeit seines Lebens überhaupt ein saumseliger Briefschreiber war, keine Muße, Ferdinand Freiligrath brieflich ein Lebenszeichen von sich zu geben. Darum erhielt er einmal von ihm ein sehr ergötzliches Mahnschreiben, zwei in einander gefaltete Quartbogen, das vordere Blatt gleichsam Titelblatt, die folgenden 6 Seiten aber illustriert durch eine Reihe von Weinetiketten. Der ganze Brief war in köstlichster, übermütigster Laune geschrieben[1]). Folgende Stelle mag hier angeführt werden:

„Die Hauptveranlassung zu diesen Zeilen ist dein übermorgiger Geburtstag, zu dem wir Dir alle von Herzen Glück wünschen! Meine Frau legt einen selbst-

[1]) Vergl. Wilhelm Buchner. Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen, 1840.

gehäkelten Geldbeutel, die Schnur eine anderweitige mit der Hand gearbeitete Bagatelle bei; ich aber in meiner Eigenschaft als Strick binde Dich solemniter mit gegenwärtiger Flasche Champagner an, die bei aller

fleur de Sillery

Vortrefflichkeit die sonderbare Eigentümlichkeit besitzt, daß Du Dir weder einen Rausch noch einen Strich auf ihrem Boden holen wirst. Ich kann also ohne Furcht, daß Du des Guten zu viel tun wirst und mit Theobald Händel anfängst, meiner Generosität die Krone aufsetzen und Dich auch noch mit zwei Flaschen

1834 Schloß Johannisberger Kabinet=Wein	1834 Schloß Johannisberger Kabinet=Wein

regalieren. Mehr aber wird nicht gereicht! Ihr Strolche werdet ohnehin schon zuviel Klevner und Riesling vertilgen und insonderheit übermorgen, kann ich mir denken, wird es weder an Flaschen noch an Zöpfen fehlen . . . . Aber zum Teufel, eine Flasche müssen wir noch leeren! Der alte Kerner und seine Frau soll leben! In Hochheimer 1834!

1834 Hochheimer

Und nun liebster Emanuel! Prinzessin Eugenie, die edle Dame, ist seit 8 Tagen bei uns und wird noch

8 Tage weiter hier bleiben. Sie ist ein gutes, frommes Kind und wenn sie allein ist, so singt sie aus dem Gesangbuche:

Liebster Immanuel, du Licht der Frommen,
Du meiner Seele Trost, ach, komm nur bald,
Du Friedensfürst hast mir das Herz genommen,
Das ganz in Liebe dir entgegenwallt.

Überhaupt glaube ich, daß die St. Goarer Mägdelein noch viel an Dich denken. Wo ihrer zwei oder drei zusammen sind, da ist es gewiß 5 mal unter 10 mal in Deinem Namen und da bist Du mitten unter ihnen. — Liebes Geburtstagskind, Du vergibst mir doch die schlechte Anwendung der Bibel!"

Geibels Jugendliebe und seine Beziehungen zum Ewigweiblichen.

Geibel wäre kein Lyriker von starken Empfindungen gewesen, er hätte keine Liebe für das Schöne, Anmutige und Reizvolle und keine reine, lebhafte und blühende Einbildungskraft gehabt, auch hätte sein dichterischer Genius nicht die Fähigkeit besessen, die Schönheit, den Zauber und den magischen Reiz des wahrhaft Weiblichen in so unvergänglichen Liedern zu schildern, wenn er nicht selbst unter dem Banne der mächtigsten Leidenschaft des Herzens, der Liebe, gestanden hätte. Allerdings besaß er nichts von jener falschen Empfindsamkeit und jener welschen Galanterie, die so manchen Dichtern jener Zeit eigentümlich war. Seine echt deutsche Natur tändelte und spielte nicht mit Gefühlen und Empfindungen. Wie seine Liebeslieder ein Spiegelbild des Herzens, Seelen- und Gemütlebens sind, so bot auch sein Leben, ob er nun himmelhochjauchzend im Besitz des Glückes der Liebe oder ob er infolge ihrer Enttäuschungen zu Tode betrübt war, nichts Verzerrtes, Verschrobenes oder gar Perverses dar. Überall blicken wir in den reinen Spiegel der Wahrheit, Schönheit und Harmonie.

Keine von den mehr oder weniger flüchtigen Bekanntschaften, die er als Jüngling machte, erregte so tief sein Gemüt und fachte in seinem Herzen die Gluten der Leidenschaft so mächtig an, wie seine Jugendliebe zu Cäcilie Wattenbach in Lübeck, der Schwester seines schon genannten jüngeren Schulfreundes Wilhelm Wattenbach. Er soll sie bereits mit 18 Jahren kennen gelernt haben und war gleich beim ersten Anblick von ihr so hingerissen, daß er sich bis über die Ohren in sie verliebte. Er hatte nun seine Muse, die er andichten konnte. Doch war die Schwärmerei für sie keine gemachte oder gekünstelte, sondern diese erste Liebe packte ihn mit elementarer Gewalt. Da auch sie die Gefühle des Jünglings erwiderte, erblühte für beide die schöne Zeit der jungen Liebe mit all ihrer Poesie und ihren süßen Geheimnissen.

Seine Lyrik verdankt jedenfalls diesem zarten und innigen Verhältnis eine Fülle der wundervollsten Lieder, von denen nur ein Teil in seinen gesammelten Dichtungen Aufnahme fand, während eine beträchtliche Anzahl Liebeslieder noch handschriftlich vorhanden ist.

Von dem ersten Erwachen des Liebesfrühlings und dem Anfangskapitel des Liebesromans im Herzen Emanuel Geibels singt er sinnig:

Ach, noch seh' ich den sonnigen Raum und die Nische des
    Fensters,
Wo von Blumen umblüht sinnend die Liebliche stand.

Jüngst erst war ihr die Schwester verlobt, und die Schar der Gespielen
Saß um die rosige Braut, aber ich schaute nur Sie,
Wie sich die schlanke Gestalt aus den rankenden Stauden hervorhob;
Über das braune Gelock floß ein vergoldender Strahl.
Und nun hub sie das Aug' und errötete, da sie mich glühn sah;
Doch ich konnte mich kaum dem bestrickenden Zauber entreißen.
Jedes gesellige Wort schien dem Entzücken versagt.
Endlich naht ich mich ihr mit bescheidenem Gruß und Erwiderung
Gab sie mir freundlich, Musik däuchte mir jegliches Wort;
Denn im befangenen Laute der seelengewinnenden Stimme
Klang mir des eignen Gefühls sanfteres Echo zurück.
Ach, schnell rann uns die Zeit; schon drängte die Sitte zum Aufbruch,
Stumm nur bot sie mir nach leisestem Drucke die Hand,
Aber ein zärtlicher Blick sprach: Komme bald wieder! Und wortlos,
Jauchzend, trunken von Glück stürmt' ich ins Freie hinaus[1]).

Er war seitdem täglicher Gast im Wattenbachschen Hause. Daß er die Wiegenfeste seiner Herzenskönigin poetisch verherrlichte, braucht wohl nicht erst

[1]) Gesammelte Werke, Bd. 5, S. 91.

erwähnt zu werden. Der Sitte jener Zeit gemäß übergab er als Geburtstagsgeschenk der Schönen seine schönsten Gedichte in kalligraphisch hübscher Abschrift, die noch die Matrone treu bewahrte und stets als eine heilige Relique betrachtete.

Groß war der Trennungsschmerz, als der Primaner im April 1835 nach Bonn zur Universität abging. Die Gedichte, die der Scheidende dem Bruder seiner Herzallerliebsten ins Stammbuch schrieb, galten eigentlich ihr. Voll tiefer Empfindung ist namentlich das eine:

Du drücktest mir die Hand, und Gottes Frieden
Erglänzt in Deinem Auge, da wir schieden;
So glänzt der Mond, wenn er vom Himmelsbogen
Sich wiederspiegelt in den blauen Wogen.

O bleib mir gut! Es soll im Weltgetriebe
Mich rein erhalten Deine reine Liebe;
Wenn Nacht und Sünde droh'n von allen Seiten,
Soll sie, ein lichter Engel, fest mich leiten.

Und willst Du meinen letzten Wunsch erfüllen;
Bete für mich auch, betest Du im Stillen;
Der Vater droben läßt ja gern geschehen,
Was seine Kinder für einander flehen.

Und nun leb wohl, und sollt' ein leises Singen
Sanftwiegend einst in Deinen Traum erklingen,
So denk', es seien meine sehnsuchtsvollen
Gedanken, die von fern Dich grüßen wollen[1])

---

[1]) „Emanuel Geibels Denkwürdigkeiten" von Karl Theodor Gaedertz, Berlin 1886, Verlag von Wilhelm Friedrich Nachfolger, S. 27.

In der Ferne, d. h. in Bonn, Berlin und Griechenland, lebte im Herzen des liebenden Jünglings das Bild seiner Angebeteten frisch und lebendig fort. Als er 1840 nach seiner Heimat zurückkehrte, stand bei ihm der Entschluß fest, Cäcilie Wattenbach als die Seine heimzuführen. Doch stellte sich seinem heißen Verlangen der Umstand entgegen, daß seine finanzielle Existenz eine unsichere und er nicht in der Lage war, seiner Zukünftigen ein sorgenfreies Dasein zu bereiten. Sein dreijähriges Universitätsstudium entbehrte des Abschlusses durch eine staatliche Prüfung, so daß sich ihm keine Gelegenheit bot, eine auskömmlich dotierte Stelle zu erhalten. Zu der eigenen Unsicherheit traten fremde Einflüsse. Man suchte ihr begreiflich zu machen, daß sie an der Seite eines Mannes, der ihr nichts bieten könnte, nicht glücklich sein würde. Auch ihm wurde nahegelegt, ein Verhältnis abzubrechen, das doch zu nichts gutem führen könnte. Kurz, es war die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Es ging auch hier so, wie er es in einem seiner Gedichte in geradezu klassischer Weise schildert:

Sie redeten ihr zu: er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
Und Tränen perlten ihr vom Angesicht,
Wie Tau von Rosen; o daß sie's geglaubt!

Dann als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz, nicht trübe wollt' er scheinen;
Er sang und spielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht ein guter Engel an ihr Herz:
„Er ist doch treu, gieb ihm die Hand, o gieb!"
Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt dich doch, sie ist ja doch dein Lieb,
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen."
Sie gingen, sahn sich — o, der Stolz ist schlimm!
Das *eine* Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Verglimmt der Altarlampe roter Glanz —
Erst wird er matt, dann flackert er empor
Noch einmal hell, und dann verlischt er ganz —
So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen . . . .[1])

Aus der Fülle der reizenden Lieder, die dieser Liebesfrühling zeitigte, teilen wir hier nur einige besonders anmutige Perlen der Geibelschen Lyrik mit. Manche sind in die „Gesammelten Werke" aufgenommen worden, andere von Karl Theodor Gaedertz in den „Denkwürdigkeiten" erschienen:

Du feuchter Frühlingsabend
Wie hab ich dich so gern,
Der Himmel wolkenverhangen,
Nur hie und da ein Stern.

---

[1]) Gesammelte Werke, Bd. I, S. 28.

Wie leiser, lieber Odem
Hauchet so lau die Luft,
Es steigt aus allen Talen
Ein warmer Veilchenduft.

Ich möcht ein Lied ersinnen,
Das diesem Abend gleich,
Und kann den Klang nicht finden,
So dunkel, mild und weich.

* * *

Du neigst das Haupt so leise,
Du blickst mich an so still.
O rede, was Dein Auge
Schweigend mir sagen will.

Mir schwillt vor deinen Blicken
Das Herz so unruhvoll;
Ich weiß nicht, ob ich hoffen
Oder verzagen soll.

* * *

Vor dem Tore bei den Linden,
Wo die frischen Lüfte wehn,
Dacht ich heut dich zu finden,
Dacht ich heute dich zu sehn.

Und ich suchte und ich spähte
Scharfen Blickes allerwärts,
Jeder grüne Schauer wehte
Grüne Hoffnung mir ins Herz.

Doch umsonst, Du bliebst verborgen
Und vergebens war mein Gang.
Und bis Morgen — ach, bis Morgen
Ist es doch noch gar so lang.

* * *

Nun hab ich alle Seligkeit
Erlost auf dieser Erden!
An keinem Ort, zu keiner Zeit
Mag Beßres je mir werden.

* * *

So halt ich endlich dich umfangen,
In süßes Schweigen starb das Wort,
Und meine trunknen Lippen hangen
An deinen Lippen fort und fort.

Was nur das Glück vermag zu geben,
In sel'ger Fülle ist es mein:
Ich habe dich, geliebtes Leben,
Was braucht es mehr als dich allein?

Ade, ade, geschieden mußte sein! Aber aus zahlreichen Äußerungen, die der Dichter seinen intimen Freunden gegenüber tat, wie auch aus vielen Tagebuchaufzeichnungen Cäcilie Wattenbach's geht hervor, daß die Wunde, die der Trennungsschmerz und die Vernichtung aller Hoffnungen auf ein glückliches und harmonisches Zusammenleben in den Herzen beider schlugen, eigentlich nie ganz verharschte.

Als Geibel 20 Jahre nach Auflösung des Verlöbnisses bei seiner alten Freundin Marianne Wolff,

der Witwe des Dichters Karl Immermann, weilte, sprach er ihr gegenüber das traurige Wort aus: „Sollte ich plötzlich sterben, so schreiben Sie ihr, daß ich sie immer lieb gehabt, daß sie mir zuerst die Schönheit des Daseins in der Liebe erschlossen habe, daß auch ich immer dankbar geblieben sei für alles, was ich durch sie empfangen. Ich weiß, was ich an ihr verschuldet, ich weiß, daß ich die Nemesis solcher Schuld erfahren, daß sie mir durch mein Leben gefolgt ist. Gern wäre ich noch einmal zu ihr getreten; ich kann es nicht, weil wir beide frei sind, aber ihr Bild ist unzerstört in meiner Seele, und was sie mir gewesen, das habe ich nicht verloren, obgleich jugendlicher Unverstand und Heftigkeit uns auseinander rissen, und die Menschen zerstören halfen, was hätte heilig bleiben sollen."

Später ging dann doch zwischen beiden wahlverwandten Geistern eine persönliche, versöhnliche Aussprache vor sich. Im Herbst 1878 fand eine Begegnung mit der Jugendfreundin statt und diese tat seinem Herzen unendlich wohl. Vorher hatte er ihr geschrieben, daß es ihm innig darnach verlange, endlich einmal wieder ein paar Stunden ganz ungestört mit ihr plaudern zu können: „Wenn im herzlichen Vertrauen ein Wort das andere giebt, läßt sich ja einer verständnisvollen Seele gegenüber so Vieles aussprechen, was sich ungern der Feder bequemt, und je älter und einsamer ich werde und je mehr ich deshalb in der Welt der Erinnerungen lebe, um so schmerzlicher empfinde ich den Mangel, daß ich hier Niemand mehr habe, gegen den ich über die sturmvollen, aber schönen

Tage einer reichen Vergangenheit mein Herz ausschütten dürfte. Ihnen aber könnte ich jetzt Alles sagen, völlig offen und ohne die Furcht, daß Sie mich mißverstehen oder in dem Inhalt meiner Bekenntnisse nur Torheiten und Verirrungen sehen würden."

Cäcilie Wattenbach hatte dann auch alle Heiratsanträge, die ihr geworden waren, zurückgewiesen und blieb unvermählt. Auch standen sie miteinander in einem freundschaftlichen brieflichen Verkehr. Als er seine „Spätherbstblätter" herausgab, sandte er ihr das erste Exemplar derselben mit folgender Widmung:

Diese Lieder, die dem Knaben
Wild erblüht im Frühlingsschein,
Mit des Herbstes reichen Gaben,
Nimm sie hin, denn sie sind Dein!

Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängnis schied,
Dein vergessen konnt' ich nimmer,
Denn Du warst mein erstes Lied!

Und mein alterndes Gemüte
Hat's wie Himmelstau getränkt,
Daß Dein Herz in reiner Güte
Wieder nun des Freundes denkt.

Sie übermittelte ihm als Gegengabe ein altes grünes Büchlein Tagebuchblätter, welche sie im August 1836 angelegt und fortgeführt hatte. Er las die Bekenntnisse einer treuen und lieben Seele mit tiefer

Rührung und heiße Tränen entrollten seinen Augen. Schmerzbewegt und doch zugleich glücklich schrieb er ihr: „Aber wie schwer haben wir uns damals selbst das Leben gemacht! Wie viel unschuldiges Glück uns dadurch verkümmert, daß wir uns in jugendlicher Befangenheit nicht ganz offen zu geben wußten! Glauben Sie mir, daß auch mich das Unausgesprochene oft tief beklemmte, und daß ich nicht ohne innere Kämpfe durch jene Zeit gegangen bin. Es trifft sich eigen, daß ich gerade aus denselben August- und Septembertagen 1836 die Bruchstücke eines alten Liederbuches besitze. Ich lege sie Ihnen bei."

Man hat Emanuel Geibel sehr mit Unrecht bei Beginn seiner poetischen Laufbahn den „Dichter der Backfische" genannt. Er war vielmehr der Lieblingsdichter der Mädchen und Frauen und nicht allein dem Poeten, sondern auch dem Menschen schlugen die Herzen vieler Vertreterinnen des Ewigweiblichen warm entgegen. Als er, wie wir erzählt haben, in Escheberg auf dem Schloß des Freiherrn von der Malsburg weilte, erwuchs in seinem Herzen eine stille Neigung zu der genannten schönen jugendlichen Tochter des Hauses, Henriette, dem „Röslein jung, dem schlanken Reh". Im Lenz 1842 sang er:

Mir wird die Brust so weit, so weit,
Als ob's drin blüht' und triebe —
Kommst du noch einmal, Jugendzeit?
Kommst Du noch einmal, Liebe?

Auch Henriettes junges Herz schlug ihm zart und schüchtern entgegen. Noch 1878 mußte die Nichte des

Freiherrn, Adelheid von Baumbach, dem Greise ein Jugendbildnis Henriettes senden. Dankend schrieb er zurück: „Ich konnte mich gar nicht satt daran sehen, ich fühle mich wie durch Zauberschlag in die köstliche Escheberger Zeit zurückversetzt. Es kam wie ein warmer Strahl von Jugendglück über mich." Ein Jahr später hatte er, wie wir wissen, die Freude, daß Henriette ihn in Lübeck aufsuchte.

Im Hause seines Freundes Franz Kugler in Berlin wurde er von den Damen außerordentlich verhätschelt. Man huldigte ihm wie einem Könige im Reich der Musen. Innige Freundschaft verband ihn namentlich mit der anmutigen und geistvollen Frau Klara Kugler, der er auch seine 1840 erschienenen Gedichte gewidmet hatte. In dem an sie gerichteten Dedikationspoem sagt er:

Und wie Dein Blick mit leiser Frage
Sich freundlich zu dem meinen neigt,
Da muß ich denken jener Tage,
Die mir zuerst Dein Herz gezeigt;
Da ich, ein ungestümer Knabe,
Von dunklem Jugenddrang bewegt,
Der ersten Lieder frühe Gabe
Schamrot in Deine Hand gelegt . . .

Was so im Busen ich getragen,
Was ich gekämpft, verfehlt, ersiegt,
Das laß Dir nun dies Büchlein sagen,
Drin meine Seele vor Dir liegt.

So nimm es hin! Und wuchert munter
Manch buntes Unkraut auch noch heut:
Schon sind die Erstlingshalme drunter
Der Ernte, die mein Leben beut.

Wie gern auch die Frauen aus dem Volke ihn hatten das beweist ein Poem, das eine arme alte Frau, der Geibel auf ein an ihn gerichtetes Gedicht hin schon seit 1852 wohlwollendes Interesse gezeigt hatte, bei seinem Dahinscheiden verfaßte. Sie hieß Henriette Weber und lebte in Mülhausen im Elsaß. Es hieß darin u. a.:

Du warst in schwerer Trübsalszeit
Ein Engel mir voll Licht und Leben.
Zu Dir durft ich in jedem Leid
Den tränenvollen Blick erheben.

Du wolltest nimmer lautes Lob
Für alle Zeichen Deiner Güte;
Doch, was sie einst ins Leben wob,
Bleibt unvergessen im Gemüte.

Wie viele Herzen Du entzückt
Durch Deine wundervollen Lieder,
Das meine hast Du still beglückt
Und heiße Tränen rinnen nieder.

Im Hause Katakazys, des russischen Gesandten in Athen, hatte es ihm die 16jährige Nichte seines Chefs, die Prinzessin Marie Sofiano, angetan. Ihr liebliches Wesen, ihre Zierlichkeit und Gewandtheit als

Reiterin, sowie der Umstand, daß sie unter der maßlosen Eifersucht der Gesandtin sehr viel litt und im Hause nur geduldet wurde, erweckten sein lebhaftes Interesse. Sie ist die „Ungenannte" in folgendem Sonett[1]:

Die du den Blick mir zugewandt voll Güte,
Da mich die andern in den höfisch glatten
Prunkvollen Sälen stolz vergessen hatten,
Wie dank ich deinem freundlichen Gemüte!

Du botest lächelnd mir des Herzens Blüte,
Mit süßem Wort erquicktest du den Matten.
So mag ein Quell in hoher Palmen Schatten
Den Pilger laben, der von Durst entglühte.

Und doch! Nicht folgen darf ich jenem Glücke,
Das deine Gunst so reich mir zugewogen,
Mich hält das Herz, mich hält die Pflicht zurücke.

Denn zwischen uns ist eine Kluft gezogen,
Die sich verbinden läßt durch keine Brücke,
Und die noch keiner glücklich überflogen.

Ihr gilt auch das Gedicht:

Heut wär ich fast erschrocken,
Dir zu Füßen hingestürzt
Als du plötzlich deiner Locken
Wilden Reichtum losgeschürzt[2]).

---

[1]) Gesammelte Werke, Bd. I, 102.
[2]) A. a. O., Bd. III, 181.

Aufs tiefste erschütterte ihn das spätere tragische Schicksal der Prinzessin, die als Opfer der Verfolgung ihrer Tante um ihr ganzes Lebens- und Liebesglück betrogen wurde. In der ergreifenden Idylle „Das Mädchen vom Don"[1]) werden Andeutungen über jenes Ereignis gemacht. Hier sei nur eine Stelle daraus hervorgehoben, in der der Reiz der jungen Dame besungen wird:

Schlug die Wimpern sie
Des mandelförm'gen Auges plötzlich auf,
So war's wie Blitz; man dacht an Turandot.
Zum Rätsel wölbten sich die feinen Brau'n
Und wenn sie's losband, flog ihr blauschwarz Haar
Bis zu den Knöcheln. Gerne sah's der Ohm
Und hieß sein artig Nixlein sie vom Don,
Doch wenn er gütig war und sie mit Schmuck
Behängt und prächt'gen Stoffen, peinigte
Die Base sie mit Launen, ließ von ihr,
War die leibeigne Zofe nicht zur Hand,
Das Haar sich strählen und den Ballstaat rüsten,
Und schmollt' und schalt um jeden kleinen Fehl.
So wuchs sie auf, geliebkost und gequält,
Prinzeß in der Gesellschaft, Aschenbrödel
Am eignen Herd. Doch trug sie Glanz und Druck
Mit gleicher Spannkraft, wie zur Frühlingszeit
Die herbe Knospe Sonn' und Regenguß
Erträgt und fortschwillt. Niemals fand ich sie
Verstimmt noch müde; nur verschloß sie sich,
Wie sie vom Kind zur Jungfrau leis' erwuchs,

---

[1]) A. a. O., Bd. IV, 61.

Gemach in Schweigen, flüchtig Lächeln ward
Ihr silberhelles Lachen, feuchtern Glanz
Gewann ihr Aug und wenn sie, spät noch wach,
Am Flügel träumte, wühlten ihre Hände,
Anstatt in muntren Weisen, wie vordem,
In Chopins dunkeln Zaubermelodien.

Nach Goedeke sind während des Berliner Aufenthaltes des Sängers in der Mitte der 40er Jahre des v. Jahrhunderts die ersten Lieder des „Troubadours" entstanden, einer stolzen, kalten, seelenlosen Schönheit geltend, die seine Liebe nicht vergalt. Nach einem anderen Gewährsmann soll die erste Bekanntschaft des Poeten mit dieser Schönheit in die Berliner Zeit von 1837 gefallen sein. Damals lernte er in einer großen Gesellschaft bei den Eltern des Historikers Rudolf Koepke eine Jungfrau von idealer, geradezu überwältigender Schönheit kennen. Als Willibald Alexis ihn plötzlich ihr vorgestellt habe, sei er völlig verwirrt und geblendet gewesen. Dann trafen sie sich häufig im Kugelerschen Kreise. Aus dieser flüchtigen Berührung wurde aber keine innige Annäherung, denn die Dame verheiratete sich später nach der Schweiz, wo sie in glücklichen Verhältnissen lebte. Als er 1875 ihren Tod erfuhr, bekannte er: „Tonis Bild steht noch heute in vollem Glanze seiner bezaubernden Schönheit vor meiner Seele. Sie hat wie ein prachtvoller Stern ein Stück meines Lebensweges erleuchtet. Ich werde sie niemals vergessen."

Die unerfüllte Sehnsucht dieser seiner Liebe zu dem schönen Berliner Weibe spiegelt sich nicht nur

in jenen „Troubadours-Liedern", sondern auch, wie Karl Leimbach ausführt, in dem „Morgenländischen Mythus". Die Malerin Luise Kugler, die Schwester seines Freundes Franz Kugler, und ihre Freundin Albertine von Hochstetter wünschten von ihm ein Illustrationsobjekt. Der Dichter legte nun in dieses Gelegenheitsgedicht sein eigentümlichstes Wesen. Er führte in Anlehnung an einen Stoff aus „Tausend und eine Nacht" den Gedanken aus, wie der Mensch das Ideal, das ihm einmal in glückseliger Stunde wie durch ein Wunder nahegetreten sei, in ewiger Sehnsucht suchen müsse.

Beim Fürsten Heinrich Karl Wilhelm zu Carolath-Beuthen.

In zahlreichen Bädern und Kurorten suchte Geibel Linderung von seinem schmerzhaften Darmleiden — einer Darmverengerung —, an der er seit 1847 litt. Im Sommer 1849 war er im Seebad Heringsdorf, wo er im täglichen Verkehr mit Franz Kugler und dessen Familie angenehme und an dichterischer Produktion reiche Tage verbrachte. Dort lernte er auch den Fürsten Heinrich Karl Wilhelm zu Carolath-Beuthen kennen, einen preußischen General der Kavallerie und Oberjägermeister. Der Fürst hatte in jenem Jahre seine Gattin Adelheid verloren, an der er mit zärtlicher Liebe gehangen und die er auf das tiefste betrauerte. Eine große Schwermut bemächtigte sich seiner und nur mit Mühe bewog ihn sein Schwiegersohn, Graf Kurt Haugwitz, der mit seiner leidenden Gattin Lucy das Bad aufsuchte, sich ihnen anzuschließen. Dort war es, wo Geibel die Bekanntschaft des Fürsten machte. Rege Beziehungen entwickelten sich aus diesem Zusammentreffen. Geibel verstand es, in anregendem Gedankenaustausch vergessene Interessen bei dem Fürsten wieder aufleben zu lassen. Der alte Herr hatte

sich in früheren Zeiten vielfach mit Literatur beschäftigt und sogar selbst gedichtet. Wie er nun mit neuerwachendem Lebensmut die alten Liebhabereien wieder aufnahm und der Welt und ihren Dingen neue Teilnahme entgegenbrachte, wandte er zugleich sein ganzes Wohlwollen dem von ihm sehr verehrten Dichter zu, der den ersten Anstoß zu seiner Gemütsaufheiterung gegeben hatte.

Zur Freude des alten Fürsten nahm Geibel bald eine Einladung nach Schloß Carolath an. Es waren sorglos heitere Tage, die er auf dem von wundervollen Waldungen umgebenen Besitztum verlebte. Seine gute Laune äußerte sich in manch lustigem Trinkspruch und manch liebenswürdigem Stegreifgedicht, in dem er bekanntlich von jeher Meister war. Damals entstanden seine frischesten Gedichte, darunter auch der „Mythus vom Dampf".

In einem Brief an den Vater schildert Geibel den romantischen Jagdaufenthalt auf dem im tiefsten Walde gelegenen Schlößchen Heinrichslust[1]). Den Tag über sei alles auf der Jagd, selbst die Damen begleiten ihre Kavaliere im Wagen. Von allen Seiten höre man Büchsen knallen und Hifthörner erklingen. „Aber wenn dann am Abend die Schützen mit Beute beladen wieder heimkehrten, wenn die erlegten Hirsche und Keiler im Kreise auf den Rasen gestreckt wurden, wenn dann hohe Feuer rotlodernd zu den prächtigen Eichengewölben emporstiegen, während von oben das silberne Mondlicht durch die Wipfel strömte, dann konnte man sich

[1]) H. Lindenberg, Geibels Vater, 1893.

zwischen all den bärtigen bewaffneten Gestalten und den schönen, glänzend überstrahlten Frauengesichtern bei Gesang, Hornruf und Zitherschall in irgend ein abenteuerliches Waldmärchen versetzt glauben." Neben diesen reizenden Jagd- und anderen Vergnügungen gab es auch stille Tage, wo abends die trauliche Geselligkeit ihr Recht fand und ernstere Gespräche das Band der Freundschaft zwischen dem greisen Fürsten und dem Dichter noch enger knüpften.

Daß unser Poet, ein Gelegenheitsdichter in echt Goetheschem Sinne, die Familienfeste des fürstlichen Hauses durch improvisierte Gaben würzte, versteht sich von selbst. Am 18. September 1849 sang er zum Wiegenfest der Gräfin:

Daß der Herr, von dessen Güte
Alles Heil herniedertaut,
Wahre dieses Hauses Blüte,
Das du fromm auf ihn erbaut;
Daß er dein in Gnaden walte,
Und im Drang von Lust und Schmerz
Dich so lieb und reich erhalte,
Du lebendig Menschenherz!

Auch bei der Taufe des Sohnes Hans des gräflichen Paares stellte er sich mit einem sinnigen Glückwunsch ein:

Verschlossen sei er nie fürs Neue,
Doch halt er fest die alte Treue,
Er lern' in gut und bösen Tagen
Das tücht'ge tun, das harte tragen;

Er hab ein gutes Wort im Rat,
Er führ ein scharfes Schwert zur Tat,
Und, daß noch eins ich sagen kann,
Er werd ein Ritter, werd ein Mann,
Der seines Wahlspruchs Sinn bewähre,
Und grüne fort in alter Ehre!

Im folgenden Jahre, 1850, ging Geibel zur Kur nach Karlsbad. Dort suchte Graf Haugwitz ihn auf der Heimreise von Marienbad auf, mit der Bitte, den Fürsten auf einige Wochen nach Gastein zu begleiten. Bei der Ankunft in Wildbad fand Geibel das beste Zimmer des Hotels mit der Aussicht auf die Ache für sich bestimmt. Nach Beendigung der Kur kehrte der Fürst in Gesellschaft seiner Familie und Geibels nach Carolath zurück. Am 21. Oktober jenes Jahres wurde der gräflichen Familie der jüngste Sohn Eberhard geboren. Der Dichter mußte die Patenstelle übernehmen und brachte zur Taufe, die am Geburtstag des alten Fürsten gefeiert wurde, einen Glückwunsch aus, der also lautete:

Das ist derselbe warme Sonnenstrahl,
Von dessen Glanz im allertiefsten Tal
Das jüngste Alpenröslein hold erblüht
Und purpurfarb' die höchste Firne glüht.

Das ist derselbe heilge Freudenschein,
Der heut mit Glanz des Friedens wunderrein
Des ros'gen Enkels Kindertraum umwebt,
Und um des Ahnherrn hohe Stirne schwebt.

O schönes Doppelfest, das wir begehn,
Wo Kind und Greis in einem Schimmer stehn,
Und zwischen Höh' und Tief' im Farbenbrand
Die Liebe selig ihren Bogen spannt!

Stets hat der Dichter dem Fürsten und seiner Familie treueste Anhänglichkeit bewahrt und durch poetische Episteln seinen freundschaftlichen Gefühlen Ausdruck gegeben. Noch im Jahre 1857 sandte er dem Fürsten einen Segensspruch, worin er der schönen und erhebenden Zeit gedenkt, die er auf den Besitzungen seines Gönners zu verbringen das Glück hatte:

Schloß und Garten will sich zeigen
Und am Strom der Eichenpfad
Und der Wald, auf dessen Steigen
Oft die Muse zu mir trat,
Und dazwischen glänzt aufs neue
Alles, was des Freundes Treue,
Was der Freundin Huld mir tat.

Und wie nun das Blut der Rebe
Im geschliffenen Kristall
Segnend an den Mund ich hebe,
Bei der teuren Namen Schall,
Zittert aus des Kelches Grunde
Bürgschaft unserm geist'gen Bunde
Ein beseelter Wiederhall.

Die Freundschaft Geibels erstreckte sich auch auf den gesamten Carolathschen Freundeskreis, zu dem u. a.

der Landwirt Albert Block gehörte. Als dessen Tochter Bertha einen Herrn Thunig heiratete, empfing die junge Braut an ihrem Hochzeitsabend am 12. Juni 1854 einen von Rosenknospen durchwundenen Myrtenkranz mit nachstehenden Strophen[1]:

Laß um die Stirn den Kranz Dir legen,
Den Myrtenkranz jungfräulich rein;
Wir alle flechten unsern Segen
Und unsre Liebe mit hinein.

Und fragst Du, was die Farbe deute?
Das ahnungsvolle Dunkelgrün
Von süßer Hoffnung spricht es heute
Auf ein zukünftig schönes Blühn.

Denn sieh, es wird in wenig Stunden
Dein Leben all verwandelt sein;
Wenn einmal Liebe dich gebunden
Gehörst du ihr und nicht mehr dein.

Es weckt hinfort dich jeder Morgen
Am stillen Herd zu ernster Pflicht,
Doch glaub es, vor so lieben Sorgen
Entweichen Glück und Freude nicht.

---

[1]) Aus der Handschriften-Abteilung der Berliner kgl. Bibliothek acc. ms. 1894. 517. Prof. Dr. Stern, der frühere Direktor der Handschriften-Abteilung der kgl. Bibliothek, fügte daran die folgende Randbemerkung: Das Geibelsche Gedicht „Laß um die Stirn den Kranz dir legen“ wurde zum Hochzeitstage der Frau Bertha Thunig, geb. Block, am Hofe des Fürsten Carolath verfaßt und ist bis 1895 im Familienbesitz geblieben. Es wurde von dem Sohne G. Thunig, der in den Vereinigten Staaten Nordamerikas lebte, für die kgl. Bibliothek erworben.

Nein, jetzt erst hält ein heitrer Friede
Dein häuslich Walten all versöhnt,
Bis Dir im ersten Wiegenliede
Der schönste Klang des Lebens tönt.

Dann aber wird ein hold Erinnern
Dich traumhaft mahnen an dies Grün
Und selig spürst du tief im Innern,
Daß Rosen aus den Myrten blühn.

Geibel und seine Frau Ada.

Es war dem Dichter, der die Liebe und Verehrung seiner Zeitgenossen im Allgemeinen und die Huld von deutschen Fürsten insbesondere in überaus reichem Maße genoß, nicht vergönnt, sich des Glückes der Ehe lange zu erfreuen. Er, der von der schwärmerischen Sympathie des deutschen Volkes getragen wurde und der durch die Gnade König Friedrich Wilhelm IV. und später des Königs Maximilian II. von Bayern und des König Wilhelm I. von materiellen Sorgen befreit war, also eigentlich nie mit der Not des Daseins zu kämpfen hatte, ist als Ehegatte vom Schicksal arg heimgesucht worden. Kaum vier Jahre waren ihm beschieden, an der Seite seiner angebeteten Frau, deren Herzensgüte und Liebenswürdigkeit von allen Zeitgenossen übereinstimmend gepriesen wird, sich wohl und behaglich zu fühlen. Die neidischen Schicksalsgötter, die den fröhlichen Poeten Jahrzehnte hindurch mit körperlichen Leiden aller Art quälten, bereiteten ihm auch den seelischen Schmerz, ihm das Liebste und seinem Herzen Teuerste nach einer nur kurzen Spanne Zeit zu rauben und in den Kelch seiner Lebensfreude für immer den bitteren Tropfen der Einsamkeit und Verlassenheit zu träufeln.

Am 20. November 1851 hatte er um die Hand der damals achtzehnjährigen verwaisten Tochter einer benachbarten Familie, Amanda Trummer, die er am liebsten „Ada“ nannte, deren Namen er in seinen Gedichten unsterblich machte, angehalten. Er hatte sie schon, als sie ein 11jähriges Kind war, kennen gelernt und sich an ihren poetischen Versuchen erfreut, ihr auch in der Geschichte und Literatur Unterweisung gegeben. Sie hatte es ihm gleich angetan, und sein Herz sagte ihm, daß er sich nur in ihrem Besitz glücklich fühlen würde. „Meine Ada ist freilich nicht,“ so schrieb er einst an einen vertrauten Studiengenossen, „wie du zu meinen scheinst, die Schönheit, aber bei hoher Anmut die Liebe und Hingebung selbst.“

In seinem ersten Gedicht „Erste Begegnung“[1]) sang er von ihr:

Lieblich war sie als Kind, schwarzäugig; schimmernde Blässe,
Wie sie die Perle Dir zeigt, lag ihr um Wange und Stirn,
Daß fremdartig sie fast im Kreise der blonden Geschwister,
Wie ein südlich Gewächs unter den heimischen stand.

Ada Trummer war mittelgroß, hatte sehr dunkle Haare und Augen, die einen sametweichen Schimmer besaßen. Geibel liebte sie abgöttisch. „Ihr Kuß“, sagte er, „hat etwas unendlich geistiges.“ Des Poeten Münchener Freundin, die Staatsrätin von Ledebur,

[1]) Gesammelte Werke, Bd. III, S. 230 ff.

meinte einmal, daß sie Ada immer an Goethes Schwiegertochter Ottilie erinnere. Wilhelm Jensen rühmte ihr märchenhaft liebliches Gesicht, und wer je das von dem Maler Correns in München geschaffene Bild Adas sah, mußte sagen, daß die holde Gestalt im einfachen, weißen Kleide, die Hände über die Brust gekreuzt und einen Kranz weißer Rosen in dem glatt gescheitelten Haar in der Tat etwas ungemein graziöses, herzgewinnendes und keusches besaß.

Bald nach der Verlobung mit Ada war Geibel gezwungen, in literarischen Geschäften auf einige Zeit nach Berlin zu reisen. Von dort aus schrieb er fleißig an seine Braut. Aus jeder Zeile, die er an sie richtete, spricht die innige und sein ganzes Wesen beherrschende Liebe zu seiner Herzenskönigin. So heißt es in einer Zuschrift an sie vom 22. November 1851: „Ich will Dir heute, obwohl es wieder spät geworden ist, einen schriftlichen Gruß senden und Dir mit kurzen Worten das eine wieder sagen, was ich allezeit und alle Stunde denke, und was mich so ganz erfüllt, das Einfachste von der Welt und doch das Süßeste, was ich weiß: Ich habe Dich lieb von Herzen und danke Gott, daß Du mich wieder lieb hast, und daß uns nun endlich die Lippen gelöst sind, das glückselige Geheimnis auszusprechen. Ach, Kind, Du glaubst nicht, welchen Abgrund von Freuden Du in den kurzen, wundervollen Stunden unseres neuen Lebens mir in der Seele aufgeschlossen hast, wie mein Herz sich, dem siechen Leibe zum Trotz, in Lebenslust, Mut und Hoffnung verjüngt fühlt, seit Dein lieber Mund mir das liebste Wort gesagt. Die Erinnerung jenes märchen-

haften Abends, das selige Bewußtsein Deiner hingebenden Liebe läßt mich keinen Augenblick los; wie Du geweint und gelacht, gesprochen und geküßt, tausendmal wiederhol' ich's mir und werde nimmer damit fertig. In all die bunten Dinge, die der Tag hier bietet, webt sich's mir, wie ein freundlicher Sonnenschein hinein, und was mir nahe tritt, muß ich auf das Eine beziehen. Meine Freunde meinen, sie hätten mich nie so zerstreut gesehen — aber ich bin in Dir gesammelt, Du liebes Leben, daß ich nun endlich mein eigen, ganz mein eigen nennen darf, und an dem ich wieder gesund und heiter und still und fromm werden will. Dazu helfe uns Gott, dessen Ratschluß uns zusammengeführt! — — —"[1]).

In seinen „Tagebuchblättern" spricht er in unvergänglichen, hinreißend schönen Gedichten das jauchzende und jubelnde Liebesglück aus, das ihn beseelte, als er Ada als seine Braut an sein Herz drücken konnte. Ich weise nur auf das nachstehende Lied hin:

Nun hast du dich ergeben
Mir ganz mit Seel' und Leib,
O du mein süßes Leben,
Mein Lieb, mein Kind, mein Weib.

Nimm hin denn sonder Schranke,
Nimm auch du, was mein!
Mein innerster Gedanke,
Mein letzt Gefühl ist dein.

---

[1]) „Emanuel Geibel", von Carl C. T. Litzmann, S. 110 ff.

Gott schickt hinfort uns beiden
Ein Glück nur, eine Not;
Und nichts mehr kann uns scheiden,
Es scheid' uns denn der Tod.

Ein Jahr darauf fand die Hochzeit zu Lübeck statt. Das Hochzeitsmahl wurde auf der idyllisch am Ufer der Trave gelegenen bereits erwähnten „Lachswehr" bereitet. Voll Seligkeit sang der Dichter:

Da saß ich droben im bekränzten Gartensaal,
Ein sel'ger Mann, und rings an froher Tafel hin
Die Schar der Lieben, Haupt für Haupt und neben mir
Im Schmuck der Myrte holderglüht die süße Braut,
Die mir Beglücktem an des Herbstes Grenze noch
Den vollen Frühling ihrer jungen Seele gab.

Dem natürlichen Wunsche des Sängers nach einer äußerlich gesicherten Stellung kam, wie wir weiter unten erzählen, der kunstsinnige König Maximilian II. von Bayern entgegen, indem er den Dichter im Januar 1852 nach München berief und ihm eine Ehrenprofessur für deutsche Literatur und Metrik an der Universität der bayrischen Hauptstadt verlieh. Im Isar-Athen gründete Geibel nun mit seiner Ada seinen Hausstand. Sie verstand es, sein Heim zu einem überaus gemütlichen und erquickenden zu gestalten. Seiner seligen Empfindung gab er in Liedern, die zu den lieblichsten Blüten unserer Lyrik zählen, beredten Ausdruck. So sang er einmal:

O fühl's an meines Herzens Schlage,
Wenn du mich schweigend an dich drückst,
Wie du mit jedem neuen Tage
Geliebte, höher mich beglückst.

Ach, seit in holdem Selbstvergessen
Der Lippe Zagheit dir zerrann,
Nun lern' ich selig erst ermessen,
Welch Kleinod ich an dir gewann.

Wie Carl C. T. Litzmann in seinen Erinnerungen an seinen Freund Emanuel Geibel[1]) zu erzählen weiß, war Ada Geibel in der Münchener Zeit hochbeglückt. In den Briefen an ihre Schwester spricht sich die Empfindung dafür in rührender Weise aus. Der jüngeren gegenüber macht sich ihr fröhliches Herz mit kindlichem Geplauder und allerhand Schelmereien Luft, nur das häufige Unwohlsein ihres Mannes warf einen Schatten auf diese sonst so hellen Tage.

Wenn er von seinem fortwährenden Siechtum sich ab und zu erholte und seine Stimmung eine heitere und hoffnungsvollere wurde, dankte sie inbrünstig dem Himmel. Sie konnte nicht umhin, die frohe Botschaft ihrer Schwester zu berichten. So schrieb sie ihr im Februar 1854 u. a.: „Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich darüber bin. Es ist vielleicht töricht von mir, daß ich nun gleich wieder voller Hoffnung auf eine wirklich anhaltende Besserung bin, aber ich mag und kann es doch einmal nicht lassen. Ja, wenn Emanuel gesund wäre, wäre ich wohl ein beneidenswertes Geschöpf."

---

[1]) A. a. O. Seite 120 ff.

Am 10. Mai 1853 schenkte sie ihm ein blondes, blauäugiges Töchterchen, das in der Taufe die Namen Ada, Marie, Karoline erhielt. Diese, seine einzige Tochter heiratete später — am 22. Mai 1872 —, wie schon erwähnt, den Rechtsanwalt und Senator Dr. Ferdinand Fehling in Lübeck.

Das reiche Lebensglück sollte aber für Geibel nur ein schmerzvoll kurzes sein. Plötzlich fing Ada zu kränkeln an und mußte fortwährend das Bett hüten. Am 31. November 1855 erlöste ein sanfter Tod sie von ihren Leiden im 22. Jahre ihres Lebens, im vierten ihrer glücklichen Ehe.

Dieser furchtbare Verlust traf ihn ins innerste Herz. Er vermählte sich nie mehr und konnte diese schwere Heimsuchung nie vergessen. Bis an sein Lebensende trug er ein unerlöschliches Heimweh nach ihrer Seele. Herzzerreißend klagte er bei ihrem Ableben:

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben. —

Nun hallt der Menge dumpf' Gebraus
Allmählich auf den Gassen aus,
Und müde von des Werks Beschwerde
Kehrt jeder zum vertrauten Herde.

Beglückt wer nach mühsel'gem Tag
In Liebesarmen ausruhn mag!
Ich bin allein und im Herzensgrunde
Bricht blutend auf die alte Wunde.

Am Fenster lehn' ich still und seh'
Dichtflockig niederwehn den Schnee,
Die Nacht bricht ein; die Glocken summen
Den Abendsegen und verstummen.

Der Schnee fällt draußen auf ein Grab,
Da schläft, die ich geliebet hab',
Die mich geliebt, wie keinen, keinen
Ein Weib geliebt — o könnt ich weinen!

In dem Gedicht „Ein Traum" gibt er in erschütternden Worten seinen Empfindungen Ausdruck. Ihm träumte, er wäre nach langer Reise nach Hause gekommen, in sein Heim getreten, um sein süßes Weib nach so manchem öden Tage ans Herz zu drücken. Fast vergangen sei in Ungeduld seine Seele, doch wie er fragte, wo sie sei, hieß es, daß sie im oberen Stockwerk zu finden wäre. Rasch sei er die Treppe hinaufgestürmt, habe sie aber nirgends gefunden.

Und wieder höher wies man mich, und wiederum
Von dort hinaufwärts über Stufen ohne Zahl
Zu klimmen hatt' ich, bis zuletzt im obersten
Geschoß ein glänzend heller Saal sich öffnete.
Da saß sie zwischen fremden Blumen, stillvertieft,
Das Haupt gelind zur Seite neigend, ganz wie sonst,
Wenn sich in ernstes Sinnen ihr Gemüt verlor,
Nur himmlisch schöner. Süße Düfte wallten rings
Und solche Klarheit war umher, daß ich verstummt,
Vom Glanz geblendet auf der Schwelle zauderte.
Sie aber wandte, wie den Kelch im Sommerhauch
Die Lilie wendet, sanft zu mir das Antlitz her

Und sah mich an voll Liebe, daß das treue Licht
Der braunen Augen tief mir in die Seele drang,
Sie ganz erfüllend. Aber als ich nun nach ihr
Die Arme breitet', ach, da war das holde Bild
In Duft zerronnen plötzlich dem Erwachenden.
Kühl floß der Mondschein über mein verwitwet Bett,
Und heiße Tränen weint' ich in den Schoß der Nacht.

Sieben Jahre nach dem Ableben seines geliebten Weibes kleidete der trostlose Gatte sein Leid aufs neue in ein rührendes Poem, das er „Am 26. August 1859“ nannte. Er spricht darin aus, daß ihm in seinem jungen Weibe das höchste Glück auf Erden beschieden war. Was ihn in seinem namenlosen Schmerz noch trösten könne, sei lediglich der Gedanke, daß er das süße Abbild der holden Frau in seinem Kinde gefunden habe.

Das war das höchste Glück,
Wohl hieß ichs froh willkommen;
Doch hast Du's, Herr, zurück
Aus meiner Hand genommen.

Die Blüte, die ich pries,
Die reine, dornenlose,
Sie blüht im Paradies
Nun längst als weiße Rose.

Ach, nimmer den Verlust
Meint' ich zu überstehen;
Die Wund in meiner Brust
Hast Du allein gesehen.

Doch bleibt ein heil'ger Schmerz
Im Staub nicht ewig ranken
Und heute soll mein Herz,
Nicht klagen, sondern danken,

Daß, was so schön und hoch
Mir ward an jenem Tage
Ich als Erinnrung doch
Stillglänzend in mir trage,

Und daß Du mild von ihr,
Bis ich sie wiederfinde,
Ein süßes Abbild mir
Beschert in ihrem Kinde.

Auch auf sein einziges Töchterchen fiel ein Strahl der Unsterblichkeit dadurch, daß der Vater sie besang. Aus der Fülle dieser lyrischen Ergüsse sei nur der „Mittagszauber" hier erwähnt. Darin erzählt der Vater, wie alles in Sonnenschein getaucht sei und sein Töchterchen am Birnbaum im Grase sitze und Märchen lese, die er selbst als Kind gelesen. Ihr Antlitz glühe und durch ihren Sinn ziehen Schneewittchen, Däumling und Schlangenkönigin:

Kein Laut von außen stört; 's ist Feiertag —
Nur dann und wann vom Turm ein Glockenschlag!
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Grase von eines Apfels Fall!

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleich wie im Traum verschmilzt, was ist und war:
Die Seele löst sich und verliert sich weit
Ins Märchenreich der eignen Kinderzeit.

Aus dem Leben, Wirken und Schaffen Geibels in München.

Der kunstsinnige, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Literatur bez. die Dichtkunst glühend begeisterte König Maximilian II. von Bayern verstand es, Isar-Athen zu einem Parnaß schöpferisch dichtender Geister zu gestalten[1]). Zu den Poeten, die er nach München berief, damit sie auf das geistige Leben der bayrischen Hauptstadt durch ihren Genius befruchtend wirken, zählte auch Geibel. Im Februar 1852 erhielt er, wie wir wissen, eine Einladung nach München, um als Honorarprofessor für deutsche Literatur und Metrik an der dortigen Universität tätig zu sein. Wie sehr er auch als freischaffender und unabhängiger Sänger von einem „Pegasus im Joch" nichts wissen wollte, so kam ihm doch dieser Antrag seines hohen Gönners sehr zustatten, weil sich ihm Gelegenheit bot, seine geliebte Ada, mit der er zu jener Zeit verlobt war, zu heiraten und ihr ein sorgenfreies Dasein zu bereiten. Bevor er sich jedoch endgültig entschloß, nach München zu übersiedeln und den ihm angetragenen ehrenvollen und

---

[1]) Vgl. mein Werk: „König Maximilian II. von Bayern und der Philosoph F. W. J. von Schelling", Leipzig, Walter Markgraf, 1914.

wenn auch nicht reichlich besoldeten, so doch auskömmlich honorierten Posten anzunehmen, machte er einen Ausflug nach Isar-Athen, um sich an Ort und Stelle umzusehen. Bald nach seiner Ankunft wurde er zum König zu einer Audienz beschieden. Im Vorzimmer empfing ihn der Adjutant des Monarchen, Oberst v. d. Tann, der später so bekannt gewordene bayrische Heerführer im Jahre 1870/71, der sich aber bereits damals in Schleswig-Holstein rühmlich hervorgetan hatte. Der Adjutant, der den Dichter aus seinen Schöpfungen kannte, sagte ihm allerlei schmeichelhaftes. Bald öffneten sich die Türen und in einem reichen Zimmer mit dunkelrotem Fußteppich, in das der warme Sonnenschein durch ein einziges hohes Bogenfenster blendend hereinquoll, trat der König vor ihn.

In einer Zuschrift an seine Braut vom 11. März 1852 berichtet Geibel näheres über diese Unterhaltung mit dem Monarchen. Es heißt dort u. a.: „Der König ist ein angehender Vierziger, schwarz oder doch sehr dunkel von Bart und Haar, mit nicht eben schönen Zügen, deren Härte jedoch durch den geistigen Ausdruck des blauen Auges gemildert wird; in seiner Sprache liegt etwas von jenem rauhen kurzen Hervorstoßen der Worte, wie es den Gebirgsbewohnern eigen zu sein pflegt. Er war sehr freundlich, sprach von Epos und Geschichte, fragte nach den Arbeiten, die ich jetzt unter Händen hätte, und ließ sich mit sichtbarem Interesse von „Julian" erzählen. Er selbst habe keine Zeit mehr für den Umgang mit den Musen übrig, sagte er, aber die Teilnahme für fremde Schöpfungen wolle er

sich durch nichts verkümmern lassen. Dann sprach er mit vielem Sinn von der Aufgabe des Poeten in unserer Zeit und schloß endlich mit den Schillerschen Worten, daß der Dichter mit dem König gehen solle."

Einige Tage später wurde Geibel von der schönen Königin Marie, einer preußischen Prinzessin, dem „Angelo di Dio", wie sie nach dem Ausspruch des Grafen Ricciardelli genannt wurde, empfangen. Selbstverständlich wurde der gefeierte Sänger auch einen Abend zu Hofe befohlen. Er fand dort einen kleinen auserlesenen Kreis vereinigt und bald erschien das Königspaar. Geibel mußte einige seiner Lieder vortragen, und auf besonderen Wunsch der Königin rezitierte er das tiefsinnige und herrliche Poem „Geheimnis der Sehnsucht" aus den „Juniusliedern", eine Wahl, die der Königin Ehre machte. In dem von dem Verfasser meisterhaft vorgetragenen Gedicht, das auf alle Anwesenden sichtlichen Eindruck machte, heißt es u. a.[1]):

Wohl wähnt' ich einst in goldnen Stunden,
In meines Herzen Maienzeit,
Des Rätsels Lösung sei gefunden,
Und Minne heile jedes Leid;
Doch was so hoch mir war, so lieb,
Mir ward es — und die Sehnsucht blieb.

Darum zur Ruh mein wild Gemüt!
Nicht alles wird hier Frucht, was blüht;
Du trägst, der Erde stummer Gast,
In dir, was nur der Himmel faßt.

---

[1]) Gesammelte Werke, Bd. 2, Seite 76 ff.

Was für und für so ruhelos
Dich dunkel treibt auf deinen Wegen,
Es ist das erste Flügelregen
Des Falters in der Puppe Schoß;
Dir selbst bewußt kaum, ist dein Leid
Ein Heimweh nach der Ewigkeit.

Die Damen Lübecks wollten ihren heimischen und volkstümlichen Lieblingsdichter, der sich entschlossen hatte, dem Rufe des Königs von Bayern endgültig zu folgen, nicht scheiden sehen, ohne ihm ein äußeres Zeichen ihrer schwärmerischen Verehrung zu geben. Auf Anregung der Frau Pastor J. Kuhnardt geb. Avé-Lallemant stickten sie für ihn einen Lehnstuhl und einen Teppich, zu welchen Sachen noch ein Schreibtisch hinzugenommen wurde. Diese Spenden waren von einem Gedicht der genannten Dame begleitet, also lautend:

Sie wollte wieder vor Dich treten,
Die Heimat, der Du jüngst entflohn,
Sie wollt nicht lassen den Poeten,
Der Musen holden Lieblingssohn;
Sie beut' Dir Ruh' auf duft'gen Rosen,
Streut Dir zu Füßen Lotus hin,
Daß nun, zur Zeit der Herbstzeitlosen,
Dein Herz auf neue Lieder sinn',
Die, wenn sie hell im Dichterwald erklingen,
Den Frauen Lübecks Kunde von Dir bringen.

Wie sehr dieses Widmungsgedicht der Frauen und Jungfrauen seiner Heimatstadt den Sänger erfreute,

ersieht man aus seiner Danksagung, gleichfalls in gebundener Form, vom Dezember desselben Jahres, die zu sinnig und schwungvoll ist, um hier nicht seinem ganzen Wortlaut nach mitgeteilt zu werden:

So mächtig wohnt kein Zauber uns im Blute,
So fest hält keiner unser Herz gebannt,
Wie der uns fromm mit treuem Liebesmute
Den Ort verknüpft, wo uns're Wiege stand.
Drum glücklich, wer im Schatten jener Bäume,
Die in sein Spiel einst rauschten Tag für Tag,
Die frischen Blüten seiner Knabenträume
Zu ernsten Taten alternd reifen mag.

Doch ward nicht Jedem solches Heil gegeben,
Am Ast nicht rosten darf ein Saitenspiel,
Es ruft den Mann, den Dichter ruft das Leben
Gebietrisch fort und steckt ihm fern sein Ziel;
O wohl ihm, wenn ihm dann auf fremden Wegen
Der Gruß verjährter Freundschaft nicht gebricht,
Wenn über seinen neuen Herd den Segen
Die alte Heimat glückverheißend spricht.

So ward es mir. Mit farbig reicher Spende
Folgt' Eure Liebe mir in's ferne Haus,
Und schmückte mir die klanglos kahlen Wände
Belebend mit gefäll'gem Zauber aus.
Nun schließt Erinnrung wie mit goldnem Ringe
Mein stilles Binnenleben freundlich ein,
Und was an Freud' und Leid die Stunde bringe,
Ein Gruß der Heimat webt von selbst sich drein.

Oft pries ich sonst den Mund von süßem Tone,
Den rheingebornen Frauenlob mit Fug,
Daß — um sein Lied — in dunkler Blätterkrone
Ein fromm Geleit von Frau'n zur Gruft ihn trug.
Doch länger nicht den Kranz in seinem Haare
Beneid' ich, bin ich höher doch beglückt,
Da eure Huld mir nicht die Totenbahre,
Da sie das Leben anmutvoll mir schmückt.

Wie dank' ich's euch! — das Herz nur mag's erwidern
Für heute nur, was aus dem Herzen quoll;
Doch einstmals, hoff' ich, bring ich euch in Liedern,
In ausgereiften, bessern Dankes Zoll.
Denn ob auch fern der alten Hansa Toren,
Wenn je mir vollern Klang ein Gott verleiht,
Er bleibt der teuern Stadt, die mich geboren,
Und euch, die friedlich mein ihr denkt, geweiht.

Der neu ernannte Professor der deutschen Literatur nahm es mit den Vorarbeiten für seine Vorlesungen an der Universität gar ernst, so daß er in der ersten Zeit gar nicht zum dichterischen Schaffen kommen konnte, was ihn sehr schmerzte. Am 23. November hielt er sein erstes Colleg über Poetik. Er fand sein Katheder bekränzt und mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Beklommen für den so freundlichen Empfang dankend sprach er dann bescheiden von den wissenschaftlichen Leistungen, die seine Zuhörer von ihm, dessen Lebensarbeit bei aller Teilnahme an den Forschungen und Ergebnissen der Wissenschaft doch hauptsächlich dem künstlerischen Schaffen geweiht sei, zu erwarten hätten,

und setzte dann in großen Zügen die Aufgaben auseinander, die er sich über seine Vorlesung über die Poetik gestellt habe. Bald genügte der Raum nicht mehr, und er mußte einen größeren Saal nehmen. Die Teilnahme auch von Seiten der Gelehrten und Künstler erfreute ihn außerordentlich. Für sein Privatissimum (metrische Übungen), das er einmal in der Woche hielt, mußte sogar seine Gattin ihre Wohnstube hergeben, da immer neue Zuhörer herbeiströmten.

Am 5. Dezember des genannten Jahres wurde von der „Gesellschaft der Zwanglosen" zur Begrüßung Geibels in München ein großes Festmahl im Saale des Bayrischen Hofes veranstaltet. Dem Dichter zu Ehren bewegten sich die zahlreichen Trinksprüche hauptsächlich in Rhythmus und Reim. Den Festgruß an Geibel sprach der gefeierte bayrische Dialektdichter Professor Franz von Kobell. Sein Trinkspruch hatte folgenden Wortlaut:

Und wär' die Welt auch noch so grau,
Du singst sie frisch und grün,
Fürwahr ein Zauber ist mit Dir,
Dem immer Blumen blüh'n;
Du streust sie wie der Frühling aus,
Daß Mägdlein sich und Frauen
Wohl binden duft'gen Strauß.

Und wär' die Welt auch noch so schlimm,
Du singst sie wieder gut,
Denn mutiger nur hebst Du an,
Und Leid besiegt der Mut;

Du führst den Spiegel klar und hold,
Der auch im wärmsten Sande
Uns finden läßt das Gold.

Und wer nicht frägt um Welt und Zeit
Und liebt erbebenden Traum,
Und wer die Perlenlust versteht
In blanken Weines Schaum:
Der ist Dir erst der rechte Mann,
Dem stets in Deinen Liedern
Ein Himmel aufgetan.

So übst Du klingend Saitenspiel
Und greifest fröhlich drein,
Und Ros' und Maid und Lieb und Lied
Ist alles, alles Dein.
Und mag ein Sturm zu rauben gehn
Am Schmucke Deines Lorbeers,
Kein Blatt wird er verwehn!

Drum, edler Meister, sei gegrüßt,
Gegrüßt am Alpenrand;
Es winken neue Kränze Dir
Im neuen Vaterland,
Und mögest gerne weilen Du
Und gerne bei uns singen;
Drauf trink ich Dir zu!

Auf diesen schwungvollen Toast antwortete Geibel gleichfalls in Versen. Er sprach von des Vaterlandes Weh und seiner Zerrissenheit, aber auch von der Kraft

und dem Trost in der Einheit geistiger Bestrebungen, von der Macht und der Lust der Poesie, sowie von seinen eigenen Hoffnungen und Wünschen am Strand der Isar. Seine Worte erweckten unendlichen Jubel. Die ganze große, glänzende Versammlung war von Schmerz und Freude überwältigt. „Das ist ein Mensch, das ist ein Herz", so tönte es von allen Seiten.

Die vaterländische Saite, die Geibel in seinem Trinkspruch berührte, wurde auch von anderen angestimmt. So sprach Friedrich Beck, gleichfalls in gebundener Form, vom Vaterlande, sowie von der Zukunft:

Wo man nicht fragen wird nach Süd und Norden,
Weil wir ein Volk von Brüdern sind geworden.
Wir lassen nicht vom alten großen Bande,
Stoßt an, ein dreifach Hoch dem Vaterlande!

Dazu intonierte das Orchester: „Was ist des Deutschen Vaterland?" In zahlreichen anderen Reden feierte man gleichfalls den jungen Professor Geibel, und die Augen des geistigen München waren auf ihn gerichtet. Ebenso wurde seiner Gattin in Vers und Prosa gehuldigt. Besonderen Beifall fand ein Trinkspruch L. von Daxenbergers, der an Frau Ada gerichtet war. Diesen Glückwunsch beantwortete Geibel sofort in einer glänzenden Stegreifdichtung, in der er den Frauen und Jungfrauen Münchens ein Hoch brachte. Sehr sinnig war auch das Lied von Rudolf Marggraff: „Die Neuteilung der Erde", in dem der Gedanke ausgeführt wurde, daß der Dichter mit seinem Glück von jetzt ab nicht mehr

an den Himmel verwiesen werde, sondern bereits auf Erden vom König berufen sei, die Schätze der Erde mit ihm zu teilen.

Aus der reichen Fülle der vielen anderen geistvollen und zündenden poetischen Ansprachen, die samt und sonders dem beliebten Dichter galten, sei hier nur noch ein längerer, formvollendeter dichterischer Erguß von W. Dönniges erwähnt, von dem einige Sätze lauteten:

Fernab lag schon, was Goethe erstrebt in kunstvoller Klarheit,
Und fast verhallt schien jener Gesang, den hoch im Schwunge der Jugend
Einst Schiller anhub der Begeisterung voll und fort die Begeisterung tragend.
Selbst Uhland schwieg und Platen war tot und Heines bezaubernde Lieder
Sie waren im Mißklang meistens erstickt nachfolgender Karikaturen.
Dornröschen schlief, es umnachteten ihr den Sinn unfruchtbare Träume,
Kaum hörte sie noch den matten Gesang nachahmender halber Talente;
Die störten den Schlaf, doch weckten sie nicht zum frohaufblühenden Leben.
Halbfertige Knappen umstanden den Hain, doch es fehlte die flammende Rüstung
Des gediegenen Worts und des reinen Gefühls und der männlich ernsten Gedanken,

Wohl gab es der Kämpen Gewappnete noch, doch gingen auch diese verloren
Auf der Staatsklugheit parteiischer Bahn, auf dem Irrweg frecher Satire,
Die oft hinstarb in zerfressendem Haß und im Hohn, dem Tode der Dichtkunst.
In des Tiefsinns Nacht melancholisch versank der edelste ungrische Sänger,
Und andere rückten zu fern hinaus zum künstlich erkaltenden Osten;
Auch erweckte uns nicht aus lethargischem Schlaf amaranthisches süßes Geklingel.
Dornröslein schlief; kein Heros erschien und wußte den Zauber zu lösen.
Da erhubst du dich an der Ostsee Strand; da sang die Welle des Meeres
Den Wiegengesang als Kind dir schon, und es rauschten die grünenden Wipfel
Des uralten Haines der Freistadt dir den erhebenden Traum in die Seele
Von Deutschlands Glanz und Herrlichkeit und längst entschwundener Größe.
Und die gotische Pracht des lübischen Doms und der städtischen Giebel Schnörkel
Erzählten die Sagen des Heimatlands und viele erhabne Geschichten
Von der Einheitskraft hanseatischen Bunds, von den wackren Herren im Norden,
Wie sie Deutschlands Recht und Deutschlands Wort weit über das Meer hintrugen

Bis zum schwedischen Reich und zum bottnischen Land
und des Eismeers Alpengestaden.
Und was dir die brandende Welle der See am einsamen
Ufer geflüstert,
Das reifte darob in dem attischen Land zu lichtvoll
gestalteten Formen.
Wir hörten erstaunt des Jünglings Ton voll innig
melodischer Frische
So sanft und so rein und so reich und so schön wie des
Gießbachs Silbergeriesel,
Wie er mit sich riß! doch abgeklärt die Schlacken der
Aftergesänge.
Und sieh! du ergriffst mit dem Seelengesang die Seele
der Frauen und Mädchen
Vor allem zuerst und drangest ins Herz mit deinem
bescheidenen Herzen.
Dann stimmtest du an zu männlichem Sang die höher
gerüstete Leier.
Und wie dir Athene im Waffengeschmeid die klassischen
Weisen gelehret,
Und was du belauscht in des Spaniers Lied, in dem
Lande romanischer Größe,
Majestätischen Tons und der männlichen Lust und der
männlichen Schmerzen die Fülle,
Das gabst du uns wieder im deutschen Gewand und in
edel gebildeter Sprache.
Dann gossest du aus den erwärmenden Hauch und den
Duft deiner Juniuslieder
Voll Kraft des Manns, mit des Jünglings Schwung in
harmonischer Verse Vollendung.

Ein Sommernachtstraum war jener Gesang, die Morgenröte der Dichtung,
Sie brach hervor, wie das Zucken des Tags nach lange umnachtendem Dunkel.

Nach dem Ausweise der Vorlesungsverzeichnisse der Münchener Universität kündigte Geibel während der Zeit seiner Professur folgende Kollegien an: Winter 1852/53 und 1853/54 Metrik mit praktischen Übungen. Winter 1854/55 poetische Forderungen der abendländischen Literatur. Winter 1855/56 und 1857/58 Metrik.

Soweit es seine körperlichen Kräfte erlaubten, besuchte er oft in Gemeinschaft seiner Ada die Vorlesungen von Gelehrten und Forschern, die dem Ruf König Maximilian II. von Bayern gefolgt waren und durch ihre Vorträge das geistige Leben Münchens anregten und förderten. So hörte er einen Vortrag Justus von Liebigs über die Natur der Flamme. Der große Chemiker erinnerte den phantasiebegabten Lyriker an einen Zauberer, wie er dagestanden und die verschiedensten Flammen, die mit ihrem blauen und grünen Schein sein Gesicht unheimlich beleuchteten, auf wundersame Weise bewerkstelligt hatte. Sehr interessierte ihn eine Vorlesung Franz Dingelstedts: „Faust auf der Bühne“. Frau Ada schreibt darüber an die Ihrigen: „Er (Dingelstedt) fing mit den allerältesten Entstehungen und Behandlungen der Faustsage an, las eine Szene aus dem Puppenspiel mit sehr schönem Organ und Ausdruck vor, gab uns dann eine Probe von dem Faust des Engländers Marlow, sprach von

„wundertätigem Magus“ als dem spanischen Faust und kam dann endlich auf den Goetheschen. Diesen will er mit seinen beiden Teilen mit Gewalt auf die Bühne gebracht haben. Wie er dies aber mit seinen hiesigen Schauspielern anfangen will, weiß ich nicht. Alles, was er sagte, war so interessant und lebendig, so klar entwickelt, daß es mir viel Freude gemacht hat[1]).“

Auch an geselligen Zusammenkünften bei Dingelstedt beteiligte sich Geibel mit seiner jungen Frau. Dabei ging es einmal sehr lustig zu. Als die Rede auf Anapäste kam und der anwesende Dönniges meinte, Geibel verstände dieses Versmaß nicht zu behandeln, improvisierte dieser gleich und Dönniges antwortete gleichfalls in dieser Versgattung. „So war der Anfang gemacht und die Verse in den verschiedensten Maßen strömten jetzt von allen Seiten. Denn Dingelstedt und Kobell hörten auch nicht lange schweigend zu. Wenn der eine schwieg, setzte der andere augenblicklich seine Rede fort und so ging es immer hin und her. Die meisten und schönsten Verse sprachen Emanuel und Dingelstedt. Dönniges ließ eigentlich am wenigsten von sich hören, wußte aber die andern, sobald eine kleine Pause eintrat, durch Neckereien und Herausforderungen immer wieder aufzustacheln und zu neuen Versen anzuregen[2]).“

Längere Zeit hindurch beteiligte sich Emanuel Geibel fleißig an den Zusammenkünften einer literarischen Vereinigung, die sich in München unter dem Titel „Das Krokodil“ zusammengefunden hatte. Es

---

[1]) Emanuel Geibel. Von Carl C. T. Litzmann. Berlin 1887. S. 130 ff.
[2]) A. a. O. S. 131.

war dies ein Klub alter und junger Dichter und Dilettanten nach Art des Berliner „Tunnels über der Spree". Anfänglich freilich wollte Geibel von dieser Gründung, um die sich besonders sein Freund Paul Heyse bemüht hatte, nichts wissen. Schließlich fand er dennoch Gefallen an dem lustigen Treiben dieses Literaturvölkchens. Auch der Dichter Julius Grosse war ein treuer und willkommener Mithelfer bei dem schwierigen Unternehmen, Einheimische und Fremde zusammenzufügen. Der eigentliche Jupiter dieser literarischen Gesellschaft aber blieb Emanuel Geibel. Man kam einmal wöchentlich für ein paar Nachmittagsstunden in einem Café zusammen, wo dann vorgelesen, geplaudert und zuweilen allerlei Mummenschanz und Allotria getrieben wurden. Wie Heyse in seinen „Jugenderinnerungen" erzählt, wirkte Geibel durchaus nicht immer günstig auf die kameradschaftliche Stimmung, da die Achtung vor ihm und die Wucht seiner Persönlichkeit das freie Urteil lähmten. Wenn er sprach, wagte niemand, Einwendungen zu machen und er, Heyse, war wohl der einzige, der sich seiner Autorität nicht schweigend unterwarf.

Der Name „Krokodil" rührte übrigens nicht von Geibels berühmter Krokodil-Romanze: „Ein lustger Musikante spazierte am Nil", sondern von Hermann Linggs Gedicht „Das Krokodil zu Singapur" her:

Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

Wie Paul Heyse meint, habe der erhabene Charakter dieses Amphibiums den Schwarmgeistern trefflich zum Vorbild idealistischer Poeten gedient.

Von Jahr zu Jahr fühlte Geibel sich in München wohler. Die Huld seines Königs und seiner Umgebung, sowie der Umgang mit einigen erlesenen, ihm wahlverwandten Geistern, nicht minder auch die allgemeine Liebe und Verehrung, die ihm nicht nur von den Studenten, sondern auch von dem Münchener Publikum in ausgiebigster Weise entgegengebracht wurden, trugen dazu bei, ihm den Aufenthalt in Isarathen zu einem höchst angenehmen und gemütlichen zu machen, aber zugleich auch seine dichterische Schaffenskraft zu erhöhen. Nur sein inneres Leiden, das trotz aller angewandten Kuren, Mittel und Badereisen nach Ems, Karlsbad und anderen heilkräftigen Orten nicht weichen wollte, machte ihn untröstlich. Von diesen Reisen richtete er jeweilig an seine junge Frau Ada die reizvollsten und innigsten Briefe, aus denen sein tiefes Gemüt und seine zart empfindende Seele hervorleuchten. So schrieb er ihr aus Karlsbad im Juli 1853[1]: „Du glaubst nicht, wie Du mir stündlich fehlst, wie ich Dir alles sagen und zeigen möchte. Das ist noch anders wie im vorigen Jahr, Du unendlich liebe Seele. Freud und Leid haben uns seitdem viel inniger verbunden . . . Und nun

[1]) Emanuel Geibel. Von Carl C. T. Litzmann. S. 137 ff.

lebe wohl, mein einzig süßes Herz. Gott mit Dir und Deinem Kinde! Mir ist der Sinn heut so hoffnungsreich, bitte nur recht, daß wir fröhlich wieder zusammengeführt werden. Ach, gesund mit Dir leben, mit Dir der schönen Welt mich freuen, welche glückselige Aussicht, so glückselig, daß ich sie kaum mir auszumalen wage! Nun, wie Gott will, der Macht hat zu allem . . Wenn Du nur nicht so einsam wärest! Und doch tut es mir schändlichem Menschen nicht blos wehe, daß Du Dich nach mir sehnst. Aber mir geht es ebenso und gerade bei diesem schönen Wetter am meisten. Alles, alles mit Dir teilen, das ist erst Leben . . . Du bist doch die liebe Heimat, zu der nach allen hohen und weiten Flügen meine Gedanken fröhlich wieder zurückkehren, und wie ich mir ein Leben ohne Gebet und Lied nicht denken kann, so weiß ich auch nicht mehr, was die Welt mir sein sollte, wenn ich Dich, Du treues, süßes Herz, nicht hätte. Mit Dir wach' ich auf und mit Dir schlaf ich ein, und der letzte höchste Wunsch, der allezeit in den Tiefen meiner Seele dämmert und zu allem, was der wechselnde Tag auch bringt, den unwandelbaren Hintergrund bildet, ist der, Dir Deine innige Liebe so lohnen zu können, wie ich wohl möchte, und Dich recht, recht froh und glücklich zu wissen.

Und so geht mein Leben weiter
Durch Gewölk und Sonnenschein.
Heute trüb und morgen heiter,
Aber trüb und heiter — Dein."

Diese Reisen hatten insofern für Geibel Bedeutung, als er die Bekanntschaft namhafter Dichter und

sonstiger bedeutender Persönlichkeiten machte. So kam er in Karlsbad viel mit Heinrich Laube und Friedrich Halm zusammen. Über ersteren äußerte er sich dahin, daß es sich mit ihm „gut und bequem verkehren“ lasse und von Halm meinte er, daß er von großer Liebenswürdigkeit, angenehm und teilnehmend im Umgange sei. Da beide die Liebe zur Dichtkunst beseelte, war zwischen ihnen bald eine Brücke geschlagen. Das beste Stück Halms „König und Bauer“ sei zwar eine sehr freie, aber darum nicht minder glückliche Bearbeitung eines Schauspiels von Lope de Vega. Er schrieb ferner über ihn an seine Ada: „Wir kamen so tief ins Gespräch, daß wir gleich einen weiteren Spaziergang unter vier Augen verabredeten, der dann auch zu gegenseitiger Zufriedenheit ausgeführt wurde. Wir tauschten mancherlei über unsere Arbeiten aus und er ging auch auf die meinigen mit wirklicher Hingebung ein. Namentlich drängt er mich zu den Nibelungen. „. . . . Das Stück ist ja in der Hauptsache fertig“, sagte er. „Die Anlage hat den Vorzug, groß und einfach zugleich zu sein. Die Handlung ist lebendig und für die Bühnenwirkung, auf die ich mich verstehe, glaube ich Ihnen bürgen zu können.“ Du kannst denken, daß mich das lebhaft anregte und mir wieder Mut machte.“

In Karlsbad begegnete er wieder Franz Liszt, der ihn dann bei seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein, einführte. Die Unterhaltung des kleinen Kreises, den er dort gefunden, war bald äußerst lebhaft geworden. Von Aldridges Othello kam das Gespräch auf Shakespeare überhaupt, erst auf den „Som=

mernachtstraum" und die Mendelssohnsche Musik, dann auf den „Sturm". Liszt gegenüber bemerkte Geibel, daß hier reicher Stoff zu musikalischer Ausführung wäre, welcher Ansicht der berühmte Klaviervirtuos und Komponist beistimmte. Plötzlich sprang Liszt auf und setzte sich an den Flügel. Bezeichnend ist das Urteil Geibels über das Spiel des großen Musikers. „Ich hab' ihn immer gern phantasieren hören, aber diesmal spielte er hinreißender als je. Alles, was wir vorhin durchgesprochen hatten, klang nun in phantastischen Tongebilden wieder an unsere Seele, Meeressturm und Schiffbruch, Angst und Liebe, Calibans tierisches Fluchen und Stephano's lachende Trunkenheit. Und dann wieder, wie aus hoher Luft hersäuselnd, Ariels silberne Elfenglöckchen und über allem endlich Prosperos ordnendes Walten, wie er mit goldenem Zauberstabe die brausenden Elemente und ihre Geister zur Ruhe bändigt und in milder Weisheit die Verwicklungen der menschlichen Leidenschaft schlichtet und löst. Ich kann Dir keine Vorstellung davon geben; Du müßtest es eben selbst mit angehört haben. Aber Liszt fühlte selbst, daß es ihm mehr gelungen war als gewöhnlich; wir sprachen noch lange ernsthaft von einer Musik zum „Sturm", bis er mir endlich geradezu auftrug, Dingelstedt zu fragen, ob er nicht in München das Stück auf die Bühne bringen wolle; er (Liszt) getraue sich, die musikalische Ausstattung in ein paar Monaten zustande zu bringen."

Entschiedenes Behagen und Vergnügen fand Geibel an den vertrauten Abendgesellschaften, die König Maximilian II. bei sich angeordnet hatte und an denen

nur Männer der Kunst und Wissenschaft und auserwählte Freunde des Monarchen teilnahmen. So lange es ging, wohnte er diesen reizenden Zusammenkünften bei, als sich jedoch dieselben häuften und manche Woche drei oder vier mal solche angesagt wurden, konnte sich der kränkelnde Mann nur mit großer Überwindung dazu aufraffen. Hatte er einmal gebeten, ihn zu entschuldigen, so wurde in der Regel die Gesellschaft einfach abgesagt. Einer fesselnden Schilderung dieser sinnigen „Symposien" im geheimnisvollen grünen Zimmer des Schlosses, von dem Fürsten Pückler-Muskau, der unter dem Namen „Semilasso" schrieb, herrührend, entnehmen wir folgenden Auszug: „Im einfachen Hofkleide trafen die Geladenen, empfangen von dem diensttuenden Flügel-Adjutanten, allmählich gegen 8 Uhr abends ein. Sind alle versammelt, so betritt der König den Saal, naht sich, freundlich grüßend, den im Halbkreis stehenden Gästen und hat, von einem zum andern gehend, für jeden ein ermunterndes Wort oder eine teilnehmende Frage, sei es nach dem Befinden seiner Angehörigen oder nach dem Fortschritt seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Auf seine Einladung nimmt die Gesellschaft um ihn Platz an einem einfachen Tische, wo einige Erfrischungen geboten werden. Der König greift zur Zigarre, wer will, folgt seinem Beispiel, und nun öffnen sich, von ihm geschickt angeregt, die Schleusen der Unterhaltung. Bald fliegt die Rede wie der Ball im emsig unterhaltenden Spiel hin und her, und des Königs geschickt gestellte Fragen oder sinnreiche Einwürfe wissen dem ermatteten oder zu Boden gefallenen Thema immer wieder neues

Leben zu verleihen. Stets hält der Eine oder Andere einen kurzen Aufsatz von allgemein interessantem, wissenschaftlichen Inhalt bereit, den er auf Wunsch des Königs vorträgt, oder es überrascht ein Dritter den ausgewählten Kreis mit der jüngsten Schöpfung seiner Muse, die hier das Ohr des Königs zuerst erfreuen soll, ehe sie hinaustritt in das Gewühl der Welt. Oft liebt es der König auch, selbst ein Thema zur Unterhaltung aufzuwerfen, und es ist wahrhaft erhebend, zu beobachten, mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Spannung er der Diskussion folgt und sie gleichsam leitet und regelt .... Nach einem solchen, manchmal mehrere Stunden dauernden Gespräch erhebt sich der König, um im Nebenzimmer, wo auch der Punsch serviert wird, auf dem Billard mit der Gesellschaft noch einige Gänge zu machen und zieht sich dann, freundlich grüßend, wie er gekommen, in sein Kabinett zurück."

Geibel selbst rühmte seiner Ada gegenüber den zwanglosen Ton, der bei diesen Symposien herrschte, sowie die Möglichkeit wirklich interessanter und bedeutender Gespräche. Auch die Einrichtung des Saales gefiel ihm sehr, und er beschrieb ihr das prächtige alte Rokokogemach, das von zwei Kronleuchtern nur mäßig erhellt war. Der Boden war ganz mit Teppichen belegt, die Wände mit großen dunklen Gemälden bedeckt und im Kamin brannte fortwährend ein großes Feuer. In seiner, unmittelbar nach dem Tode des Königs Maximilian II. im Jahre 1864 verfaßten wunderschönen Dichtung „Am Ostersamstag" werden ebenfalls diese Symposien berührt. Folgende Stelle mag hier Platz finden:

In seiner Hofburg sah ich ihn, umringt
Vom Kreise seiner Lieben, frohgelöst
Aufatmen von der Last des Herrscheramts,
Ein fürstlich Vorbild reiner Menschlichkeit;

Und durchs Gewühl der Gassen, die sein Ruf
In reichem Schmuck erstehen hieß, folgt ich ihm
Und sah ihn wandeln unter seinem Volk,
Leutselig, liebreich, jedes fremden Glücks
Sich miterfreuend, hilfreich jeder Not.

Denn köstlicher als seine Krone war
Das Herz, das unter seinem Purpur schlug,
Das lautre, stets sich selbst getreue Herz,
Aus dem auf alles, was er sprach und schuf,
Ein Sonnenstrahl der reinsten Güte fiel.
Das wars, was ihm die Seelen unterwarf;

Und wenn er grüßend durch die Menge schritt
Und jedes Auge glänzte, das ihn sah,
Wer spürt es nicht, daß noch ein schöner Band
Als angestammte Treue, hier sich wob
Aus Dankbarkeit, Hingebung und Vertrauen!

Und jener trauten Stunde dacht ich dann
Im hohen bilderdunklen Teppichsaal,
Wo er, mit ernsten Männern im Gespräch,
Das still geschäft'ge Walten der Natur,
Der Vorzeit Bücher sich enträtseln ließ.

Denn eine nimmermüde Sehnsucht zog
Ihn zu des Lebens Tiefen. Nicht begnügt
Mit der Erscheinung, sucht er ihr Gesetz,
Und jede neu erkannte Wahrheit galt
Ihm eine Stufe, die er sich erkämpft.

Und oft, wenn vor dem wissensdurst'gen Geist
Ein Strahl ihm aufging jener Gotteskraft
Der ewig Einen, die im leisen Blühn
Der Pflanze, wie im Auf- und Niedergang
Der Völker und der Zeiten sich enthüllt,
Da flog ein Leuchten über seine Stirn
Und höher schlug sein Herz, als wär' er selbst
Der Weisheit Jünger, nicht ihr Vogt und Hort.

Auch von anderer und zwar eingeweihter Seite, nämlich der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", wurden von diesen königlichen Symposien, in deren Mittelpunkt Emanuel Geibel stand, ebenso zuverlässige wie interessante Schilderungen gegeben. Das damals führende süddeutsche Blatt berichtete u. a., daß der König zumeist an einem Wochentage eine Anzahl Gelehrter und wissenschaftlich gebildeter Männer in dem sogenannten „venezianischen" Zimmer um sich versammelt habe, um sich in ihrer Umgebung einen Abend hindurch jener geistigen Erholung zu überlassen, die ihm Bedürfnis gewesen sei, und die sein edler Geist nicht in den üblichen Spielen wie z. B. im Whist oder im Hombre zu finden vermocht habe. Männer der verschiedensten geistigen Richtungen und Bestrebungen seien vom König in seine unmittelbare Nähe berufen worden und jenes geheimnisvolle grüne Zimmer habe außer Geibel noch andere europäische Berühmtheiten wie Liebig, Carrière, Riehl, Ringseis, Kobell, Thiersch, Heyse, Löher, Pocci, Bodenstedt, Bluntschli, Jolly, Siebold, Pettenkofer, Schack usw. gesehen. Nach Abgang des Königs machte der diensttuende Flügeladjutant die Honneurs und versammelte die Gäste um ein leichtes Souper, von dem

sie, das Durchsprochene wiederholend oder fortspinnend, meist erst die Mitternacht trennte.

Wie zu den Symposien des Monarchen wurden Geibel und Paul Heyse zuweilen auch zu den Teeabenden der Königin Marie geladen, wo manchmal der König gleichfalls erschien, da er nicht müde wurde, die neuesten poetischen Schöpfungen der beiden Dichter zu hören. Es war immer nur ein kleiner Kreis: außer der Obersthofmeisterin Frau v. Pillemand, die schöne Gräfin Charlotte Fugger und Frl. von Redwitz, eine sehr anmutige Hofdame, der Flügeladjutant v. d. Tann mit seiner Gemahlin, der Hofmarschall Baron Zoller, Frl. von Küster, die Tochter eines früheren preußischen Gesandten in München und u. a. m.

Nach der Ansicht Heyses habe die Königin keinen besonderen Gefallen an diesen Teeabenden gefunden und sich lediglich dem Wunsche ihres Gemahls gefügt, da sie sich für Literatur und Dichtung nicht sonderlich interessiert hätte. Zuweilen blätterte sie während der Vorlesung in Photographiealbums und unterhielt sich mit der neben ihr sitzenden Hofdame leise, doch habe sie einmal so laut gesprochen, daß Geibel das Buch, aus dem er gerade gelesen, auf den Tisch legte und finster die Stirn runzelte. Der König, auf das peinlichste berührt, habe seiner Gemahlin einen unwilligen Blick zugeworfen und den Vortragenden mit einer huldvollen Handbewegung eingeladen, fortzufahren.

„Ich selbst," so erzählt Paul Heyse wörtlich, „durfte mir einen ähnlichen Protest gegen einen Mangel an

Respekt vor der Würde der Poesie nicht erlauben, sondern erhob nur die Stimme ein wenig stärker, wenn ich das Flüstern vom Sopha her vernahm. Übrigens war diese kleine Gesellschaft sehr behaglich, der König gewöhnlich besonders gütig, die Damen dankbar dafür, die allabendliche, ziemlich einförmige Konversation einmal durch etwas Poetisches unterbrochen zu sehen. Ich hatte mit dem Vorlesen der „Brüder" angefangen, die die Königin „sehr schön, aber sehr ernst" gefunden hatte. Besonderen Beifall, auch bei ihr, fand ich dann mit der „Braut von Cypern", weit mehr, zu meiner Verwunderung, als mit der „Hochzeitsreise an den Walchensee", von der ich mir versprochen hatte, daß sie meine Qualifikation zum Hofpoeten besonders schlagend beweisen würde. Aber die realistischen Züge darin, wenn sie auch bayrische Szenerien und Volkssitten schilderten, fanden weniger Anklang bei dem Herrscherpaar, als die romantische Welt Cimono's, und der düstere Walchensee konnte trotz aller Humore, die ihn umspielten, den Vergleich nicht aushalten mit der Purpurbläue des mittelländischen Meeres."

Zu den intimsten Freunden und wahlverwandten Geistern, die Geibel besonders nahestanden, zählte Paul Heyse, mit dem er, wie wir wissen, bereits in Berlin bekannt geworden war. Es bereitete Geibel große Freude, daß Heyse in München mit seiner jungen Frau ganz in der Nähe der Wohnung seines Bruders in Apollo Quartier genommen. In seinen „Jugenderinnerungen"[1]) schildert der Verfasser sehr anschaulich

[1]) Paul Heyse, Jugenderinnerungen, Berlin 1901.

den Verkehr, den er und seine Familie mit dem Geibelschen Hause unterhielt.

Dankbar hebt Heyse hervor, daß er seine Berufung nach München im März 1854 lediglich der Befürwortung Emanuel Geibels zu verdanken hatte. Durch diese märchenhafte Glückswendung sei er auf einen Schlag aller Zukunftssorgen und Zweifel enthoben worden. Er sagt über diesen außerordentlichen Beweis der unermüdlichen Freundschaft Geibels zu ihm: „Er hatte in seinem guten Glauben an meinen Stern meine Berufung beim König durchgesetzt, obwohl von den wenigen, was ich bisher veröffentlicht hatte, kaum ein oder das andere Stück dem erlauchten Freunde der Dichtkunst, wie ich ihn später kennen lernte, so recht nach dem Sinne sein konnte. Der König aber, der Geibel als Dichter unbedingt verehrte, hatte auch zu seinem Urteil und der Lauterkeit seines Charakters das festeste Vertrauen, und so wurde auf Geibels ehrliches Gesicht hin das Berufungsdekret unterzeichnet, durch das mir in der bayrischen Hauptstadt eine zweite Heimat bereitet wurde. Es war nichts Unerhörtes, daß ein Fürst einen anerkannten Dichter in seine Nähe rief und ihn aller Lebenssorgen überhob. So hatte Friedrich Wilhelm IV. Kopisch nach Potsdam berufen, Rückert als Professor an die Berliner Universität, und Tieck's müder Pegasus genoß den königlichen Gnadenhafer. Was aber bisher von meinen Sachen gedruckt worden war, hatte schwerlich den Weg nach Bayern gefunden und konnte höchstens als Talentprobe gelten, die mir keinen Anspruch darauf gab, so vielen älteren einheimischen Dichtern vorgezogen zu werden. Dazu

war mein Äußeres noch jugendlicher als meine jungen 24 Jahre. Ich sehe noch Liebigs verwunderte Miene bei meinem ersten Besuch und höre das Lachen der Frau v. Dönniges, als ich ihr erzählte, ich würde in 6 Wochen Hochzeit machen. Der König indes hatte durch die „Urica", die „Brüder" und das „Spanische Liederbuch", die Geibel ihm vorgelegt, eine günstige Meinung von meinem Talent gewonnen und darein gewilligt, daß mir die erbetene Honorarprofessur an der Universität übertragen wurde."

Paul Heyse hält es für ganz natürlich, daß König Max gerade für Geibel vor allen anderen zeitgenössischen Dichtern die wärmste Sympathie gefühlt habe. Er sei von dem melodischen Schwung und der glänzenden Vollendung seiner Verse bezaubert gewesen und der tiefe Brustton idealer Gefühle und Gesinnung sei einer verwandten Stimmung in der Seele des Königs entgegengekommen. Wie Heyse ferner erzählt, sei Geibel trotz aller ihm angeborener Loyalität nie fähig gewesen, die Rolle eines geschmeidigen Höflings zu spielen. Bezeichnend dafür sei schon die nachstehende wahrheitsgemäße Tatsache.

Gleich zu Anfang, als der König ihm durch seinen bisherigen Amanuensis, den Ministerialrat von Daxenberger, eine Auswahl seiner eigenen Gedichte zur Prüfung geschickt, mit der Frage, ob er sie zur Veröffentlichung geeignet halte, habe Geibel unumwunden vom Druckenlassen abgeraten. Der König, weit entfernt darüber empfindlich zu sein, habe ihm im Gegenteil diese Warnung als einen Freundschaftsdienst hoch angerechnet. Doch sei durch den Verkehr mit dem Dichter

in ihm die Neigung zur Poesie so lebhaft angeregt worden, daß er beschloß, neben den Männern der Wissenschaft und der Kunst, die er an seine Universität berufen, auch einige Poeten zu den Abendgesellschaften zuzuziehen, indem er so geistige Nahrung und Erfrischungen der verschiedensten Art zu gewinnen wünschte.

Paul Heyse erzählt ferner, daß Geibel an seinem Dichten und Trachten nicht nur in München, sondern auch in der Ferne einen regen Freundschaftsanteil genommen habe. Doch nur einmal sei es ihm vergönnt gewesen, und zwar im Herbst 1881, den schwer leidenden Poeten in seinem stillen Hause zu Lübeck zu besuchen. Man kann nicht ohne seelische Erschütterung die Schilderung dieses letzten Symposions der beiden Dichterkollegen lesen[1]: „In tiefer Bewegung sah ich den Freund, dessen Bild mir noch immer in der Vollkraft seiner Mannesjahre vor der Seele gestanden hatte, als einen gebrochenen, hageren Greis, der sich mit schwermütigem Blick mühsam von seinem Sitz erhob, um mich mit alter Herzlichkeit zu umarmen. Bald freilich belebten sich die leidvoll gespannten Züge, das Auge leuchtete wieder auf, wenn er der alten Zeiten gedachte oder nach gemeinsamen Freunden fragte und hin und wieder, sobald das Gespräch literarische oder politische Themata streifte, die seinen Gram und Groll erregten, blitzte noch ein Funke des alten Berserkerzornes aus seinen Worten hervor und die magere Hand zauste heftig wie sonst den ergrauten Knebelbart. Hernach aber, als er einen Wagen holen ließ, mir die

[1]) A. a. O., S. 186 ff.

Stadt und ihre Umgebung zu zeigen, sank er wieder in eine dumpfe Stimmung zurück und saß, in die Wagenecke gedrückt, mit trüben Augen vor sich hinblickend. Vor der Schifferstube des Rathauses ließ er halten und wir stiegen aus, die altberühmten Räume zu beschauen. Ich sah, mit welcher Ehrerbietung, wie einem Stadtheiligen, man ihm begegnete.

Doch auch hier bei einem Trunke edlen Weines, der sonst immer die Macht gehabt hatte, seinen Genius zu beflügeln, verharrte er in seiner düsteren Versonnenheit und erst am Abend, als seine Nichte, die ihm als treue Pflegerin zur Seite stand, meine Bitte unterstützte, doch etwas von seinen neuesten Versen vorzulesen, fiel auch von mir der Druck, dessen ich mich in allen Stunden nicht hatte erwehren können. Er las dann ein paar Übersetzungen aus dem Französischen und einige eigene Gedichte. Es war noch in allem die alte Herrschaft über die Form und die Anmut des Gedankens zu spüren. Aber der tiefe, melodische Klang seiner Stimme war wie umflort und wir beide fühlten, daß dieses stille Symposion das letzte, wehmütige Fest der Freundschaft war, das wir mit einander feiern sollten."

Paul Heyse hat auch in poetischer Form seiner Verehrung und Sympathie für den Meister wiederholt Ausdruck gegeben. Dies war z. B. in dem Gruß der Fall, den er beim Erscheinen der 100. Auflage der Jugendgedichte Geibels ihm senden wollte, der aber zu spät kam, so daß diese dichterischen Äußerungen dem toten Sänger nur noch auf den Sarg gelegt werden konnten. Darin

plaudert der Verfasser von der alten guten Zeit, als er in dem trauten Heim Franz Kuglers mit Geibel so oft zusammentraf:

Wie lebte da mir auf die alte Zeit,
Da ich dich fand . . .
Ich sah das Haus, das uns so oft empfing,
Das Gärtchen, drin Frau Klara sich erging,
„In stiller Anmut lächelnd". Wieder fliegen
Wir Arm in Arm hinauf die schmale Stiege
Und treten ein ins niedrige Gemach,
Wo es an frohem Willkomm nie gebrach,
Am Wiederhall für jeden Herzensklang,
Wenn alles Gut' und Schöne überschwang.
Ich sah Dich wieder, wie mit finstrem Blick
Du streichst die braunen Locken dir zurück
Und deinen Kinnbart zausend, träumst und sinnst,
Bis tiefen Tons zu lesen du beginnst
Ein neues Lied, das dir der Tag beschert.
Und ringsum lauschen ernst in sich gekehrt
Die Frau'n und Jünglinge, des Spiels vergessen,
Die Kinder die am Tische mitgesessen.
Und wenn du schwiegst, bleibts noch ein Weilchen stumm,
Dann schweift die Rede frischen Fluges um,
Der Frauen Lob erklingt, nach Männerart
Wird auch ein kritisch Wörtlein nicht gespart,
Bis Franz die Tasten anschlägt am Klavier
Und hebt mit weichem Baß zu singen an
Was alle kennen, dein: „O Komm zu mir —"
Dann das „Du mit den schwarzen Augen —", dann

Das trübste Lied: „Wenn sich zwei Herzen scheiden" —
Das freudigste vom Kaiser, dessen Thron
Du schautest in prophetschem Traume schon.
Und während wir an Wort und Ton uns weiden
Hältst du Luisen vielgeduldig still,
Die dein Profil ins Hausbuch zeichnen will.
Die Kinder wurden längst zu Bett gebracht,
Zu scheiden mahnt auch uns die Mitternacht.
Doch zwischen Tür und Angel, schon im Gehn,
Bleibst du, ein flüchtig Wort erhaschend, stehn
Und windest aus dem Stegreif eine Kette
Melodischer Oktaven und Sonette
Elegisch bald, bald humoristisch endend,
Aus deinem Füllhorn unerschöpflich spendend,
Daß der sonoren Verse Klang hinaus
Sich dröhnend schwingt und unten vor dem Haus
Ein später Wanderer stehen bleibt und staunt,
Was für ein Spuk da droben rauscht und raunt.

Nach dem Ableben Geibels dichtete Paul Heyse dem toten Freunde zu Ehren folgendes Sonett:

Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder
Vom Tageslärm die Seele zu befreien.

Dir ward, was seltnen Sternen nur verliehen,
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,
Und strebend schwangst du höher dein Gefieder
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Neidlos und treu den Jüngern zugewendet,
Der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter,
Sahst du im Sturme knospen schon die Reiser.

Nun ward dein Ahnen wunderbar vollendet,
Die du geweissagt, unsre höchsten Güter,
Sahst du gewonnen: Freiheit, Reich und Kaiser.

Neben Paul Heyse gehörte zu den Treuesten der Treuen des Geibelschen Hauses der Kulturhistoriker und Novellist H. W. Riehl. Diese drei Elemente, innig gesellt, bildeten für sich das Leben, die Welt. Riehl hat in der Vorrede zu seiner Novellensammlung „Aus der Ecke" jenen bald berühmt gewordenen und poetisch sinnigen Freundschaftskreis sehr anziehend geschildert. „Vor 20 Jahren", so heißt es dort u. a., „wohnte ich im Nord-Westende von München, schräg gegenüber wohnte Emanuel Geibel und in einer der nächsten Straßen Paul Heyse. Da unsere übrigen literarischen Freunde allesamt tiefer in der Stadt sich niedergelassen hatten, so erschienen wir Drei uns wie ein vorgeschobener Posten und nannten uns „die Ecke". Wir hielten gute Freundschaft, und unter Geibels leitender Hand bekam die Ecke bald einen festen Krystallisationskern. Je am anderen Sonntage kamen wir mit unseren Frauen in dem Salon einer befreundeten alten Dame zusammen, welche an der Spitze der Ecke wohnte. Da besprachen wir dann in heiterer Geselligkeit unsere neuesten Arbeiten und Entwürfe, lasen vor, was wir ganz oder halb vollendet hatten und tauschten unsere Ansichten aus über die literarischen und künstlerischen Erscheinungen des

Tages. Ein solcher Abend hieß „Eckenabend". Und als mir damals ein Sohn geboren wurde, standen die anderen beiden Väter der Ecke zu Gevatter und er erhielt den Namen „Eckbert".

Dergleichen Eckenabende gab und gibt es wohl viele in Deutschland, aber selten werden sich dabei drei so grundverschiedene Naturen dennoch so harmonisch zusammenfügen.

Wir drei Männer glühten damals in vollster Schaffenslust: kein Wunder, daß sich unsere Gaben für die Eckenabende drängten. Da entwickelte Geibel den Plan seiner „Brunhild" und las einzelne eben vollendete Szenen des Dramas, oder er brachte uns eines seiner gedankenreichen erzählenden Gedichte, den „Tod des Tiberius", den „Bildhauer des Hadrian", wie er sie eben frisch geschrieben hatte. Heyse beschenkte uns mit der „Braut von Cypern" und den Novellen seines ersten und zweiten Bandes und ließ sich durch die Ecke zu seinem ersten Bühnenversuche ermutigen. Später trat auch Adolf Friedrich v. Schack als der Vierte in unseren Kreis und las uns neue Poesien vor, während er, durch Heyse auf Genellis große und verkannte Künstlernatur aufmerksam gemacht, den ersten Grund zu seiner jetzt so berühmt gewordenen Bildergalerie legte.

Ich selber las die ersten Abschnitte meiner „Familie" in der Ecke und wir machten Hausmusik . . ."

Immermehr wurde Emanuel Geibel das Haupt der sogenannten Münchener Dichterschule und wirkte anregend auf das jugendfrische Streben von Poeten, die längere oder kürzere Zeit im Isar-Athen lebten und

wirkten, wie Paul Heyse, Hermann Lingg, Felix Dahn, Julius Grosse, Heinrich Leuthold, Victor v. Scheffel, Friedrich v. Bodenstedt, Adolf Friedrich v. Schack, Adolf Wilbrandt, Wilhelm Hertz, Carl Stieler, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen u. a. m.

Nicht übel kennzeichnete Felix Dahn den Jupiter Tonans des Münchener Dichterparnasses einst mit den Worten:

„Wie schaltest Du in München,
Auf handwerkmäßig Tünchen!
Dem Falschreim wurde höllenangst,
Dem Flickwort bange, bänger, bangst:
„Was?" — hörte man Dich dröhnen,
„Hiatus? Elisionen?
Könnt ihr's nicht abgewöhnen?
Schock Schwere Not Schwadronen!
Poeten wollt ihr heißen?
Mit Knüppeln sollt man schmeißen!"
Doch nicht allein das A B C
Erlernten wir in Deiner Näh', —
Auch daß die Weihe müsse schweben
Um ächten Dichters Lied und Leben,
Daß sternenhoch das Ziel entfernt
Und daß Du selbst nie ausgelernt.
Wie doch die Eitelkeit zerschmolz
Vor Deinem tief bescheid'nen Stolz!"

Geibel hatte um jene Zeit von der politischen und Witzpresse manches zu leiden. So brachte z. B. die Kreuzzeitung in ihrer Nummer vom 14. Juli 1854, um der Türkei eins auszuwischen, unter Geibels Namen ein Ge=

dicht „An den türkenfreundlichen Philister“ und erweckte dadurch den Anschein, als ob der Verfasser selbst ihr das Poem eingesandt und gerade damals geschrieben hätte. Da dies aber durchaus nicht der Fall war, sah sich der Autor zu einer öffentlichen Erklärung genötigt, die folgendermaßen lautete: „Ich sehe mich zu der Erklärung veranlaßt, daß das in Nr. 162 der Neuen Preußischen Zeitung mit Unterschrift meines Namens mitgeteilte Gedicht bereits im Frühjahr 1841 bei Gelegenheit der im Türkisch-Egyptischen Kriege zu Jerusalem verübten Greuel geschrieben und noch in demselben Jahre unter dem Titel „Kreuzzug“ in meinen „Zeitstimmen“ veröffentlicht, gegenwärtig aber ohne mein Wissen und Zutun von der Redaktion der Kreuzzeitung wieder abgedruckt und mit einer neuen Überschrift versehen worden ist. Emanuel Geibel.“

Jenes Kreuzzeitungs-Gedicht gab dem Kladderadatsch wiederum Anlaß zu dem nachstehenden Spottvers in der Nummer vom 16. Juli 1854:

Der türkenfreundliche Philister an Europa.
Insonderheit an Herrn von Geibel
(vergl. die Neue Preuß. Zeitung vom 14. 7.)

„O Schmach und Schimpf Europa, Dir und deiner tatenlosen Ruh!
In Flammen steht Jerusalem und träge feiernd schaust du zu!
Pfui, daß du heut noch schlafen kannst, in feigen Schlummer eingegirrt,
Da an der Weltgeschichte Uhr seit Freitag schon der Wecker klirrt!

Hätt' ich ein Lied so rot wie Blut, so laut wie Kriegs-
trompetenschall!"
So seufzt Herr Geibel zornentbrannt in ritterlicher
Phrasen Schwall.
Ein rotes Lied — wie grausig! doch es bleibt ein
Trost: er hat es nicht —
Wie paßt für Herrn von Geibel auch ein blutiges
Lied, ein rot Gedicht?

Vom vielgeschmähten Freiligrath hat er die Form sich
ausgeborgt,
Nach Herweghs Muster hat er sich etwas Echauffement
besorgt.
So braust sein Lied nicht wilder als versificierte
Chronica
Und statt des „Kriegstrompetenschalls" klingts wie'ne
Zieharmonika.

Europa auf! ermanne dich und schlage tot den
Saracen'!
Des neuen Kreuzzugs Kämpen all, auf, scharet euch
in Bier-Athen,
Wählt euch zum Feldherrn wen ihr wollt; doch wer
des Heeres Weibel sei,
Bleibt euch die Wahl nur zwischen Herrn Paul Heys' und
Herrn von Geibel frei.

„O Schmach und Schimpf Europa, Dir und Deiner
tatenlosen Ruh!
In Flammen steht Jerusalem und träge feiernd schaust
du zu!"

Wach auf Europa! Fort zum Kampf! doch tummle dich und säume nicht,
Denn sonst begeht am Ende Herr von Geibel gar — noch ein Gedicht!

Auch als König Maximilian II. Geibel im Dezember 1853 den persönlichen Adel verlieh, wurde das hämisch glossiert. So schrieb der „Kladderadatsch"[1]) ein

Feierlied

zu Ehren des Herrn Emanuel Geibel, bavarischen Edelmannes, Ordensritters, Professors, wie auch

N. B. Poeten.

Das war der fromme Pastorssohn
Von Lübeck an der Trave,
Dem gabs der Herr seit lange schon,
Wie ers verdient, im Schlafe;
Er sang so sanft, er sang so süß,
Nun heißts dafür beim Cerevis —
Hurrjeh, nanu potz Deibel
„Emanuel von Geibel!"

Bekannt als großer Genius
War sonst der Herr von Goethe
Und auch der Herr von Schiller blus
Gar keine üble Flöte.
Zu diesen Beiden nun gesellt
Nicht durch die Kunst, durchs Wappenfeld —
Hurrjeh, nanu potz Deibel
„Emanuel von Geibel!"

[1]) Am 18. Dezember 1853.

Im Schilde führt, vernahm ich recht,
Er ein paar wollne Strümpfe,
Auf denen trug der fromme Knecht
Die Muse durch die Sümpfe;
Darüber schwebt, o edler Durst!
Ein Seidel und 'ne Münchner Wurst —
Hurrjeh, nanu potz Deibel
„Emanuel von Geibel!"

Doch darf sich nun befleißigen
Emanuel als Junker.
Was wird mit seinen Dreißigen
Aus Alexander D . . . .?[1])
Ich denk, der reitet seinen Trott
Wie Sancho hinter Don Quichott.
Hurrjeh, nanu potz Deibel
„Emanuel von Geibel!"

Bist Du oben angekommen
Hast auch Du ein VON gepackt,
Dann zu beiderseitgem Frommen
Sei erneuert der Kontrakt.

Herr von Geibel, Herr von D . . . —
Süße Sphärenharmonie!
Beide Ritter, beide Junker —
„Freu dir, deutsche Poesie!" —

Aufs tiefste wurde Geibel durch das Ableben König Maximilian II., der am 10. März 1864 in der

---

[1]) Der Hofbuchhändler Alexander Duncker in Berlin, der erste Verleger der Gedichte Geibels.

Blüte seines Lebens starb, erschüttert. In einem Sonett setzte ihm der trauernde Dichter ein schönes Ehrendenkmal:

Wo war wie deins ein königlich Gemüte
So reinen Willens, der Gerechtigkeit
Den eignen Wunsch zu opfern so bereit,
So treu, so standhaft, von so lautrer Güte!

Der Weisheit ernster Freund, den Musen hold,
In Freiheit fromm, mit deinem Volk in Frieden
Hast du dein Glück in seinem nur gewollt.

Gesegnet, wie du segnetest hienieden,
Sei dein Gedächtnis! unsre Träne rollt,
Als wär ein Freund und Vater uns geschieden.

Der fernere Aufenthalt in Isarathen war ihm nun getrübt und verleidet, und dies umso mehr, als der neue König Ludwig II. nicht in so hohem Maße für Dichtung und Literatur als vielmehr für Musik, vor allem die Wagnersche, Interesse zeigte. Zwar hatte der neue Monarch dem Poeten, den sein Vater berufen, die Jahrespension freiwillig bestätigt, doch verletzte er den feinfühligen Geibel sehr mit der Zumutung, um den ferneren Genuß einer königlichen Gunst, die, wie gesagt, ihm ohne sein Zutun gewährt worden war, bittend einzukommen. Dieses Ansinnen wurde daher von Geibel auf das entschiedenste abgelehnt. Dasselbe tat übrigens auch Paul Heyse. Vier Jahre später trat nun ein Ereignis ein, das dem Dichter den weiteren

Wirkungskeis in München unmöglich machte. Am 13. September 1868 erhielt Lübeck den Besuch König Wilhelms I. von Preußen, der im Hause des Senators Curtius, des Bruders von Geibels treuem Freunde Ernst Curtius, Wohnung nahm. Senator Curtius veranlaßte den lübischen Dichter, den königlichen Gast mit einem Gedicht zu begrüßen. Mit frischem Lorbeer und Eichenzweigen umkränzt, wurde, vor dem Gang in die Marienkirche, dem greisen Herrscher Geibels Willkommengruß der freien und Hansestadt überreicht, dessen Schlußstrophe also lautete:

Drum Heil mit dir und deinem Throne!
Und flicht als grünes Eichenblatt
In deine Gold- und Lorbeerkrone
Den Segensgruß der alten Stadt.
Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Diese patriotische Huldigung verschnupfte am bayrischen Hofe. Eine partikularistische Zeitung fragte schon einige Tage nach jenem Lübecker Königsbesuch an, ob es angängig wäre, daß der Gedanke eines deutschen Einheitsstaates, der eine mehr oder minder direkte Mediatisierung der Krone Bayerns in sich schließe, so eifrig von einem Pensionär der bayrischen Kabinettskasse befürwortet werden dürfe? Auch andere unkontrollierbare Einflüsse, so z. B. diejenigen Richard Wagners, sollen den König gegen Geibel eingenommen haben. Tatsache ist, daß am 14. Oktober jenes

Jahres der „Pensionär" ein Schreiben aus dem Zivilkabinett Ludwig II. empfing, das ihm mit dürren Worten von nun an die Verweigerung seines Ehrensoldes anzeigte. Die Antwort, die der so Gemaßregelte vier Tage später dem König erteilte, war ein Kabinettstück von Freimütigkeit, Würde und männlichem Stolz. Es hieß darin u. a.: „Mir ist eröffnet worden, daß der mir bisher aus der Kabinettskasse bewilligte Ehrenbezug infolge der in meinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen politischen Tendenzen durch Allerhöchste Kabinettsorder bis auf weiteres sistiert sei. Da ich nun in diesem Ausflusse des königlichen Willens nur eine entschiedene Verurteilung meiner innersten Gesinnung zu erblicken vermag und somit auf die Aussicht verzichten muß, hier fernerhin in erfreulicher Weise tätig sein zu dürfen, so sehe ich mich in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt, auch die letzten äußeren Bande, die mich noch an München knüpfen, sofort zu lösen, und richte daher an Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, mich meiner nominellen Ehren-Professur an der Ludwig-Maximilians-Universität, sowie meiner Verpflichtungen als Kapitular des Maximilians-Ordens definitiv entheben zu wollen. Indem ich hierin ganz nach dem Wunsche Ew. Majestät zu handeln meine, sei es mir gestattet, in aller Kürze noch zwei Punkte zu berühren, die nicht unerwähnt zu lassen mir beim Scheiden Bedürfnis ist. Einmal möchte ich darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das Allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden be-

kannt habe. Die Sehnsucht nach einer festeren Einigung des deutschen Vaterlandes, das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in aller Hände waren, als mir der Ruf nach München zuteil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämtlicher deutscher Fürsten und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bayrischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können. Zum andern aber drängt es mich, auszusprechen, daß ich, trotz der notwendig gewordenen Lösung meiner hiesigen Verhältnisse — die ich in Erkenntnis der Sachlage noch vor Jahresschluß in einer milderen Form selbst herbeizuführen gehofft hatte —, die dankbare Erinnerung an eine reiche und schöne Zeit sorglos künstlerischen Schaffens, die mir durch die freie Huld des hochseligen Königs Max so ehrenvoll gewährt und durch Ew. Majestät Bestätigung bis dahin verlängert wurde, unverbrüchlich im Herzen bewahren und mir, wie sich mein ferneres Leben auch gestalten möge, das Gefühl persönlicher Pietät niemals durch den Wogenschlag politischer Parteiung erschüttern lassen werde."

Nachdem einige Tage darauf die erbetene Entlassung vollzogen war, brach er seine Münchener Zelte

ab und ging nach seiner geliebten Heimatstadt Lübeck, wohin ihn ohnedies sein Herz gezogen und wo er den Abend seines Lebens zu verbringen gedachte.

Die ihm widerfahrene politische Maßregelung machte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Die „Kölnische Zeitung" regte sofort eine Nationalsammlung an, wovon Geibel aber nichts wissen wollte, da für seine Existenz schon durch die Gnade des Königs von Preußen hinlänglich gesorgt war. Vom Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar wurden ihm sehr ehrenvolle Anerbietungen gemacht. Er wäre auch nicht abgeneigt gewesen, nach Weimar zu ziehen, doch nahm er, infolge seines andauernden Siechtums, Abstand von diesem Plane, da es ihm nicht möglich gewesen wäre, Gegenleistungen zu vollbringen.

Die ihm vom König Wilhelm I. gewährte Gnadenpension wurde jetzt auf 1000 Taler erhöht, mit der Anwartschaft auf eine Universitätsprofessur für deutsche Literatur, Metrik und Ästhetik. Einen Tag nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt erhielt Geibel am 5. November 1868 durch den Kultusminister Heinrich von Mühler diese Mitteilung. Der Dichter dankte hocherfreut dem König in einem Immediatschreiben, aus dem nachstehende Stelle hier Erwähnung finden mag: „Daß ich mich der geliebten norddeutschen Heimat in einer Stellung wiedergegeben sehe, wie sie bei meinen geistigen Bestrebungen und bei den vielfachen Störungen, die mir ein leidender Körper bereitet, das Ziel meiner kühnsten Wünsche sein mußte, das schulde ich einzig und allein der Großmut und Liberalität Ew. Majestät; und so möge es Ew. Majestät gefallen, in diesen Zeilen

den schwachen Ausdruck des tief empfundenen Dankes entgegenzunehmen, zu welchem ich mich durch dieses hochherzige Eingreifen in die Verwicklungen meines Lebens verpflichtet fühle. Nachdem sich die Bande, die mich vordem gefesselt, durch das allzu frühe Hinscheiden des unvergeßlichen Königs Max gelockert und unter den Einflüssen der jüngsten Zeitereignisse als unhaltbar erwiesen hatten, konnte mir kein willkommeneres Los zufallen, als die Vergünstigung, das schöne Geschenk dichterischer Muße fortan aus derjenigen Hand zu empfangen, deren hohes Walten seit Jahren ein Segen für das gesamte deutsche Vaterland und für mich ein Gegenstand treuester und aufrichtigster Verehrung war. Möge es mir vergönnt sein, trotz des schwer angegriffenen Zustandes meiner Gesundheit auf dem Gebiete meiner Kunst noch irgend etwas zu leisten, was einer so huldreichen Fürsorge gegenüber sich als würdig bewähren und Ew. Königlichen Majestät zur Freude gereichen könnte."

Geibel und Frau Marie Reinick.

Emanuel Geibel war, wie man weiß, ein Liebling der deutschen Frauen. Er hatte sich durch seine Lieder in ihre Herzen gesungen und sie nahten sich ihm oft in aufrichtiger, schwärmerischer Begeisterung, ihm auf die zarteste und liebenswürdigste Weise ihre Huldigungen darbringend. Zu den treuen Freundinnen, für die er gleichfalls lebhafte Sympathien empfand, zählte u. a. auch Marie Reinick, die dichterisch begabte, anmutige Frau des Poeten, Malers und Zeichners Robert Reinick in Dresden, die er in Kissingen kennen gelernt hatte. Wie ihr Gatte, so war auch sie Künstlerin durch und durch. Sie schrieb reizvolle Lieder und Märchenbücher, die sich der Anerkennung Geibels erfreuten.

Wie sehr er sie schätzte, das beweisen seine vielen an sie gerichteten Briefe, von denen ein Teil in der Handschriftensammlung der Berliner königlichen Bibliothek enthalten ist, und von denen hier einige zum ersten Mal mitgeteilt werden[1]).

Durch fast alle Briefe zieht sich wie ein roter Faden die Klage des kranken Dichters über seinen Gesundheitszustand, sowie der Ausdruck des Schmerzes

---

[1]) aac. Ms. 1910. 175. Diese Briefe sind von der Berliner Königlichen Bibliothek, wie mir der Herr Abteilungsdirektor Professor Dr. Konrad Haebler mitzuteilen die Güte hatte, 1910 von der Schwester der Frau Marie Reinick geb. Behrend erworben worden.

darüber, daß sein Siechtum sein poetisches Schaffen vielfach hemme, ja unmöglich mache. Aber ebenso finden wir in mehreren Zuschriften die Freude ausgedrückt über das glückliche Familienleben seiner Tochter, und daß sie ihn wiederholt zum Großvater gemacht habe.

Manch interessante und bemerkenswerte Bemerkungen über seine dramatischen Schriften, Erfolge und Kämpfe sind gleichfalls in den vertrauten Episteln an die liebe Freundin zu lesen.

Mögen diese Briefe hier in chronologischer Folge auszugsweise wiedergegeben werden:

Lübeck, 5. 12. 1869.

Liebe Freundin!

..... Weder Kissingen noch Travemünde, wo ich den September zubrachte, haben mir irgend Erleichterung zu schaffen vermocht und mein Übel hat sichtlich zugenommen. Doch keine Klagelieder! Lassen Sie mich lieber aussprechen, wie ich unsere Begegnung in Kissingen fort und fort als eine mir zuteil gewordene Wohltat nachempfinde und wie oft und gern meine Gedanken bei den gemeinsam verlebten Stunden verweilen, da die Rosen blühten und soviel schöne Vergangenheit aufblühte. In die Tage dieser Vergangenheit haben mich auch Reinicks Lieder, die ich nun mit wahrer Freude in einem Zuge wieder durchlas, lebhaft zurückversetzt. Ist es nur Täuschung des Alters, wenn es mir vorkommt, als sei das Leben und Dichten damals frischer, froher, harmloser gewesen, als in unserer Übergangsperiode?

Daß ich mich über die meiner „Sophonisbe" widerfahrene Ehre[1]) unbeschreiblich gefreut habe, können Sie sich denken, da Sie ja wissen, mit welcher besonderen Vorliebe ich gerade an dieser Arbeit hing und wie schwer ich mich darein gefunden hatte, für sie auf jeden sichtbaren Erfolg zu verzichten. Nun ist er in völlig unverhoffter Weise doch noch gekommen und ich preise diesen Ausgang dankbar als ein schönes Glück. Um die Aufführung in Berlin, die jetzt bevorsteht, bin ich freilich etwas in Sorge. Die Kräfte des dortigen Theaters lassen für die höhere Tragödie viel zu wünschen übrig und bei meinem betrübten Zustande kann ich nicht einmal hinreisen, um die Proben zu leiten und mich mit den Darstellern über meine Intentionen zu verständigen. Möge ein günstiger Stern über der Vorstellung walten, damit das Stück wenigstens einen Achtungserfolg erringt!

Von meinem Leben ist wenig zu sagen. Ich schlage mich eben, so gut es gehen will, durch die schlimmen Tage, leide, was ich muß und arbeite, was ich kann. In die Gesellschaft komme ich gar nicht mehr, entbehre das aber nicht schwer, da meine Nichte Bertha, die mir das Haus führt, auf alle meine Interessen einzugehen weiß und die aufblühende Tochter mir viel Freude macht. Dann und wann spricht auch einmal ein alter Freund ein und im übrigen habe ich meine Bücher und — die Erinnerung, Sie wissen ja auch, wieviel das ist.

---

[1]) Die Erteilung des Schillerpreises für seine Tragödie.

Lübeck, 15. 12. 69.

Verehrte Freundin!

.... Mit meinem Befinden steht es leider noch ganz beim alten. Gestern erhielt ich die Nachricht, daß am nächsten Montag die „Sophonisbe" in Berlin auf die Bretter soll; es bleibt aber dabei, daß ich nicht hingehe, nur meine Nichte Bertha wird, wenn nichts dazwischen kommt, der Vorstellung beiwohnen, um mir dann persönlich über alles einzelne Bericht zu erstatten.

Lübeck, 9. 4. 1870.

Liebe Freundin!

Ich komme gar so schwer zum Briefschreiben, doppelt schwer, wenn ich fast nur Betrübtes zu melden habe ... Die letzten Wintermonate haben mir aber wenig erfreuliches gebracht. Meine Tage waren fort und fort voll Schmerzen, meine Nächte fast immer gestört, so daß ich oft den Frühling nicht mehr zu erleben dachte. In jeder gedeihlichen Produktion gehemmt, von jeder Geselligkeit ausgeschlossen, mußte ich mich mühsam von Tag zu Tag durchringen und durfte froh sein, wenn ich nur fähig war, anhaltend zu lesen und mir draußen die notwendigste Bewegung zu verschaffen. Aber das bloß empfangende Studium ist auf die Länge kein genügender Ersatz für die selbsttätige schöpferische Arbeit, an die ich seit Jahren gewohnt bin, und der Gedanke, nichts mehr zu leisten, drückt mich oft schwer nieder. Bei alledem empfinde ich

es als ein wahres Glück, jetzt wenigstens sorglos in der Heimat leben und die Meinen täglich um mich haben zu können. Meine Tochter hat freilich diesen Winter abends viel umhergeschwärmt, aber ich hatte sie doch..

Erst seit wenigen Tagen fühle ich mich etwas leidlicher. Am Schreibtisch will es freilich noch immer noch nicht vorwärts, die Gedanken zerflattern mir, wenn ich kaum angesetzt habe. Über den Versuch einer abermaligen Kur habe ich keinen Entschluß gefaßt. Solange in meinem Zustande keine wesentliche Änderung eintritt, kann von Reisen überhaupt nicht die Rede sein . . .

Mosenthals Isabella Orsini habe ich nun auch gelesen. Das Stück ist dramatisch äußerst wirksam und würde vortrefflich sein, wenn der dichterische Gehalt dem szenischen Aufbau überall gleichkäme. Sonst gibt es wenig literarisch Neues von Belang. Heyses „Göttin der Vernunft" will mir nicht recht behagen. Mit großer Freude las ich dagegen den zweiten Band von Treitschkes historischen und politischen Aufsätzen.

Lübeck, 31. 12. 1872.

. . . . Von Reinicks Schriften für die Jugend kannte ich bis jetzt nur ganz einzelnes; nun habe ich sie mit wahrem Vergnügen im Zusammenhang gelesen und bin mit Ihnen gewiß, daß das reizende, durch Inhalt und Ausstattung gleich anziehende Buch zahlreiche Freunde finden wird. Sicherlich ist es in dieser Festzeit als Geschenk für Kinder schon vielen hochwill-

kommen gewesen. Die Umarbeitung des „Giotto" würde ich, wenn sie überhaupt tunlich ist, mit Freude übernehmen; doch ist bis jetzt von Lohmeyer[1]) keine Aufforderung derart an mich gelangt. Auch für die Neuauflage der Gedichte herzlichsten Dank! Ihr rasches Erscheinen beweist Ihnen aufs neue, daß Reinicks Namen im deutschen Volk unvergessen ist. Ich habe die Lieder, Ihrem Wunsch gemäß, meiner Tochter auf den Weihnachtstisch gelegt, den sie diesmal an ihrem eigenen Herde aufgeschmückt hatte. Sie ist nämlich bereits seit dem Mai verheiratet, lebt glückselig mit ihrem Mann und träumt schon von einer noch reicheren Zukunft.

Mit meinem eigenen Befinden steht es dagegen nicht zum besten . . . Mein Übel nimmt, wenn auch langsam, doch recht merkbar zu und das schlimmste ist, daß mir jetzt auch das Gehen äußerst beschwerlich fällt, so daß ich mich bei ungünstiger Witterung oft darauf beschränken muß, mir im Zimmer bei offenem Fenster die unentbehrlichste Bewegung zu machen. Zum Glück wohnen die Kinder in meiner Nähe und so habe ich denn in schlimmen Tagen meinen besten Trost immer zur Hand.

Daß ich unter diesen Umständen nicht gar viel produziere, können Sie sich denken. Doch kommt mir hin und wieder noch ein Gedicht, freilich meist in der bescheidenen Gestalt des Idylls oder des Epigramms. Ein eigentliches Lied ist mir seit den Heroldsrufen nicht mehr gelungen und an dramatische Arbeit, in die ich mich am liebsten vertiefen würde, wage ich

---

[1]) J. Lohmeyer, Herausgeber der „Deutschen Jugend".

mich nicht in der sicheren Voraussicht, daß ich morgen oder übermorgen doch unterbrochen werde und die Einheit der Stimmung verlieren würde, aus der ein solches Werk geboren werden muß.

Lübeck, 13. 2. 1873.

.... Das Gedicht „Giotto" stammt offenbar aus früherer Zeit. Die Form ist noch nicht rein und der Ausdruck häufig unpräzis und gar zu allgemein gehalten. So gut ich konnte, habe ich nachzuhelfen gesucht, indem ich mich hier bemühte, die Mängel des Verses zu beseitigen, dort den Ausdruck klarer und bestimmter zu fassen, ohne doch an dem wesentlichen Gedankeninhalt zu rühren. Wo sich in Nebenzügen trotzdem vielleicht eigenes einschlich, geschah es nur, weil sich die Form schlechterdings nicht anders fügen wollte. Ob das Gedicht durch die Überarbeitung erheblich gewonnen, weiß ich freilich nicht und muß es daher Ihrem und Herrn Lohmeyers Ermessen anheimstellen, ob es gedruckt werden soll. Keinesfalls aber wünsche ich bei dieser Gelegenheit namentlich erwähnt zu werden, da ich nur an der äußersten Technik teilhabe.

Die Geschichte vom Rosenbusch ist ein artiges Märchen, das Sie mit Glück und Geschick zu Ende geführt haben. Es würde sich in einer erweiterten Sammlung ganz gut ausnehmen.

.... Seit einigen Tagen bin ich wieder sehr leidend und habe kaum noch eine schmerzfreie Stunde. Mit der Pepsin-Essenz will's ich ersuchen.

Lübeck, 23. 5. 1873.

.... Wilbrandts „Gracchus", den Sie auf der Dresdner Bühne sahen, kenne ich sehr genau; ich halte das Stück entschieden für das beste, das in den letzten Jahren geschrieben wurde. Es ist zugleich dichterisch bedeutend und dramatisch wirksam. Die Stelle, an der Sie Anstoß nahmen, hat mich bei der realistisch angehauchten Färbung des Ganzen nicht gestört; sie ist ja einer halb komischen Figur in den Mund gelegt. Bruchs „Schön Ellen" habe ich nie gehört. Einer Aufführung in Hamburg, zu welcher der Komponist mich eingeladen hatte, konnte ich leider nicht beiwohnen, weil ich unwohl war. Daß Bruch auch meine ursprünglich für Mendelssohn bestimmte „Loreley" in Musik gesetzt, wissen Sie. Mir ging es damit noch schlimmer als mit der Ballade. Sie wurde 15 mal in Hamburg gegeben, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, hinüberzukommen.

Für das „Liederbuch für deutsche Künstler" herzlichsten Dank! Die Durchsicht war mir wie ein Gang durch den grünen Wald meiner Jugend, wieviel Erinnerungen wehten da auf! Aber wegen einer Wiederherausgabe sind mir beim Lesen doch große Bedenken gekommen. Die Zeit hat sich eben völlig verwandelt, das Wunderhorn der Romantik ist im Brausen neuer mächtiger Lebensströme fast ganz verhallt und die Künstler, die ausschließlich diese Lieder singen würden, sind nicht mehr da. Man müßte vieles davon, vieles dazu tun und das Büchlein würde schließlich nicht mehr dasselbe sein. Das erste Viertel der Sammlung

(S. 1—79) wird freilich für jedes neue Künstler-Liederbuch einen höchst brauchbaren Grundstock bilden. Auch Hodlers Gedichte habe ich gern wieder gelesen; sie enthalten allerdings nichts bedeutendes, sind aber jugendfrisch, einfach und natürlich und ein lieber Mensch steht dahinter.

.... Bis jetzt hat mir in diesen goldenen Frühlingstagen nichts Rechtes glücken wollen; auch das Märchen ruht und wird wohl unvollendet bleiben.

Lübeck, 15. 10. 1873.

.... Ihren frl. Brief aus Jeschkenthal erhielt ich richtig in Schwartau, wo ich vom 5. 6. bis zum 11. 9. wohnte und in beständigem Wechsel bessere und schlimmere, zuletzt einige recht schlimme Tage erlebte. .... Ein ganz besonders lieber Besuch war uns der alte Graf Wolf Baudissin aus Dresden, den Sie wohl als Übersetzer Shakespeares und Molières kennen und mit dem ich im Jahre 1838 Griechenland durchstreifte. Zu eigentlicher Produktion bin ich in Schwartau wenig gekommen. Dagegen habe ich etwa die Hälfte eines letzten Bandes Gedichte durchgearbeitet und zusammengestellt, der seinerzeit unter dem Titel „Spätherbstblätter" erscheinen soll. Was ich an modernen Büchern las, wollte mir, von ein paar Turgenjewschen Novellen abgesehen, wenig gefallen; so wandte ich mich lieber wieder zu Shakespeare, Goethe und Sophokles. Gegenwärtig durchwühle ich mit dem höchsten Interesse den Nachlaß Otto Ludwigs, dessen geistige Potenz mich oft staunen macht, wenn ich

mir auch von seiner Weise zu arbeiten kaum eine Vorstellung zu machen weiß, da er, anstatt sich zuerst den Stoff in großem Maße zurecht zulegen, fast überall mit dem minutiösesten Detail beginnt. Wie jammerschade, daß dieser mächtige Genius in einem so gebrechlichen Körper wohnte und von dem ungeheuren Reichtum, der in ihm lag, verhältnismäßig so wenig in vollendeter Gestalt zutage fördern konnte!

Aus unserm sehr einfachen Lübecker Leben ist kaum etwas zu erwähnen. Doch besuchte uns neulich ein Prediger Mannhardt aus Danzig, der vor etwa 53 Jahren als Gymnasiast bei meinem Vater in Pension war. Auch er besah sich wieder das alte Haus in der Fischstraße, das Sie ja auch kennen. Jetzt wird es abgebrochen.

Lübeck, 21. 12. 1875.

.... Den Spätherbst brachten wir, wie Sie vermutet, wieder in Schwartau zu. .... Ich brachte dort das klassische Liederbuch zum Abschluß, das ich Ihnen neulich sandte. Möge dies und jenes darin Ihnen zusagen! Jedenfalls wird es Ihnen interessant sein, einmal echte Gedichte von Tyrtäus, Sappho und Ibycus und in den römischen Elegien die Vorbilder der Goetheschen kennen zu lernen. Auch für meinen Liebling Horaz werden Sie hoffentlich nicht unempfänglich sein. Man liest sich wirklich in seine Odenform viel leichter hinein, als die meisten denken. ... Am 11. November beschenkte mich meine Tochter, früher als ich erwartet, mit einem dritten kräftigen Enkel. ....

An leidlichen Tagen besuche ich jetzt öfters das Theater, wo man mir einen festen Platz zur Verfügung gestellt hat, so daß ich kommen und gehen kann, wann ich mag. Die Aufführungen sind meistens recht anständig, und mir tut es wohl, abends eine Stunde lang entweder Musik zu hören oder mich durch Ernst und Scherz anregen zu lassen. Doch halte ich es in Oper und Schauspiel mit den ältern Sachen. Was ich von neueren kennen gelernt, wollte nicht viel bedeuten. Doch hat mir Lindaus „Tante Therese“ nicht übel gefallen. Dahns „König Roderich“ dagegen, der jetzt über alle Bühnen geht, ist ein zwar geschickt gemachtes, aber poetisch durchaus mittelmäßiges Tendenzstück, das den Zuschauer durch seine Absichtlichkeit verstimmt und den kostbaren Stoff noch ärger verpfuscht, als meine unreife Jugendarbeit. Überhaupt sieht es mit unserer schönen Literatur unerfreulich aus. Man schafft nicht mehr, sondern man spielt entweder in den überlieferten Formen mattherzig weiter, oder man sammelt, sichtet und verbreitet sich in geistreicher Redseligkeit über das Dagewesene. Der dichterische Genius Europas läßt eben nach einem kräftigen Aufschwung erschöpft die Flügel hängen, denn auch die andern Nationen sind stumm. . . . .

Lübeck, 22. Oktober 1876.

Liebe Frau Marie!

. . . . . Reinicks Biographie in der „Deutschen Jugend“ habe ich mit Freude gelesen. Sie ist in liebevollstem Sinne für das jüngere Publikum geschrie-

ben und brachte auch mir manches Neue und Interessante, namentlich aus den Tagen der Jugend. . . . . An Lohmeyer habe ich vor kurzem ein paar Kleinigkeiten gesandt, weiß aber nicht, ob sie ihm passen werden. Auf eine besondere Bitte seinerseits, der Sie hier in Lübeck gegen mich erwähnten, kann ich mich jedoch mit bestem Willen nicht besinnen. Ich fühle auch am Nachlassen des Gedächtnisses, daß ich alt werde.

Unser Leben geht sehr still und einförmig fort, wie Sie es kennen. Nur das Theater, dessen Schauspielkräfte diesen Winter ungewöhnlich gut sind, bringen einige Abwechslung. Wir sahen bereits den „Kaufmann von Venedig", „Die bezähmte Widerspenstige" und „Julius Cäsar" in durchaus würdiger Darstellung. Die Meininger Schule, der unser Direktor angehört, hat doch, trotz mancher Übertreibungen und Einseitigkeiten, im ganzen und großen bereits sehr wohltätig auf das deutsche Bühnenleben eingewirkt, nicht durch die Betonung unwesentlicher Äußerlichkeiten, wohl aber durch die strenge Forderung eines ineinandergreifenden Zusammenspiels, das ja wiederum nur möglich ist, wenn jeder einzelne seine Rolle vollkommen beherrscht.

Daß Wagners geträumter Triumph sich im Bewußtsein des deutschen Publikums immer mehr zu einem verschämten Fiasko umgestaltet, wird Ihnen so wenig schmerzlich sein wie mir.

Auerbach hat drei neue Bände Dorfgeschichten herausgegeben, welche das durch die Neuzeit verwandelte Leben seiner Schwarzwälder darstellen. Ich habe bisher nur die erste gelesen, eine Fortsetzung der

Frau Professorin. Das Hauptmotiv ist fein und glücklich durchgeführt und Sie werden die Erzählung mit Vergnügen lesen, wenn Sie darin auch nicht mehr ganz den unbefangenen Zauber von A.'s frühesten Sachen finden. Der Stoff ist eben ein anderer geworden und nicht minder interessant, aber durch das moderne Element weniger für das reine Idyll geeignet.

Ich selbst bringe fast nichts mehr zustande, ein paar Verdeutschungen und Überarbeitungen von Jugendgedichten, das ist alles. Zum Frühjahr habe ich Cotta die Spätherbstblätter versprochen, die, wie Sie wissen, schon in geordneter Abschrift vorliegen. Ob ich ihr Erscheinen noch erleben soll, muß ich Gott anheimstellen.

Lübeck, 24. Sept. 1878.

.... Ich bin den ganzen Sommer hindurch unausgesetzt schwer leidend gewesen und selbst die herbstlich sonnigen Tage, die mich sonst immer wie befreit aufatmen ließen, haben mir keine Erleichterung gebracht. .... Die Zeitverhältnisse sind auch nicht dazu angetan, ein bedrücktes Gemüt aufzuheitern. Erst das furchtbare Unglück, das unsere Marine betroffen, dann die unsagbar schändlichen Mordanschläge auf unsern geliebten Kaiser[1]) und jetzt überall bittere Verstimmung, trübe Gärung, hochauflodernder oder unter der Asche fortglimmender Parteihader. Wer an die Tage opferfreudiger Begeisterung vor acht Jahren zu-

---

[1]) Gemeint sind die ruchlosen Attentate Hödels und Nobilings auf Kaiser Wilhelm I.

rückdenkt und jetzt sieht, wie wenig ein unwürdiges Geschlecht sich der damals schwer errungenen Güter zu erfreuen versteht, der kann nur mit der ernstesten Besorgnis in die Zukunft blicken. Solcher Undank hat sich noch immer furchtbar gerächt. Mit den „Spätherbstblättern", deren Sie so freundlich erwähnten, scheint meine literarische Laufbahn abgeschlossen zu sein. Ich habe seit ihrer Herausgabe kaum noch einen Vers niedergeschrieben. Mir will eben nichts rechtes mehr glücken und ich halte es für würdiger, zu verzichten, als in meinen alten Tagen Abstruses und Gestümpertes zu Markte zu bringen. Das einzige, was mir hin und wieder noch gelingt, ist eine Übersetzung aus lateinischen oder französischen Dichtern.

Geibels Selbstlosigkeit, Edelsinn und Hochherzigkeit.

Aus den erwähnten Mitteilungen Paul Heyses in seinen „Jugenderinnerungen“ wissen wir, zu welch großem Danke sich dieser Lyriker und Novellist Emanuel Geibel gegenüber verpflichtet gefühlt habe, und daß der Lübecker Sänger es gewesen sei, der durch seine warme Befürwortung bei König Maximilian II. von Bayern es bewirkte, daß nicht allein Paul Heyse nach München eine Berufung erhielt, sondern daß er auch durch die königliche Munifizenz sein Lebensglück begründen konnte. Doch nicht allein Paul Heyse, sondern auch viele andere namhafte Zeitgenossen Geibels legen in ihren Briefen und Schriften beredte Zeugnisse für die echt kollegiale Gesinnung, die warme Empfindung und den hochherzigen Charakter des Poeten ab. Felix Dahn hatte sich gleichfalls zahlreicher Beweise der wohlwollenden und treuen Förderung seitens des Dichters zu erfreuen. Man lese nur, was er darüber in seinen „Erinnerungen“[1]) sagt. Indem er einiges von

[1]) B. 3, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1892, S. 301 ff.

der bereits erwähnten literarischen Vereinigung in München, dem „Krokodil", erzählt, bemerkt er u. a., daß in jener Versammlung Geibel, und zwar mit vollem Recht, das große Wort geführt habe, denn dieser Lyriker habe ein ganz vorzügliches, rasch den Kern der Sache treffendes Urteil gehabt. Dann heißt es wörtlich: „Ich habe von Geibel mehr gelernt als von allen anderen zusammen: allerdings aber nicht im „heiligen Teich" — da ging es ein wenig zu tumultuarisch her für erschöpfende methodische Durchsprechung schwieriger Fragen: wohl aber auf den stundenweiten Spaziergängen, auf welchen ich den Leidenden, dem solche Bewegung vorgeschrieben war, begleiten durfte. Auch in seinem Hause, das ja nur so kurz die Hausfrau schmückte, war ich gar freundlich aufgenommen: Frau Amanda, „sein holdes Schweigen", war mir gewogen. Dankbar rühm' ich mich Geibel's Schüler in vielen Dingen, in welchen aus Platen und Rückert und auch dem gedruckten Geibel nichts zu lernen war: gar viele Grundsätze über Form und Gestaltung des Handwerks teilte er mir mit, seit er an „Harald und Theano" und an den Balladen der ersten Sammlung, wie er sagte, seine „helle Freude gehabt". Ihm verdanke ich es auch, daß ich es aufgab, wie Hebbel und andere, den ganzen Nibelungenstoff dramatisch zu behandeln, vielmehr mich auf das echt tragische Geschick des Markgrafen Rüdiger beschränkte, das mühelos in den Rahmen eines Theaterabends zu bringen ist: ich halte das — trotz den dawider erhobenen Einwänden — auch heute noch für eine glückliche Beschränkung und dankbar gedenke

ich jedesmal Geibels, gehe ich in den Arkaden des Hofgartens an der Stelle vorbei, wo er mich, den Widerstrebenden, endlich überzeugte. Mein Verhältnis zu Geibel blieb ein schönes: Mit Rührung ergriff mich der Anblick des silberhaarigen Greises, als ich ihn zu Lübeck meiner lieben Frau Therese zuführen durfte: — es war ein Jahr vor seinem Tod und treu und dankbar und warm werd' ich sein Andenken in hohen Ehren halten für und für."

Mit schwärmerischer Begeisterung spricht der ausgezeichnete bayrische Dichter Hermann Lingg von Emanuel Geibel, dem er sich für dessen Protektion zu großem Danke verpflichtet fühlte. Der berühmte Verfasser der „Völkerwanderung" und zahlreicher anderer glänzender Dichtungen konnte sich nur mühsam emporringen. Ursprünglich Arzt, wurde er durch schwere Krankheit gezwungen, seinen medizinischen Beruf aufzugeben. Von einem hartnäckigen Nervenleiden befallen, das in Verfolgungswahnsinn ausartete, wurde er in dieselbe Heilanstalt gebracht, ja sogar in das gleiche Zimmer übergeführt, in dem einst Nicolaus Lenau vergebens Heilung gesucht hatte. Als er schließlich wieder gesundete, schlug er in einem armseligen Häuschen auf der Landstraße nach Nymphenburg sein Heim auf, wo Frau Sorge sein täglicher Gast war. Endlich entdeckten dort zwei Bekannte ihn und seine Dichtungen und übergaben letztere Emanuel Geibel. Dieser, der die große Begabung Hermann Lingg's sofort erkannte, sichtete und ordnete seine Gedichte und überredete Cotta, die poetischen Erzeugnisse eines bis dahin ganz unbekannten Lyrikers in Verlag zu nehmen. In seiner

„Lebensreise"[1]) setzt Hermann Lingg dem hochherzigen Gönner ein Ehrendenkmal. Wie mühevoll es ihm wurde, seine geistigen Kinder unterzubringen, erzählt er mit beweglichen Worten[2]): „Da und dort herum an Versprechungen, sie (die Gedichte) bei einem Buchhändler zu befürworten, fehlte es nicht, aber die Versprechungen erwiesen sich als eitel, ich hoffte und hoffte vergebens. Viele hielten meine Ansprüche als die sichersten Beweise geistiger Störung. Welche Narrheit, hieß es, er will ein Dichter sein, dazu gehört mehr! Nur mein Freund Fernbacher, der immer treu an mir fest hielt, entdeckte endlich einen jungen Mann, namens Kirchner, der mit Geibel bekannt war. Diesem wurden die Manuskripte übergeben. Er brachte sie zu Geibel, Geibel las sie und versprach, sie an Cotta zu empfehlen. Diesmal war sein Versprechen kein leeres. Mein jahrelang ersehnter Wunsch neigte sich der Erfüllung zu. Aber noch gab es Stunden bangen Zweifels, Furcht vor getäuschter Hoffnung. Ich erinnere mich wohl, wie ich eines Tages zu Geibel sagte: „Ich fürchte sehr, es wird wieder nichts daraus."" Und dieser antwortete: „Ich glaube, Sie sind nicht recht gescheit."" Der Verfasser der „Lebensreise" plaudert weiter, daß, als er zum ersten Mal Geibels Wohnung betreten habe, Einrichtung, Begrüßung, Inhalt und Gegenstand der Unterredung — alles so gewesen sei, daß er sich habe sagen müssen, hier wohne ein Dichter. Nachdem er, Lingg, jahrelang nur Kasernen, Hospital und Wirthaus kennen gelernt, habe er sich

---

[1]) Berlin 1899.
[2]) A. a. O. Seite 96 ff.

jetzt auf der Poesie eigenem Grund und Boden gesehen. Hier sei ihm die Dichtkunst nicht mehr als eine verbotene Frucht, sondern als der haushaltende, gute Genius erschienen. Wie glücklich war er, als eines Tages Emanuel Geibel plötzlich an das Fenster der zur ebenen Erde gelegenen höchst bescheidenen Wohnung Linggs anklopfte und ihm die frohe Botschaft brachte, daß seine Gedichte mit der Vorrede des Herausgebers, d. h. Geibels, bei Cotta erschienen seien! An diese Mitteilung fügt er die Worte: „Es war zur Osterzeit. Jetzt hieß es Lätare und Jubilate. Die Aufnahme war eine sehr günstige beim Publikum und bei der Kritik. Sogar der gefürchtete Wolfg. Menzel zeigte sich freundlich und hob besonders meine landschaftlichen Gedichte lobend hervor. Einladungen, Zuschriften, Aufträge kamen von überall her. Wiener, Berliner und Prager Blätter forderten mich zu Beiträgen auf. Der Gipfel des Ganzen aber war König Max II. Er war huldvoll und gnädig, nahm selbst mein Gedichtbuch von mir entgegen und sprach sehr freundliche Worte. Unter anderem fragte er mich, ob auch Liebesgedichte dabei seien, worauf ich erwiderte: „O ja Majestät, es sind einige dabei." Schon der Gang in den Audienzsaal hob mein Selbstgefühl mächtig. Die stolze, prachtvolle Umgebung in den Gängen, Hartschiere, welche die Honneurs machten, die herrlichen Gemälde, die Büsten in den Vorzimmern — ich war in eine neue Welt eingetreten, in eine Welt voll Glanzes und stolzer Anregung. Und als ich nach Hause kam, wie freudestrahlend begrüßte mich meine gute Tante und meine zukünftige Frau, wie

glücklich waren sie durch die überraschende Gunst, die mir zu teil geworden!"

Nun war Lingg's poetischer Weg geebnet, aber auch seine finanzielle Existenz wurde Dank der Befürwortung Geibels fest gegründet, denn der wohlwollende König Maximilian II. verlieh ihm ein Jahresgehalt, das ihn von allen drückenden Sorgen befreite.

Aufs tiefste erschütterte ihn das Ableben Geibels, für den er bis zu seinem letzten Atemzuge die innigste Liebe und die wärmste Sympathie empfand. Er befand sich gerade auf Reisen. Am Sonnabend vor Palmsonntag 1884 hatte er einen Ausflug nach Gardona Reviera, dem jetzt so viel besuchten Orte, der damals erst im Aufblühen war, unternommen. In Toscolano, wo er übernachtete, erregte ihn ein wunderbares Traumbild. Es war ihm, als läge er im Kerker gefangen und als ob ihm eine Stimme Trost zuspräche. Diese Stimme war die Emanuel Geibels. Einen Tag darauf, am Palmsonntag, lag ein herrlicher Weg vor Lingg, er ging immer den See entlang, große Loorbeerbäume standen in Blüte, Alleen bildeten Hecken zur Seite und durch die zierlichen Ölbäume schimmerte das Frühlingsgrün der Wiesen, auf dem See glänzten die gelbroten Segel. Die erste Zeitung, die er zur Hand nahm, brachte die traurige Nachricht von Geibels Tod. „Wie nahe stand diese Botschaft mit meinem Traum", so ruft Lingg bei diesem Anlaß aus, „wie nahe mit so vielem Geheimnisvollen, das mir im Leben begegnete. Es ist so Vieles in den Erscheinungen der Welt, was mit unseren innigsten Wünschen, mit

allem, was wir als Höchstes anerkennen, mit allem, auch mit unserer Vernunft, im Einklang steht, daß wir wohl an eine höhere und steigende Befriedigung unserer edelsten Bedürfnisse im Weltganzen hoffen dürfen."

Immer war Geibel bereit, Dichtern und Schriftstellern, die sich an ihn wandten, mit Rat und Tat beizustehen. Auch beurteilte und korrigierte er in selbstlosester Weise die ihm zugesandten Geisteserzeugnisse. Sehr bezeichnend in dieser Beziehung ist sein Verhalten dem Fürsten Pückler-Muskau gegenüber, den er im Hause seines Freundes und Gönners, des Fürsten zu Carolath-Beuthen, kennen gelernt hatte. Der Reiseschriftsteller Pückler-Muskau war im Nebenamt auch Dichter. Da er jedoch nicht selbst seine Poesie veröffentlichen wollte, bediente er sich der freundlichen Hilfe seines Bruders in Apollo, damit er seine Gedichte dem Dr. Georg Scherer in München, der eine lyrische Anthologie herausgab, zukommen lasse. Gern erfüllte Geibel den Wunsch des Fürsten, nachdem er das ihm übersandte Poem des Verfassers einer Korrektur unterzogen hatte. In dem Nachlaß Varnhagens, der in der Handschriften-Abteilung der Berliner königlichen Bibliothek aufbewahrt wird, befindet sich der nachstehende, bisher ungedruckte hochinteressante Brief Geibels in dieser Angelegenheit, der zugleich auf den Wohltätigkeitssinn und die barmherzige Empfindung des Briefschreibers ein bezeichnendes Schlaglicht wirft, also lautet:

Lindau, den 13. September 1854[1]).

Ewr. Durchlaucht

sende ich beiliegend das zweite Ihrer artigen Gedichte zurück mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die wenigen Striche, die ich hineinzutun gewagt, die ursprüngliche Eleganz nicht völlig verwischt haben möchten. Die Versicherung, daß ich in Betreff Ihres Geheimnisses ebenso diskret sein werde, wie ich es gegen Ihr geistiges Eigentum zu sein mich bemühte, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen.

Fürst Carolath ist noch hier, leider seit einigen Tagen von einem leichten Unwohlsein geplagt. Doch denkt er jedenfalls am 15. d. M. mit seiner liebenswürdigen Gemahlin die Heimreise anzutreten.

Vielleicht werden Ewr. Durchlaucht nun auch mir eine kindliche Unbescheidenheit verzeihen, zu welcher mich ein kürzlich empfangener Brief veranlaßt. In Schwabing bei München wohnt eine mir bekannte Dame, freilich weder jung noch schön, aber von guter Familie und gegenwärtig im tiefsten Elend. Von der peinlichsten Not zum äußersten getrieben, hat sie sich nun in diesen Tagen an mich gewandt und flehentlich um Unterstützung gebeten — ein Schritt, der mich umso tiefer erschüttern mußte, je sicherer ich wissen konnte, welche Überwindung er sie gekostet. Ich habe getan, was ich vermochte, aber ich hätte gern mehr gesandt. Möchten sich nun Ewr. Durchlaucht durch mein Fürwort vielleicht bewogen finden, ihr ebenfalls ein Scherflein zuzuwenden? Ich wage es fast zu hoffen. Eine

---

[1]) Autograph m. 183.

Gabe von 2 bis 3 Louisd'or würde für die Unglückliche ein wahrer Himmelssegen sein und Ew. Durchlaucht erfreuen ja so gern. Die Adresse der Dame ist: an Frau Th. v. G. in Schwabing bei München . . .

In der zuverlässigen Hoffnung, daß Ewr. Durchlaucht mir dieses allerdings etwas kühne Ansinnen gütigst nachsehen werden und mit der Bitte um ein wohlwollendes Andenken verharre ich

verehrungsvoll Ewr. Durchlaucht

ergebenster

E. G.

Das vom Fürsten Pückler Geibel zur Korrektur übersandte Gedicht, das dieser wie gesagt, dem Herausgeber der Lyrischen Anthologie Dr. Georg Scherer übermittelte, hatte folgenden Wortlaut:

Zu dieser Zeit, wo uns, vom Geist erfüllt,
Was war und kommt der Tische Spruch enthüllt,
Ward das Geheimnis euch durch sie entdeckt,
Wie man die Toten wieder auferweckt.
So ward auch ich, dem selbst im Paradies
Das Heimweh nach der Herrin Rast nicht ließ,
Durch einen Tischgeist, den gerührt mein Leid,
Zurückgebannt in diese Sterblichkeit,
Die höher mich als Edens Hain entzückt,
Wenn mich von Dir ein holder Gruß beglückt.

Varianten:

Zu einer Zeit, wo uns auf keckes Fragen
Die Tische Künftges und Vergangnes sagen.

oder:

In diesen Tagen, da Prophetengeist
Im Holz der Dinge kräftig sich erweist.

Die letzte Leseart wäre vielleicht die beste.

Bewunderungswürdig war Geibels Geduld in Bezug auf das Ansinnen mancher dichtenden Herren und Damen, ihnen sein Urteil über ihre Geisteserzeugnisse abzugeben. In seiner Höflichkeit und Gutmütigkeit ging er manchmal gar zu weit, wie ein Brief an eine unbekannte Dame beweist, die ihm meuchlings ihre Gedichte sandte und um sein objektives Gutachten bat. Aus der umfangreichen Antwort vom 13. März 1849 sei nur die für den großzügigen Charakter Geibels sehr bezeichnende Stelle erwähnt: „Ob Ihr Talent ausreicht, für solche Schöpfungen die Grundlage zu bilden, weiß ich nicht. Gesetzt aber, dem wäre so, so bedarf der epische, der dramatische Dichter noch ganz anderer Dinge als des Talentes; nur das Leben lehrt ihn, nur der Verkehr mit allen Schichten der Gesellschaft von der höchsten bis zur untersten bildet ihn, nur das keke Hineintauchen in die mannigfaltigsten Verhältnisse gibt ihm die Fähigkeit, die Welt wahr und treu wiederum aus sich hervor zu schaffen. Er soll auf dem Gipfel seiner Zeit stehen, durchzogen von ihrer Bildung, über ihr, und doch alle ihre widersprechenden Laute verstehend und gerecht würdigend. Und in diesem Punkte, nicht in der ursprünglichen Begabung, hat allerdings unser Geschlecht vor dem Ihrigen viel voraus. Uns stehen tausend Quellen des Wissens und der Erkenntnis, der Beobachtung und der Welt-

erfahrung offen, zu welchen Sie nur heranzutreten vermögen, indem Sie freilich oft allzu eng gezogene Schranken der Sitte zerbrechen. Manche Frauen haben das getan. Aber ich weiß kaum eine, die durch ein solches Wagestück nicht unglücklich geworden wäre und sich nicht in ein Labyrinth von Verkehrtheiten verirrt hätte. Und ist denn das, was sie dann am Ende zustande gebracht haben, ist es wirklich so groß und schön, daß es ein verkümmertes, verfehltes Menschenleben aufwöge? Ich kann Ihnen daher nach meinem Gewissen nur eines raten: Pflegen und bilden Sie die schöne Gabe, die der Himmel Ihnen beschieden hat und sie wird Ihnen ein Trost in trüben Tagen, ein lieber Schmuck in Zeiten der Freude sein. Aber bedenken Sie sich wohl, ehe Sie sich entschließen, die Poesie zum Lebensberuf zu wählen. Ich weiß es wohl, wie süß das lockt, wie golden die Öffentlichkeit zuerst der jungen Seele entgegenschimmert. Aber ich weiß es auch, wie teuer ein Name erkauft wird und doppelt teuer für ein weiblich Wesen. Muß denn jeder, der sich an Blumen freut, und sie mit glücklicher Hand zu pflegen weiß, gleich Kunstgärtner werden oder eine Blumenhandlung anlegen? Und gewährt die Rose, die Sie an Ihrem Fenster für sich und sonst ein liebes Auge in der Stille aufziehen, eine nicht größere Freude als dem Gärtner ein prächtig exotisches Gewächs, das er zur Ausstellung liefert? Das habe ich Ihnen aus treuem Herzen schreiben müssen."

Wie zuvorkommend und hilfreich er allen strebenden und ringenden Geistern gegenüber war, beweisen auch die Briefe, die er an ihm ganz Unbekannte

schrieb, die sich in irgendeiner Angelegenheit an ihn wandten. Als ihn z. B. ein Oberlehrer Dr. Keber in Aschersleben um den Abdruck des erwähnten Begrüßungsgedichtes, das Geibel anläßlich des Besuches König Wilhelm I. 1868 im Auftrage des Lübecker Senats schrieb, bat, erfüllte er nicht allein bereitwillig diesen Wunsch, sondern legte auch noch vier andere Gedichte ähnlichen Inhalts bei, die dem Oberlehrer für seinen Vortrag über Geibel als Prophet der Einheit Deutschlands nützlich sein konnten. In dem Briefe an Dr. Keber vom 12. Mai 1871 heißt es: „Außerdem liegt freilich noch vieles andere von ähnlicher Tendenz zum Teil seit Jahren handschriftlich vor, doch halte ich diese Stücke heute noch zurück, da sie binnen nicht allzu langer Frist, in einem neuen Bande zusammengestellt, veröffentlicht werden sollen. Indem ich Ihnen zugleich für das eingehende Interesse, das Sie meinen vaterländischen Dichtungen schenken, den herzlichsten Dank sage, empfehle ich mich Ihnen mit hochachtungsvollstem Gruß.“ Diesem Brief waren beigefügt fünf zum Teil handschriftliche Gedichte und eine „Übersicht der auf die Wiederherstellung von Kaiser und Reich bezüglichen Stellen in den vier Bänden meiner Gedichte.“

Alle diejenigen, die das Glück hatten, mit dem Dichter in nähere Berührung zu kommen, waren von dem Zauber seiner Persönlichkeit und der Güte seines Herzens, sowie von der antiken Einfachheit seines Charakters entzückt. Man huldigte ihm mit einer oft an Leidenschaft grenzenden Begeisterung. Man lese nur, was Julius Grosse über den Aufenthalt

Geibels in München schrieb. Er, der dem Meister jahrelang befreundet war, hebt mit Nachdruck hervor, daß seine ganze Persönlichkeit gleichsam wie von hierophantischer Weihe umgeben gewesen sei. Er sei ein Mann von großem Zuschnitt der psychischen Konstitution gewesen. „Weil ihm die Kunst in der Aufgabe, das Ideal zu verkörpern, ein Priesteramt war, so wirkte er demgemäß auch da, wo er nicht ex cathedra sprach, erhebend, befreiend, klärend, jedes erstrebte, wie zu erstrebende nach dem höchsten Ziel messend, gegen die Misere des Lebens aber abhärtend und abstumpfend, weil ihm die bunte Realität der Wirklichkeit mit ihren kleinlichen Forderungen und Störungen als wertlos, flach und nicht der Beachtung wert galt." Grosse weist auch den gegen Geibel oft erhobenen Vorwurf, als wäre er ein Träumer, Pedant und Mondscheinheld, aufs entschiedenste zurück. Ganz im Gegenteil sei er ein Kavalier von eleganten Umgangsformen und selbstbewußter Sicherheit, wie von herzgewinnendster Unwiderstehlichkeit gewesen, wenn er es gewollt habe. Auch habe ihn männlicher Freimut, der allerdings manchmal Derbheit und Schroffheit nicht ausschloß, wenn es nottat, ausgezeichnet. Und dann seine unendliche Herzensgüte! Wie vielen habe er auf den rechten Weg geholfen, sie aus dem Dunkel an das Licht gezogen, ihren Pfad geebnet auf Jahre hinaus. Wie segensreich habe sein Einfluß durch sein leuchtendes Vorbild den ganzen Stand der Schriftsteller und Poeten im Auge der Mitwelt zu heben gewußt!

Allezeit war er ein treuer Freund seiner Freunde, ihnen innigste Anhänglichkeit und aufrichtigste Ge=

sinnung bewahrend. Es würde ein besonderes Kapitel erfordern, wollten wir alle die Wohltaten schildern, die er im stillen solchen Personen gegenüber übte, die seinem Herzen nahestanden oder die zu seinen Jugend- und Studiengenossen zählten. Immer konnten sie sich auf ihn verlassen, wenn sie durch widrige Schicksalsschläge in Not gerieten. So lebte z. B. der Dichter und Gelehrte Ferdinand Roese, ein Jugendfreund Geibels, Jahre lang fast nur von den Mitteln, die dieser ihm in seiner edlen Herzensgüte überließ[1]).

Die Zahl der armen Dichter und Schriftsteller, die er unterstützte, ist geradezu Legion. Typisch war in dieser Beziehung sein Benehmen dem jungen Hans Hopfen gegenüber, der mit dankerfülltem Herzen in seinen Erinnerungen an Geibel über das hochherzige Benehmen des edlen Mannes berichtet[2]): „Als ich 1860 in Geibels Zimmer trat, um zum ersten Mal meine Verse dem Urteil des Meisters zu unterbreiten, empfing er mich auf das freundlichste und sagte beim Abschied mit einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit ordentlich schüchtern: „Kann ich Ihnen nicht sonst mit irgend etwas dienen?“ Ich sah in des Menschenfreundes offenes Gesicht, ohne den Sinn seiner Worte noch recht zu verstehen. „Mit Ihrem Urteil, Herr Professor. Womit sonst?“ anwortete ich. Da war's, als wollte er mir mit den Augen Mut machen, indem er sein Angebot wiederholte, als wärs

[1]) Vergl. Emanuel Geibel. Von Karl Leimbach. Wolfenbüttel 1894. Seite 142.

[2]) St Petersburger Zeitung vom 5.–7. Sept. 1893. „Wie ich in die Literatur kam“.

ihm Herzenssache, einem Bedürftigen seine Befangenheit zu entwinden: „Ich meine, wenn ich Ihnen noch anderweit nützlich sein kann . . .“ Der Wohltäter war es so gewohnt, von Alt und Jung um Hilfe angegangen zu werden, und der Fall, daß ein deutscher Dichter sich auf eitel Lyrik verlegte, ohne dabei Hunger zu leiden, war so selten, daß er in nimmermüder Herzensgüte seine allezeit bereite Hilfe dem Neuling ordentlich aufdrängte. Da ging mir ein Licht auf und lächelnd sagte ich: „Nein, Herr Professor, wirklich nicht. Ich befinde mich in ganz erträglichen Verhältnissen und erbitte von Ihnen in der Tat nichts anderes, als Ihr maßgebendes Urteil über diese Hand voll Verse.“ Und wie gezwungen, auch ja keinen Stachel in den Rosen seiner Menschenliebe zu lassen, die er mir eben mit so seltener Anmut geboten hatte, beeilte er sich, jenen treuherzigen Worten eine andere Deutung unterzuschieben, indem er hastig sagte: „Ich habe nämlich eine sehr reichhaltige lyrische Bibliothek. Darunter allerhand, was sich nicht überall findet. Wenn ich Ihnen irgend mit meinen Büchern dienen kann, sie stehen Ihnen immer zu Gebote.“ Ich dankte heute auch dafür und ging entzückt über den Menschen und seinen Empfang davon.“

Auch Wilhelm Jensen hat in einem Gedenkblatt an den Meister mit begeisterten Worten den Ruhm des Menschen Geibel gesungen. Als er noch ein ganz unbekannter Poet war, hatte sich Jensen an den Dichter gewandt, seine Poesien zu beurteilen und ihn um Rat gebeten, ob er die dichterische Laufbahn einschlagen solle. Jensen hatte in aller Stille eine

Tragödie um die andere geschrieben und legte seinem Briefe einige Proben dieser dramatischen Dichtungen bei. „Wenn ich das Manuskript heut ansehe“, so plaudert Jensen, „muß ich lächeln. Es war ein Ungetüm, direkt aus unverstandener Shakespeare-Lektüre. Zum Weglaufen. Ein Versbau im Stil in allem mehr englisch als deutsch, Nachahmung ganz und gar. Ich empfand dies selbst, und als ich das Paket zur Post gegeben, hätte ich es schon auf dem Heimweg am liebsten zurück gehabt. Doch statt dessen erhielt er einen aufmunternden Brief von Geibel. Der Dichter mochte wohl über die anglisierende Tragödie gelächelt haben, aber der Mensch empfand die hilflose Not eines anderen, der einsam noch nach unverstandenen Zielen gesucht, und so war er ihm menschlich gütig gewesen und ihm zum Führer geworden. Geibels von leerem Hochmut unberührte Seele nahm sich des ungelenken Trachtens bei dem jungen Neophyten an, um, wenn dies möglich, ihn zu läutern und zu fördern. Sein Brief hat Jensen einen ersten Einblick in das eigentliche Wesen Geibels geöffnet, das später überall Bestätigung gefunden. Hier mag nur die nachstehende Stelle angeführt werden, die bezeichnend für die künstlerische Anschauung Geibels ist: „Ein solches Talent scheint mir, je mehr es verheißt, desto dringender der Schule zu bedürfen. Unter Schule aber verstehe ich nicht sowohl die bloße Mitteilung dieser oder jener Theorien und überlieferbaren Handgriffe, sondern vor allem die häufig gebotene Gelegenheit, selbst Erfahrungen zu machen oder doch fremde Erfahrungen miterlebend sich anzueignen. Ich verstehe

ferner darunter den fördernden Umgang mit ebenbürtigen Kunstgenossen, die bei jeder neuen Schöpfung das gelungene mit Freude anerkennen, das verfehlte nachsichtslos bei Namen nennen. Das Urteil von Laien wird uns nur zu leicht verwirren, da es fast immer mehr auf einem dunklen Gefühl, als auf wirklicher Einsicht beruht und außerdem meistens an Einzelheiten und Nebendingen haftet. Nur der Mitkünstler wird Ihnen sagen können, nicht bloß, daß etwas versehen ist, sondern auch, was und wo; nicht selten sogar, wie zu helfen wäre."

Ohne eine Spur von Stolz, Dünkel oder Selbstüberhebung nahm er die Kundgebungen von Lyrikern oder Novellisten, die sich ihm zu nähern suchten oder ihm ihre Schriften zur Begutachtung zusandten, entgegen. Dies war auch der Fall in bezug auf den feinsinnigen Novellisten Ludwig Ziemßen, der sich auch als Publizist und Schriftsteller, namentlich als langjähriger Schriftleiter des „Bazar" in Berlin, einen klangvollen Namen machte.

In Besitz des Herrn Adolph Meyerdiercks in Hamburg befinden sich zwei bisher ungedruckte Briefe Geibels, die ich der Güte der Frau Prof. Dr. Anna Gaedertz, deren inzwischen leider verstorbene mir befreundete Gatte, der bekannte Literarhistoriker, sie einst von dem genannten Herrn erhalten hatte, verdanke. Auch diese Zuschriften legen beredtes Zeugnis von den edlen Charaktereigenschaften Geibels ab. Sie lauten also:

Lübeck, den 6. Januar 1872[1]).

Entschuldigen Sie, hochverehrter Freund, daß ich Ihnen für Ihre herzlich teilnehmenden Briefe, sowie für die freundliche Sendung, mit welcher Sie den letzten begleiteten, erst heute und auch heute nur kurz meinen aufrichtigen Dank sage. Ich bin in dieser Zeit, mehr als gewöhnlich, nach den verschiedensten Seiten hin in Anspruch genommen und dabei leider von hartnäckigem, oft sehr peinlichem Unwohlsein geplagt. Daß mein Herz trotz allem dem im Grunde fröhlich und voll Dank ist, brauche ich kaum zu sagen. Die Wiedergeburt des Vaterlandes und das junge Glück meines Kindes leuchten auch in die trübsten Tage, wie wohltuender Sonnenschein. In dem künftigen Schwiegersohn habe ich bald einen jugendlichen Freund gewonnen, dessen liebenswürdige, geistig strebsame Natur mich vielfach anregt, und daß das junge Paar nicht nur hier am Orte bleibt, sondern auch in meiner nächsten Nähe wohnen wird, ist ein weiterer Grund zur Freude.

Ganz besonders habe ich Ihnen für die Novellen zu danken, durch deren Zueignung Sie mich so freundlich ehrten. Ich habe diese sauber ausgeführten kulturhistorischen Bilder, denen die strenge Treue der Zeit und Lokalfärbung einen eigentümlichen Reiz verleiht, mit wahrem Vergnügen gelesen. Ihr scharf ausgeprägter provinzieller Charakter ist für mich ein Verdienst mehr. Denn je größer unsere Freude darüber ist, daß wir Deutschen uns endlich wieder als lebendige Glieder eines

[1]) 4 Seiten 8⁰.

großen Ganzen empfinden dürfen, um so liebevoller sollen wir andererseits das Bewußtsein der reichen Vielfältigkeit festzuhalten suchen, in welcher das individuelle Leben unserer einzelnen Gauen erblüht ist. Beide Brusehaver und der wackere Gutzlaff sind auch in dieser Beziehung glücklich gewählte Gestalten; die Geschichte des Letzteren könnte einen Dramatiker zur Bearbeitung reizen.

Wann sehen wir uns einmal wieder? Ich freilich bin durch mein Leiden völlig an die Scholle gefesselt, aber Sie pflegen ja in Ihren Ferien zu wandern. Führt Ihr Weg Sie nicht bald wieder durch unsere alte Hansastadt, daß wir, wie damals, einen Abend traulich beim Weine verplaudern können? Alles Briefschreiben bleibt doch immer nur ein schwacher Notbehelf.

Und nun Gott befohlen! Mit herzlichem Gruße und besten Wünschen für das neue Jahr bin ich

freundschaftlichst der Ihre

Emanuel Geibel

Lübeck, 2. Februar 1875[1]).

Zürnen Sie mir nicht, verehrter Freund, daß ich Ihnen erst heute für die freundliche ehrende Zueignung Ihres Novellenbuches meinen herzlichsten Dank sage. Ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, bis ich Ihr neues Werk durchgelesen, wurde aber in diesem Vor=

[1]) 4 Seiten 8°.

haben durch Krankheit und zu dringende Arbeit aufgehalten und geriet so länger, als billig ins Aufschieben! Erst jetzt habe ich die vier Bändchen nahezu beendet und darf Ihnen sagen, daß ich darin einen Quell ansprechender und geistig anregender Unterhaltung gefunden. Ein heiterer vorwiegend idyllischer Zug geht überall durch, ein glücklicher Humor, den ich an Ihnen noch nicht kannte, stellt sich zur rechten Zeit ein, um dem Ernste der Empfindung das Gleichgewicht zu halten und die große Sauberkeit der Ausführung fesselt auch da, wo die Erzählung einmal langsamer fortschreitet. Ganz insbesondere haben mir die „Emigranten" gefallen. Da ist es Ihnen gelungen, einen echten Novellenstoff mit feiner Charakteristik zum lebendigsten Bilde zu gestalten.

Also nochmals wärmsten Dank und „Glück auf zu neuen Flügen!" Von mir selbst vermag ich leider nicht das Erwünschte zu melden. Seit vorigem Sommer hat sich mein Übel zusehends verschlimmert, ich bin täglich von argen Schmerzen geplagt und die Stunden, in denen ich noch wie früher produzieren kann, sind sehr selten geworden. Ich habe daher aus der Not eine Tugend machen müssen und in letzter Zeit viel übersetzt: griechische Lyrik, horazische Oden, römische Elegien. Das hat nun freilich auch seinen eigentümlichen Reiz, aber ich sehne mich doch oft dabei nach der freien selbständigen Arbeit zurück.

In meiner Familie steht Gott sei Dank alles wohl. Meine Tochter ist seit dem Frühjahr 1872 mit einem jungen vielbeschäftigten Juristen überaus glücklich verheiratet und hat mir bereits zwei prächtige Enkel

geschenkt. Bertha, meine Nichte, die Sie damals gleichfalls kennen lernten, ist nach wie vor die umsichtige Vorsteherin meines Hauses und meine treue Pflegerin in schlimmen Tagen. Auch sie gedenkt noch mit Vergnügen des Abends, den wir miteinander zubrachten.

Führt Ihr Stern Sie denn nicht wieder einmal in unsere Gegend? Es würde mir eine große Freude sein, Sie wiederzusehen und in traulicher Unterhaltung mit Ihnen über so vieles auszutauschen, was wir und das Vaterland inzwischen erlebt. Ihnen draußen zu begegnen darf ich bei meiner täglich zunehmenden Unbeweglichkeit nicht mehr hoffen und das Talent Ihres wackeren Roderich, den mündlichen Verkehr durch ausgiebige Briefe zu ersetzen, hat mir leider von jeher gefehlt. Darum, wenn es sein kann, sprechen Sie auf einer Ihrer Ferienwanderungen wieder einmal in unserm alten Lübeck vor, periculum jam in mora; Sie sollten mir ein lieber und hochwillkommener Gast sein.

Einstweilen aber gedenken Sie meiner in der alten freundschaftlichen Gesinnung und seien herzlichst gegrüßt von Ihrem

Ihnen dankbar ergebenen

Emanuel Geibel.

Geibel als Lyriker, Epiker und Uebersetzungskünstler.

Geibel, dessen eigentliche Bedeutung in der Lyrik liegt, gehörte zu den fruchtbarsten Dichtern. Seiner kritischen und äußerst gewissenhaften Natur entsprechend, nahm er aber stets nur jene Lieder in seine Werke auf, die auch vor dem strengsten Richterstuhl der Kritik bestehen konnten. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien 1840 in Berlin und hatte anfänglich keinen, mit der Zeit aber einen ungeahnten Erfolg. Schon bei Lebzeiten des Dichters wurde die 100. Auflage gedruckt. Ein Jahr später brachte er seine „Zeitstimmen" (Lübeck 1841) heraus, mit denen er in die Reihe der politischen Dichter der 40er Jahre trat. Seine „12 Sonette für Schleswig-Holstein" kamen 1846 in Lübeck in die Öffentlichkeit. Das kleine farbenprächtige Epos „König Sigurds Brautfahrt" erblickte in Berlin 1846 das Licht der Welt. Die zweite Sammlung seiner „Gedichte" betitelte er „Juniuslieder" (Stuttgart 1848), die gleichfalls eine außerordentliche Verbreitung fanden. 1856 debütierte er mit einer neuen Folge Lyrik „Neue Gedichte", die sofort die gleiche Gunst des Publikums fanden. 1864 überraschte er seine Leser mit einer neuen Schöpfung „Ge-

dichte und Gedenkblätter". Seine letzten Gedichte, die 1877 veröffentlicht wurden, betitelten sich „Spätherbstblätter". Dem deutsch-französischen Kriege entstammten seine schwungvollen Zeitgedichte „Heroldsrufe" (1871). Alle diese Sammlungen enthalten neben einer außerordentlichen Fülle lyrischer Poesie auch Epen, von denen einige wahre Kabinettstücke dieser Dichtungsart sind. Ich nenne nur den „Mythus vom Dampf", „Babel", „Der Bildhauer des Hadrian" und „Der Tod des Tiberius", so daß man nicht nur den Lyriker, sondern auch den Epiker Geibel betrachten und analysieren muß.

Als Fünfundzwanzigjähriger brachte er die erste Sammlung seiner Lyrik heraus, ohne jedoch damit, wie gesagt, sofort rechten Anklang und den erhofften Erfolg zu finden. Die zweite vermehrte Auflage erschien erst drei Jahre später, die dritte 1844, die vierte im Herbst 1845 und die fünfte 1846. Von dieser Zeit an drängten sich allerdings die Auflagen. Aber die Tagespresse und die zünftige literarische Kritik schenkten ihm nicht sonderlich viel Beachtung. Nur einige wenige weitschauende Kritiker, die von dem Inhalt und der Form überrascht und gefesselt waren, kargten nicht mit ihrem Lobe. So rühmte der auch als Liederkomponist bekannte Hieronymus Truhn in Berlin im „Hamburger Korrespondenten"[1]) die große Zartheit der lyrischen Empfindungen, die meisterhafte Beherrschung der Form und die wohltuende Reinheit und Schlichtheit der Sprache, des Verses und Reimes.

[1]) 1843, No. 164 vom 14. 7.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung" in Leipzig[1]) fanden die Gedichte des jungen Lyrikers ebenfalls Anerkennung. Es hieß da u. a.: „Er war kein Sänger der Disharmonien der Zeit, vielmehr, unergriffen von ihrer Zerrissenheit, stimmte er kräftig in die Töne ein, welche das alte deutsche Vaterland seinen Sängern von je geboten. Die Rebenhügel und die Burgen, Wein und Laub, mondhelle Nächte, aber ohne Sentimentalität, begeisterten ihn."

Ein anderer Rezensent rühmte die frische Jugendlichkeit, ohne zu übersehen, daß diesen Schöpfungen auch noch viel Unbedeutendes und Unreifes anhafte. Doch betonte er nachdrücklich, daß es schon von Bedeutung wäre, wenn ein Dichter sich so schnell die Neigung der Nation erworben habe. Und daß er sie besitze, zeige die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen. Gleichwohl mische er in seine Gedichte nicht ein Wort vom Weltschmerz, auch nicht einen politischen Witz oder ähnliche Geistreichigkeiten ein, wodurch nach dem Richterspruch derer, welche heute dekretieren, was die Aufgabe der Zeit sein soll, Gedichte allein poetisch sein können[2]).

Einige literarische Richter, die man aber besser als „Nachrichter" bezeichnen könnte, speziell Karl Gutzkow, der furchtbarste Rhadamanthus seiner Zeit, benutzte die 1843 erschienene dritte Auflage der Geibelschen Gedichte, um in der Kölnischen Zeitung[3]) über den Verfasser mit maßloser Wut herzufallen. Er warf

[1]) 26. Juli 1841 No. 209. Vergl. auch E. Geibels Jugendlyrik von Dr. Johannes Weigele, Marburg 1910. S. 92.
[2]) Literarische Zeitung. Herausgegeben von J. K. H. Brandes 1844, No. 77.
[3]) No. 349 vom 6. 12. 1843.

ihm vor, daß bei ihm die Entwicklung der individuellen Dichternatur noch auf einer tiefen Stufe stehe. Stelle man die wahren, nicht die höchsten, sondern die allein richtigen Anforderungen an den echten Dichterberuf, dann schwinde das Büchlein Geibels zu einer winzigen Talentprobe zusammen, die sich noch Jahre lang vervollständigen und vervollkommnen müsse, ehe sie den emphatischen Titel „Gedichte" verdiene. Er schloß sein giftgeschwollenes Pamphlet mit den Worten: „Und an so unreife Erscheinungen soll sich die Nation wie an ihre Tröster, ihre weltlichen Priester, wie an die Dolmetscher ihrer Gefühle lehnen! Süßer Wein, du armer Sänger, ist noch ungegoren. Erste, noch kindisch süße Kelterfrucht. Erst die Ahnung des künftigen Weines. Deine Unsterblichkeit muß noch länger gären, ehe sie eine wirkliche wird, ein wirklicher Wein." Zur Ehre der deutschen Kritik muß aber gesagt werden, daß dieses so absprechende Urteil nicht ohne Widerspruch blieb. Gottfried Kinkel polemisierte dagegen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung[1]). Er verwahrte sich gegen den feindseligen Ton, den Gutzkow gegen die meisten vom Publikum geachteten Lyriker der Gegenwart anstimmte, und machte darauf aufmerksam, wonach schon der Umstand, daß Geibels Gedichte sich großer Gunst beim Publikum erfreuten, beweise, daß der Lyriker nicht so inhaltlos, egoistisch und flatterhaft sein könne, wie der Kritiker ihn darstelle, sondern daß Gedanken bei ihm hervorträten, in denen ein großer Teil der Mitempfindenden sein eigenes Interesse ausgesprochen

[1]) 17. 12. 1843. No. 351.

fühle. Eine derartige Kritik, wie sie Gutzkow übe, könne einen Dichter, falls sie überhaupt auf ihn wirke, nur verwirren, niemals fördern, zumal eine so harmlose, wohlwollende, von aller Verbitterung freie Natur wie die Geibels. Aber auch auf das Publikum werde sie keinen Einfluß haben, höchstens den Bösartigen eine Waffe in die Hand geben und von jenen Nüchternen mit Schmunzeln gelesen werden, die es überhaupt ärgere, daß neben ihrem Verstand noch poetisches Empfinden in der Welt existiere. Kinkel schloß seine Antikritik mit den Worten: „So stark die Literatur wuchert, haben wir doch in diesem Augenblick der Dichtertalente gar nicht so verschwenderisch viel, daß wir ihnen durch feindliche Kritik das Leben und den Erfolg sauer machen müßten, der ja allein sie zu großen Schöpfungen anregen kann. Es ist nicht recht, es den Dichter entgelten zu lassen, daß ihm von einer anderen Seite zu sehr gehuldigt wurde; dies wäre der Weg, ihn zu ruinieren, wenn überhaupt je ein echtes Talent an Lob und Tadel zu Grunde gegangen wäre."

Schließlich siegte das sangbare musikalische Element in den Geibelschen Poesien und namhafte Komponisten wetteiferten, die Gedichte zu vertonen. Goethe und Heine ausgenommen, ist in der Tat kein Lyriker so oft in Musik gesetzt worden wie er. Die vorschnellen und subjektiven Kritiker glaubten, wenigstens die ersten Gedichtsammlungen Geibels, mit der geringschätzigen Bemerkung abzuurteilen, daß sie ihn als „Dichter der Backfische" bezeichneten. Gewiß machten manche der Arbeiten, namentlich die Ju-

gendgedichte, noch einen unreifen Eindruck und ließen Abgeklärtheit, Stileinheit und Gedankentiefe vermissen. Aber was den eigentlichen Dichter ausmacht: die aus dem Herzen quellende Empfindung und Formenschönheit, so bekundeten diese Vorzüge auch schon viele seiner Erstlingslieder. Vor allem zeigte er sich als Dichter der Liebe und Frauenschönheit von der glänzendsten Seite. Er ist ein Minnesänger in des Wortes bester Bedeutung. Treffend sagt von ihm Karl Leimbach, daß gerade der weiche, mädchenhafte Ton, der seine ersten Liebeslieder durchziehe, ein Echo der unendlichen Liebesmelodie sei. Das namenlose Sehnen, das die Zeit der jungen Liebe erfülle, finde in diesen lyrischen Stimmungsbildern einen unübertrefflichen Ausdruck.

Von dem Glück erhörter Liebe gibt er in den innigen „Liedern als Intermezzo" Kunde. Und je tiefer seine Empfindungswelt wird und sein ganzes Wesen erfaßt, umso voller klingt auch seine Lyra. Schon der Umstand, daß einige seiner Liebeslieder sich bis in unsere Zeit, trotz ihrer veränderten Geschmacksrichtung, erhalten und nichts von ihrem Zauber und ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt haben, beweist ihren unvergänglichen Wert und Reiz. Besonders wo der Verfasser vom Leid der Liebe spricht, ist er seines Erfolges sicher. Ich erwähne nur seine bekannten Lieder: „Wenn sich zwei Herzen scheiden", „Wo still ein Herz in Liebe glüht" und manches andere, mit dem er sich tief in die Seele des Volkes gesungen hat.

Was die Liebeslyrik Geibels besonders auszeichnet, ist ihre sittliche Reinheit. Nirgends eine Spur von

Frivolität und Zweideutigkeit. Für ihn ist die Liebe keine heidnische Venus, sondern ein lichter Gottesengel.

O kennst du, Herz, die beiden Schwesterengel,
Herabgestiegen aus dem Himmelreich?
Still segnend Freundschaft mit dem Lilienstengel,
Entzündend Liebe mit dem Rosenzweig[1]).

Nach ihm hat die Liebe ihren Ursprung im Paradiese, sie ist ein Strahl, der uns aus dem Eden geblieben sei. Schon der Literarhistoriker Wilhelm Scherer hat in der Gedenkrede auf Geibel, die er im Verein der Berliner Presse am 25. Mai 1884 hielt, mit Recht darauf hingewiesen, daß, wie Ludwig Uhland, so auch der Lübecker Poet in der engsten Heimat wurzle, daß aber die Schranke der Heimat die Liebe zum gemeinsamen Vaterland durchbrochen habe, und er so über das Vaterland hinaus dem Genius der Menschheit huldige. Während Uhland schon viele Jahre vor seinem Tode aufgehört, zu schaffen und ausschließlich der Wissenschaft gelebt habe, sei für Geibel der poetische Quell fast bis an sein Lebensende geflossen und er habe einen steten Weg nach aufwärts genommen. Welch ein Fortschritt liege nicht schon von seinen frühesten Gedichten zu den Juniusliedern, zu den „Neuen Gedichten", zu den „Gedichten und Gedenkblättern", zu den „Heroldsrufen" und endlich zu den „Spätherbstblättern"!

Der Umstand, daß Geibel so manches nachempfunden hat und hier und da die Originalität vermissen ließ,

---

1) Gesammelte Werke, Bd. I, 16

hat der Verbreitung und Volkstümlichkeit seiner Lieder keinen Abbruch getan. Vielmehr fanden sie im Herzen und Gemüt des Lesers ein mächtiges Echo. Immer blieb er der Lieblingsdichter der Jugend und der Frauenwelt, was leicht erklärlich ist, wenn man den weichen, sehnsüchtigen Ton auf sich wirken läßt, der seiner Muse eigen ist. Die Sehnsucht zieht sich wie ein roter Faden durch alle seine Schöpfungen. In Griechenland sehnt er sich nach Deutschland, in Deutschland schaut er mit schwärmerischer Liebe nach Griechenland. „Die Gegenwart und der Besitz," sagt treffend Wilhelm Scherer, „macht ihn nicht so beredt, wie die Vergangenheit und der Verlust. Im Rückblick erst gewinnen die Gestalten ihr frischestes Leben: da geht ihm die bezeichnende Situation und charakteristische Handlung auf. Vielleicht hat nie ein Dichter so stark in der Erinnerung gelebt. Wie tauchen die alten Bilder fort und fort wieder auf; der deutsche Rhein, die griechische Reise, die Tage, die er in Lindau mit seiner Frau verlebte, und vor allem Lübeck mit seinen Türmen, Toren und Giebeln, seinen Masten und Wimpeln, — Lübeck, Travemünde, Eutin, Ostsee, die ganze heimische Landschaft, Stadt, Wälder und mehr!"

* * *

Emanuel Geibel war ein ursprüngliches, frisches und eigenartiges lyrisches Talent, dem das sangbare Lied, besonders das Volkslied, ganz meisterhaft gelang. Aus der reichen Fülle seines mit Urkraft hervorsprudelnden poetischen Bronnens schöpfte

er und er brauchte keine künstlichen und gewaltsamen Pumpmittel anzuwenden, um Entzückendes und geradezu Bezauberndes an den Tag zu fördern. Doch hieße es die Wahrheit verkennen, wollte man seine Augen vor der Tatsache verschließen, daß die Muse Emanuel Geibels von Vorgängern und Zeitgenossen in hohem Grade beeinflußt war und daß sich der Dichter an die Ideen und Empfindungen so mancher Poeten der National- und Weltliteratur in mehr oder weniger ausgedehntem Maße anlehnte. Da er jedoch einer der größten Sprachbaumeister aller Zeiten war und ein in jenen Tagen fast einzig dastehendes und zur Bewunderung hinreißendes Formtalent besaß, überdies sich als Meister in der Kunst zeigte, die Anregungen seiner Brüder in Apollo so sinngemäß und harmonisch zu verarbeiten, daß nur der Literaturhistoriker von Fach oder ein vollendeter Kenner der Literaturen die benutzten Spuren nachweisen kann, ist die Hervorhebung dieser Tatsache in keiner Weise geeignet, die große, ja unsterbliche Bedeutung des Lyrikers Geibel irgendwie zu schmälern. Er selbst hat auch nie in Abrede gestellt, daß er zuweilen unter dem Bann der Einwirkung des einen oder anderen schöpferischen Geistes stand und daß er unwillkürlich, namentlich in seinen Erstlingsgedichten, fremden Einflüssen folgte. So singt er einmal:

Das war in jungen Tagen,
In goldner Frühlingszeit,
Als mir verhüllt noch lagen
Des Lebens Qual und Streit.

Da ward ein sinnend Klingen
In meiner Seele wach,
Die Meister hört ich singen
Und sang den Meistern nach.

Ich sang in dunklem Triebe
Aus frohbewegter Brust,
Von Vaterland und Liebe,
Von Wald und Wanderlust.

Und wie im leichten Reigen
Der Reim den Reim gebar,
Kaum wußt ich, was mein eigen,
Was nur ein Echo war!

Einigen Literarhistorikern, wie M. D. Pradels[1]), H. Volkenborn[2]) und Friedrich Stichternath[3]) — namentlich dem letzteren — gebührt das Verdienst, daß sie diese fremden und fremdartigen, wenn auch amalgamierten Elemente in der Poesie unseres Sängers überzeugend nachgewiesen haben.

Die Prüfung der Dichtungen Geibels auf ihre englischen und französischen Vorbilder mag hier auf sich beruhen und nur die Untersuchung der deutschen Nachahmungen auf Grund der Stichternathschen Inaugural-Dissertation ins Auge gefaßt werden.

Die altdeutschen Heldenepen übten von jeher eine besondere Anziehungskraft auf das Gemüt des jungen

---

[1]) Emanuel Geibel und die französische Lyrik. Münster 1905.
[2]) Emanuel Geibel als Uebersetzer und Nachahmer englischer Dichtungen. Münster 1910.
[3]) Emanuel Geibels Lyrik. Inaugural-Dissertation. Münster 1911.

Dichters. „Gudrun", das Nibelungenlied und verschiedene andere nordische Epen hatten es ihm angetan. Das Lied „Gudruns Klage", sowie sein Epos „König Sigurds Brautfahrt" haben dieser Vorliebe für die altdeutschen Heldendichtungen ihr Entstehen zu verdanken.

Viele Anklänge finden sich in seiner Lyrik an die Minnesänger, namentlich an Walter von der Vogelweide. Das Anmutsvolle, Volkstümliche und Minnigliche dieses Minnesängers berührte verwandte Saiten in Geibels Brust. Die Übereinstimmung ist zuweilen eine frappante. Hier nur ein Beispiel. In den „Juniusliedern" Geibels heißt es:

„Unter den Zweigen
Wilder Reben,
Wo tief im Busch der Finke schlug,
Da hat zu eigen
Sich mir gegeben,
Die ich in treuem Sinne trug.
Nun steht mein Herz in Freude ganz,
Klinge mein Fiedel,
Aus Dornen bricht der Rose Glanz."

Und in dem Gedicht „Unter der Linde" von Walter von der Vogelweide heißt es:

Unter der linden
In der heide,
Da unser zweier bette was,
Da muget ir vinden
Schone beide

Gebrochen bluomen unde gras,
Vor dem walde in einem tal
Tandaradei!
Schone sanc diu nahtegal!

Die zarte, weiche, anmutige Minnedichtung fand ebenso lebhaften Anklang bei Geibel, wie die klangvolle und kernige Spruchpoesie. Gleich Walter von der Vogelweide entfaltete auch der Lübecker Poet seine höchste Kunst im Liebes-, politischen und religiösen Lied.

Zahlreich sind die Berührungspunkte zwischen Geibel und Goethe. Wie unser Dichterfürst ein Gelegenheitsdichter in des Wortes schönster und edelster Bedeutung war, so auch Geibel. Seine Gesänge knüpfen oft an eigene Erlebnisse, an freudige oder leidvolle Vorgänge, sowie an Gefühle und Empfindungen des Herzens an. Die Abhängigkeit des Epigonen nun von dem Ideengang und der Gefühlswelt des weimarischen Klassikers ist zuweilen eine sehr in die Augen fallende.

Auch seine Berührungen mit Schiller, den Geibel schwärmerisch verehrte, sind nachweisbar. Besonders waren es die philosophischen und gedankenschweren Dichtungen des Weimarer Genius, die ihn zur Nachahmung verlockten.

Ferner schöpfte er so manche Idee, so manche Wendung und so manches Stimmungsbild aus Christian August Tiedge, Ludwig Uhland, Joseph v. Eichendorff, Eduard Mörike, Adelbert v. Chamisso, Heinrich Heine, Friedrich Rückert, August von Platen, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Graf v. Strachwitz und verschiedenen anderen Dichtern.

Sehr stark ist namentlich die Anlehnung an den Romantiker Eichendorff. Man vergleiche nur das Geibelsche Gedicht „Der arme Taugenichts", das gewissermaßen einen Prolog zu Eichendorffs bekannter Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" bildet. Die Stimmung bei Geibel ist fast dieselbe, wie sie die ganze Novelle durchzieht.

Das Kirchenlied influierte gleichfalls auf seine Lyrik, was sehr erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß der Pastorssohn, wie wir in dem Kapitel: „Geibel als religiöser Dichter" ausführen, ein tief religiöses Gemüt besaß und seinen unerschütterlichen Glauben an Gott und die Vorsehung nie verlor. Gerade der religiöse Geist, der aus manchen der Geibelschen Lieder spricht, trug dazu bei, das Publikum in einer Zeit der allgemeinen Verneinung und Verwirrung zu erbauen und zu erheben. Treffend sagt sein eingehendster und liebevollster Biograph und Kommentator, der Literarhistoriker Karl Goedeke: „Was Geibel vor allem die Gunst des Publikums erwarb, war die sichtbare Übereinstimmung seiner Poesie mit seinem ganzen Wesen und das Positive in einer Zeit der Negation. Er war erwärmt für rein menschliche Regungen. Auch bedarf die Jugend eines festen positiven Elements und dies fand Geibel damals im kirchlichen Glauben. Die Frömmigkeit klingt überall durch."

In dem 1840 anläßlich der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. gedichteten „Türmerlied" Geibels ist unschwer in der Form eine Anlehnung an Philipp Nikolai, einen Hamburger Prediger

und Kirchenlieddichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wahrzunehmen. Hier die Gegenüberstellung:

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Der Wächter sehr hoch auf der Zinne;
Wach auf, du Stadt Jerusalem!
Mitternacht heißt diese Stunde.
Sie rufen uns mit hellem Munde;
Wo seid ihr klugen Jungfrauen?
Steht auf, die Lampen nehmt!
Hallelujah!
Macht euch bereit
Zu der Hochzeit,
Ihr müsset ihm entgegengehn!

Eine Strophe des Geibelschen „Türmerlieds" lautet:

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne
Wach auf! Du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit,
Der Tag des Kampfes ist nicht weit!

Diese Einwirkung fremden dichterischen Geistes zeigt sich jedoch zumeist nur bei den Jugendgedichten unseres Poeten, der dieselbe am besten selbst in den „Spätherbstblättern" gekennzeichnet hat:

Harmlos warf ich euch hin, ihr Gesänge der Jugend und immer
Blieb mir ein Rätsel die Gunst, die man so reich euch gewährt,
Denn leicht wiegend erscheint ihr zumeist dem gereif-teren Urteil,
Nur im melodischen Hauch schwebt ihr gefällig dahin.
Und so bitt ich, verzeiht, was wild und jugendlich aufschoß
Und in wucherndem Laube laßt euch gefallen die Frucht.

Seine späteren, gereifteren lyrischen und epischen Dichtungen zeichnen sich durch hohe Originalität und schöpferische Selbständigkeit aus. Der Dichter steht hier mehr auf eigenen Füßen und bedarf keiner literarischen Stütze. Eine gedanken- und gefühlstiefe Dichtung meißelt die Stimmungen schöner und schärfer hervor. Die Lieder sind tiefer geschöpft, der Ausdruck ist gehobener und seelenvoller und die Formen sind durchaus eigenen Gepräges. Trefflich sagt von diesen gereiften und vollendeten Dichtungen, wie „Neue Gedichte", „Gedichte und Gedenkblätter", „Spätherbstblätter", „Heroldsrufe", „Römische Elegien" usw. Friedrich Stichternath: „Geibel hatte, statt seine Muse nur von Liebe, Wein und Gesang reden zu lassen, gelernt,

den Ernst der rauhen Wirklichkeit und die tragischen Geschicke des menschlichen Lebens in poetisch wirksamer Weise darzustellen . . . Mit einer stark religiös gefärbten, an die Choralmusik erinnernden Dichtungsart beginnend, macht sich Geibel davon los und schreitet fort zu einer bewunderungswürdigen Klärung des Gehalts und einer geradezu musterhaften Veredelung der Form. Feinsinnige Gedankendichtungen treten an die Stelle anakreontischer Liebesliedchen, Oden von volltönendem Psalmenschwung reihen sich an Hymnen von seltener Formvollendung."

Auch das religiöse Element ist ein besonders bezeichnendes Merkmal der Geibelschen Lyrik und diese religiöse Stimmung geht zuweilen Hand in Hand mit seinem vaterländischen Gefühl.

Wie großartig und gewaltig ist z. B. seine Naturbetrachtung in dem Gedichte „Die Erde", worin er die wandelnden Gesichter der Weltschöpfung an seinem Blick vorüberziehen läßt, um mit der Betrachtung zu schließen:

Da fällt in's zagende Gemüte
Ein Glanz aus tiefsten Tiefen mir:
Im Anfang war die ew'ge Güte,
Und tausend Engel dienen ihr!
Und wie sie licht in Flammen wallen,
In Fluten brausen allerorts,
Empfind' ich schauernd über allen
Den Hauch des unerschaffnen Worts[1]).

---

[1]) Gesammelte Werke, Bd. 3, S. 74.

Hier wären auch seine frischen Wanderlieder zu nennen. In dem Wandern sah der Dichter einen wesentlichen Zug des Charakters des deutschen Volkes, von dem er singt:

Wenn Wald und Haide frisches Grün gewinnen . . .
Da wacht dem Deutschen in Gemüt und Sinnen
Alljährlich auf der alten Sehnsucht Lied . . .
Und wieder möcht er wandern, schweifen wieder
Nach traumverheißnem Glück auf fernen Au'n . . .

Ebenso pflegt er das Naturgefühl und landschaftliche Motive werden gar oft in seinen Dichtungen verwertet. Er hat landschaftliche Bilder von individuellem Reiz gezeichnet. Wie entzückend ist die Schilderung der südlichen Natur in der Elegie „Charmion" und der nördlichen Heimat in der Epistel „Aus Travemünde"! Beide sind zugleich Beweise seiner vollen und reifen Kunst.

Nicht auf der gleichen Höhe seiner lyrischen Kunst stehen seine epischen Schöpfungen, weder nach der Zahl und nach dem Inhalt. „König Sigurds Brautfahrt", in der modifizierten Nibelungenstrophe gedichtet, nennt Carl Goedeke mit Recht ein lyrisches Epos. Diese alten nordischen Recken empfinden ganz modern. Im „Morgenländischen Mythus" ist das subjektive Element vorwiegend. Den Stoff hat übrigens schon Wieland in seiner Novelle „Narcyssus und Narcyssa" behandelt. Das epische Gedicht „Julian", das den Verfasser lange beschäftigte, ist nur Fragment geblieben, was der eben genannte Carl Goedeke[1]) mit

[1]) „Nord und Süd" 1877.

Recht beklagt. Alles, was nur die Menschenbrust bewege, Scherz und Ernst, Ironie, Spott und Satire, der Ton der gutwilligen Neckerei, wie der begeisterte Ausdruck der idealen Schwärmerei — all dies werde hier angeschlagen.

Eins der gelungensten epischen Gedichte Geibels ist „Die Blutrache". In dieser Erzählung spielt das uralte Volksgesetz der Blutrache in der griechischen Bevölkerung die Hauptrolle. Dabei zeichnet er in meisterhafter Weise die griechische Landschaft und führt uns die Empfindungen und die Sitten jener Südländer mit bewundernswürdiger, plastischer Anschaulichkeit vor die Augen. Sehr wertvolle epische Gedichte sind auch die „Idyllen", die man als Bruchstücke einer Selbstbiographie bezeichnen könnte.

Unter den modernen deutschen Balladendichtern nimmt Geibel einen ehrenvollen Platz ein. Seine Balladen sind edel stilisiert und legen von der hohen Begabung des Verfassers für diese Dichtungsart ein sehr günstiges Zeugnis ab. Alle seine Balladen und balladenartigen Dichtungen sind geschmackvoll. Er ist immer glücklich in den Motiven und immer geschickt, maßvoll und poetisch in ihrer Bearbeitung. Hans Benzmann[1]) nennt ihn einen „nicht zu unterschätzenden, vornehmen und feinen Künstler". Hier wären besonders zu nennen: „Der Bildhauer des Hadrian", „Der Tod des Tiberius", „Der reiche Mann von Köln", „Bothwell", „Schön Ellen", „Höchstaedt", „Wittenborg" und „Die Goldgräber". Als eine wahre

---

[1]) Die Deutsche Ballade von Dr. Hans Benzmann, Hesse & Becker, Leipzig 1913, Bd. II, S. 299.

epische Perle kann man die erhabene Dichtung „Judas Ischariot" bezeichnen. Auch hier zeigt sich die Eigenart des Verfassers, daß er in den Gang seiner Handlung subjektive Züge einflicht. Judas Ischariot wird zum Verräter an dem Herrn durch unbefriedigten Ehrgeiz. Durch die alles überragende Persönlichkeit Jesu erwächst ein tötliches Gefühl und ein rasender Haß im Herzen von Judas Ischariot, dem der Dichter die Worte in den Mund legt:

Und ein Gedanke, den ich, seit er einmal
Sprang aus der Dämmrung und Gestalt gewann,
Nicht mehr in's Nichts zurückzubannen weiß,
Heißt durch ein unerhörtes Wagnis mich
Das angefangne Werk nach meinem Sinn
Ins Gleis zu rücken, oder — fügt sich's nicht —
Es zu zerbrechen und auf seinen Trümmern
Erhobnen Haupts den eignen Weg zu gehn.

Als Übersetzungskünstler muß Emanuel Geibel neben den größten deutschen Meistern auf diesem Gebiete genannt werden. Er hat gar manche kostbare Schätze der Weltliteratur zu unserem nationalen Eigentum gemacht, wofür ihm der wärmste Dank des deutschen Volkes gebührt. Die „Klassischen Studien" bezw. Übersetzungen aus griechischen Dichtern sind, wie schon erwähnt, von ihm und Ernst Curtius zusammen verfaßt worden. Auch am „Klassischen Liederbuch" (1875), Griechen und Römer in deutscher Nachbildung, hat Ernst Curtius mitgearbeitet. „Die Volkslieder und Romanzen des Spanier, in Versmaß des Originals verdeutscht", hat er

allein übertragen, während er das „Spanische Liederbuch“ (1852) zusammen mit Paul Heyse herausgab. Bei dem „Romanzero der Spanier und Portugiesen“ (1860) war A. Fr. von Schack sein Mitarbeiter, und bei den „Fünf Büchern französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage“ (1862) hatte er Heinrich Leuthold zum Mitverfasser. Diese Übertragungen nahm er, wie er selbst schreibt, gewöhnlich in den Zeiten vor, wo seine sonst so rastlose Muse durch körperliche oder seelische Leiden oder sonstige Gemütsaufregung im selbständigen Schaffen verhindert war, oder nach größeren geistigen Anstrengungen der Erholung bedurfte.

Hier wäre auch noch das 1862 unter seiner Leitung erschienene „Ein Münchener Dichterbuch“ zu erwähnen, das Beiträge von fast allen damals in München lebenden Dichtern, besonders von jüngeren Talenten, enthielt.

Bei seinem Ableben, vor drei Jahrzehnten, galt Geibel als der erste und bedeutendste zeitgenössische Lyriker. Doch gerade um jene Zeit brach eine gewaltige Revolution in der deutschen Literatur aus, und das junge und jüngste Deutschland rief Umwälzungen hervor, die die bis dahin behauptete hohe Stellung des Poeten gründlich erschütterte. In der Epoche des Realismus und Naturalismus konnte ein Dichter wie Geibel, dem die Schönheit als das erste Gesetz der Dichtkunst galt, nicht mehr Alleinherrscher im Reiche der deutschen Poesie sein. Doch dauerte diese Entthronung durch die Korybanten der allerneuesten Lyrik nicht

lange. Als sie in ihre Schranken zurückgewiesen wurden, der ungeheure Lärm, den sie verursachten, sich verzog, und das deutsche Volk über sie zur Tagesordnung überging, strahlte das Gestirn unseres Lyrikers in neuem Glanze und die Kritik war wieder in der Lage, seinen Wert nach Gebühr einzuschätzen. Er selbst war nie unbescheiden genug, sich an die Seite der großen weltbewegenden Dichter zu stellen. Stets verwahrte er sich dagegen, wenn man ihn zu den Geistern ersten Ranges zählte. In dieser aufrichtigen und tiefinnerlichen Demut hegte er die größte Ehrfurcht vor Goethe, Schiller und Shakespeare und huldigte dem Genius eines Uhland, Heine und selbst Mörike. Als man ihn einmal mit Goethe in Parallele stellte, erklärte er, daß dies eine Stellung sei, die ihm nicht zukomme. „Goethe stand als bahnbrechender Genius im Anfang einer glänzenden Epoche in frischester Ursprünglichkeit und die verschiedensten Tonarten lediglich aus eigener Fülle schöpfend; ich bin der letzte einer langen Reihe bedeutender Lyriker, der, wenn auch bei eigentümlich gefärbter Individualität, doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildetster Form zusammenfaßt. Zu unseren großen Meistern verhalte ich mich nicht anders, wie etwa Mendelssohn zu Mozart und Beethoven, und darf daher zufrieden sein, wenn mir gleich jenem nur dies und das gelungen ist, was auch neben und nach den Werken der Heroen ein unbefangenes Gemüt noch anzusprechen vermag."

In bezug auf Reimtechnik und metrische Formen war er allerdings der Großen einer. Durch seine

glatten musikalisch-melodisch klingenden Verse brachte er es zu einer Meisterschaft in der Form, die kaum noch übertroffen werden kann. Sein früh ausgeprägtes Formtalent gab wohl auch den ersten Anstoß zu seinen dichterischen Versuchen. Er selbst erzählt in seinem „Buch Elegien"[1]), wie er einst, als er als Knabe hoch oben auf dem väterlichen Hause zwischen dem Giebel auf seinem Lieblingsplätzchen saß, den Poeten in sich entdeckte:

„Dort auch ward ich zuerst von der Muse berührt und die Fülle
Nimmer vergess' ich des Glücks, die wie ein Rausch mich befing,
Als im erregten Gemüt freiwillig die Reime sich fügten,
Und der Gedanke von selbst rhythmisch zu fließen begann.
Nichts war Mühe dabei. Nein, wie wohl abends der erste
Stern im dunkelnden Blau prächtig entzündet erglänzt,
Dann sich zu diesem ein zweiter gesellt und ein dritter hervorblitzt,
So in dämmernder Brust tauchten die Verse mir auf.
Zwar einfachsten Gehalts nur waren die Strophen des Knaben,
Der ins ertastete Wort kindlich Empfundenes goß;
Aber dem ahnenden Sinn schon hatte die Form sich erschlossen,
Und ihm glückte das Maß, eh' er die Regel gelernt.

[1]) Gesammelte Werke, Bd. 5, S. 8.

Geibel über sich und seinen Dichterberuf.

Eine überaus hohe Auffassung von seinem Dichterberuf bekundet sich in allen lyrischen Poesien des Verfassers. Seine vornehme Gesinnung, der Adel seines Wesens, seine reine und geläuterte Lebens- und Weltanschauung — all dies tritt in seiner Lyrik in klarster Weise zu Tage. Nirgends eine realistische Verflachung, eine oberflächliche Tändelei und loses Spiel mit unwahren Gefühlen und Empfindungen, vielmehr überall die Sprache der Herzen, der Schönheit und melodischer Zauber.

Geibel war immer ein Ringender und Strebender und mit sich eigentlich nie zufrieden. Für seine erste Sammlung von Gedichten hatte er kein besonders reges Interesse, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er die, wie gesagt, 1840 erschienenen Poesien am liebsten vernichtet. Die zweiten, dritten und folgenden Auflagen bekunden überall die kritische und verbessernde Hand des Meisters. Wie er selbst über seine lyrischen Jugendsünden dachte, das verrät er im Vorwort zur zweiten Auflage der Gedichte im März 1843, wo er sagt:

„Als ich vor drei Jahren zum ersten Mal eine Sammlung meiner Gedichte herausgab, hätte die Auswahl immerhin etwas strenger sein dürfen, und namentlich wären eine Anzahl von Liedern, welche, in jüngeren Jahren verfaßt, mit ebenso viel Recht Nachklänge fremder Weisen als eigentümliche Erzeugnisse genannt werden konnten, gewiß ohne Nachteil zu entbehren gewesen.

Dennoch fand das Buch seine Freunde, was wohl am besten aus dem herbeigeführten Bedürfnisse eines zweiten Abdrucks einleuchtet.

Bei der Herausgabe dieser zweiten, ziemlich stark vermehrten Auflage war ich nun entschlossen, alle jene mir jetzt als unbedeutend erscheinenden kleinen Gedichte und namentlich das erste lyrische Intermezzo gänzlich wegzulassen, allein dies wurde mir vielerseits widerraten, teils weil auch diese Lieder einmal bei manchen günstige Aufnahme gefunden hatten, noch mehr aber weil sie in ihrer leichten Weise von den Musikern häufig zur Komposition benutzt worden waren und ferner benutzt werden möchten. So geschah es denn, daß ich mich auch jetzt darauf beschränkte, hier und da ein einzelnes Gedicht zu unterdrücken. Indem ich auf diese Weise dem strengeren Kritiker die Wiederaufnahme jener Jugenderzeugnisse erkläre, darf ich wohl, ohne unbillig zu sein, die Bitte an ihn hinzufügen, daß er meinen jetzigen Standpunkt nicht sowohl nach den besprochenen Liedern, sondern vielmehr nach den reifen Gedichten des zweiten und namentlich des dritten Buches beurteilen wolle."

Der außerordentliche Erfolg, den diese „Gedichte“ aus der Jugendzeit errangen, war ihm ein stets neuer Ansporn zu frischem und geklärterem Weiterstreben auf der beschrittenen Bahn. Von Flug zu Flug wuchsen denn auch seinem Pegasus die Schwingen. Immer reifer, immer harmonischer und vollendeter wurden seine Dichtungen. Die Höhe seiner poetischen Entwicklung erklomm er in den „Juniusliedern“, in den „Gedichte und Gedenkblättern“, sowie in den „Spätherbstblättern“.

Sein Jugendfreund und Landsmann W. Deeke erzählt in den Erinnerungen an ihn, daß Geibel seine lyrischen Gedichte mit feinstem Kunstsinn langsam, bedächtig geschaffen habe. Er unterschied zwischen der Empfängnis der Idee und der oft durch Wochen, Monate, Jahre davon getrennten Geburt des Liedes; gelang ihm letztere nicht, so legte er den Stoff für einen günstigeren Moment geduldig wieder in eine seiner zahlreichen großen Mappen. Packte ihn eine Idee mächtig, so kam es wohl vor, daß er die ganze Nacht davon träumte. „Nun klingen“, schrieb er einmal, „die Erinnerungen mir heute noch immer nach und ich denke fast, sie werden sich mit nächstem so oder so gestalten lassen. Ich will stille Wege in der Sonne suchen und abends Musik hören. Dabei bebrütet sich ein unfertiger Stoff am besten.“ Über die Ausführung bemerkt er an einer anderen Stelle: „Sie kennen ja meine Weise zu arbeiten, daß ich nur erst grundiere, dann übermale und zuletzt erst im Einzelnen ausführe.“ Seine Manuskripte zeigen, wie viel er bei der

Gestaltung rang, bis jedes Lied, jeder Vers ein kleines formvollendetes Juwel wurde. Er ging vollbewußt darauf aus, romantisch-tiefes Gefühl und lebhafte Anschauung mit antik-platenscher Klarheit und Formenschönheit zu verbinden, und er war aufs festeste überzeugt, daß nur das klassische dauernd auf die Nachwelt wirke, d. h. dasjenige, bei dem jeder sich sagen müsse: treffender und schöner hätte der gleiche Inhalt nicht ausgedrückt werden können. „Saloppheit der Form oder bloß schillernder Farbenglanz", meinte er, „sicherten auch die genialsten Schöpfungen nicht vor der Vergessenheit, wie das Schicksal der romantischen Dichterschule zeige."

Auch in poetischer Form hat sich Geibel wiederholt über sich selbst und seine dichterische Sendung ausgesprochen. Hier sei nur von nachstehenden Auslassungen Notiz genommen:

Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättr' wieder und so fliehn mir die Stunden dahin.

Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ists das Gefühl, selber ein Dichter zu sein.

Aber ich flehe zu Euch, Ihr Götter, erhaltet mir gnädig
Jenen beweglichen Sinn, der sich auf beides versteht!

Laßt wie die Biene mich sein, die bald in der Rose sich festsaugt,
Bald den gewonnenen Saft emsig in Honig verkehrt.

Was ich bin und weiß.

Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank ichs,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.

Warum glückt es dir nie, Musik mit Worten zu schildern?
Weil sie, ein rein Element, Bild und Gedanke verschmäht.
Selbst das Gefühl ist nur wie ein sanft durchscheinender Flußgrund,
Darauf ihr klingender Strom schwellend und sinkend entrollt.

Den Verneinenden.

Ich will es immerhin euch gern erlauben,
Daß ihr mich rechnet als der Schwachen Einen,
Doch sollt ihr meinem Auge nicht das Weinen,
Noch meinem Mund der Freude Lächeln rauben.

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frostge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen bloß und bloß verneinen,
Dies Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben,

Daß ihr euch Heiden nennet, hör ich sagen;
Doch jene sahn den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen,

Ihr aber möchtet frech mit ehrnem Speere
In Trümmer jedes Götterbild zerschlagen —
So bleibt euch nichts denn, als die große Leere.

Geibel als politischer Lyriker und vaterländischer Sänger.

Es gibt nur wenige deutsche Dichter, ragende Gipfel unserer Nationalliteratur, die als politische Lyriker und vaterländische Sänger, als Herolde der deutschen Einheit, des Deutschen Reiches und der Kaisermacht, so begeisterte, stimmungsvolle und starke Töne anzuschlagen vermochten wie Emanuel Geibel. Und dies schon zu einer Zeit, als der Traum von der deutschen Einheit, von Kaiser und Reich von den deutschen Bundesstaaten verfehmt, ja sogar unterdrückt wurde. Mit prophetischem Geiste aber ahnte Geibel die Verwirklichung der politischen Zukunft Deutschlands voraus und weder Spott, noch Hohn konnten ihn von dieser beglückenden Idee abbringen, so sehr man ihn auch befehdete. Zu jener Epoche, als Deutschland in tiefster Ohnmacht und Zerrissenheit als begehrenswerte Zielscheibe der Angriffe seiner Feinde erschien, als Schwachheit und Sorglosigkeit das Regiment führten, rief er schon in der Not seines vaterländischen Herzens nach einem mächtigen, urgewaltigen Befreier, der die Kraft habe, die Hydra zu besiegen. Er fühlte in der Tiefe seiner Seele, wie not es tat, daß eine starke Faust und ein eiserner Wille der Zwietracht ein Ende

mache und die deutschen Stämme zu einem Ganzen schmiede. Und daß dieser große Schmied kommen werde, verkündete er bereits zu einer Zeit, als noch niemand an die weltumgestaltende politische Wirksamkeit Otto von Bismarcks dachte.

Ein glühender Verehrer Bismarcks und seines unsterblichen Werkes hat Geibel auch später, nachdem das deutsche Reich bereits gegründet war, gegen die Widersacher des Altreichskanzlers manchen scharfen Pfeil geschleudert und mit warmen begeisterten Worten die Größe des deutschen Staatsmannes gefeiert. Aus der Fülle dieser Auslassungen mögen hier nur einige Distichen mitgeteilt werden. So liest man in seinem Wintertagebuch:

Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Tu es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,
Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet, wie sie!

Ruhig, sicher und fest, wie das Himmelsgewölbe der Atlas,
Auf der Schulter von Erz trägst du die Säulen des Reichs.
Möge der Tag fern sein, der einst von der Bürde dich abruft,
Denn kein Zweiter fürwahr, lebt, der sie trüge wie du.

Den Bismarckfeinden und -Verkleinerern aber ruft er in seinem Nachlaß zu:

Was habt ihr denn, ihr neunmal Weisen,
Mit eurem Witz gebracht zustand,
Eh' euch der Held mit Blut und Eisen
Gewaltig schuf ein Vaterland?

Und jetzt, nachdem er ohne Wanken
Zum Hafen euer Schiff gelenkt,
Nun wollt ihr kritteln, schmäh'n und zanken,
Statt Gott auf euren Knie'n zu danken,
Daß er euch solchen Mann geschenkt?

Schmach über euch und eure Phrasen,
Ihr zungendreschendes Geschlecht,
Die ihr, von Dünkel aufgeblasen,
Ihn zu verdächt'gen euch erfrecht[1]).

Das patriotische Empfinden hatte er von seinem Vater, dem Pastor Johannes Geibel, als Erbe übernommen. Als 1806 der Marschall Davoust Prinz von Eckmühl, der die Hansestädte tyrannisch unterjochte, den Geistlichen mit den Worten anfuhr: „Sie predigen Unordnung und Widersätzlichkeit", erwiderte er ihm fest und mutig: „Nein, ich predige das Evangelium". In den Befreiungskriegen war er einer der mutigsten und tapfersten, immer bestrebt, die Flamme der Begeisterung für die Ehre und Freiheit Deutschlands in den Herzen seiner Gemeinde hell emporlodern zu lassen. Im Frühling 1813 weihte er, wie schon erwähnt, die von den lübischen Frauen heimlich gestickte Fahne der Freiwilligen zum Auszug gegen den französischen Erbfeind auf dem Markte der Stadt. Die Franzosen ächteten da=

[1]) Vgl. auch das Gedicht: „Am 13. Juli 1874." Ges. Werke, B. 8, S. 25ff. Geschrieben anläßlich des Attentats Kullmanns auf Bismarck.

her auch den Verräter, der sich ihren Verfolgungen nur durch die Flucht entziehen konnte. Als er im Dezember 1815 wieder zurückkehrte und in Lübeck der Gedenktag der Leipziger Schlacht gefeiert wurde, weihte er das Denkmal des gefallenen Majors von Arnim ein und schloß seine Rede mit den Worten: „Freue dich Deutschland, dein Name ist nicht verklungen. Es haben deine Söhne sich ermannt und mit Gott dich gerettet. Freue dich Deutschland! Dir schlug mit dem Siege bei Leipzig die Stunde einer neuen Geburt. Hier wollen wir ablegen ein feierliches Gelübde, höre es, o Gott, hört es ihr Heldengeister, die ihr siegesfroh uns umschwebt, höre es alle Welt. Wir wollen Deutsche sein und leben und sterben für das Vaterland ... Wir wollen hochhalten und rühmen jede mannhafte große Tat und jeder soll streben, der Beste zu sein. Deutsche wollen wir sein und Brüder, heil unserm Vaterland!“

Schon in seiner Jugend singt Emanuel Geibel voll Sehnsucht von dem schlafenden Kaiser im Kyffhäuser, der, erwachend, zum Schwerte greift und im Waffenschmuck herabsteigt. Auf dem Kopf trägt er die Krone und den Sieg in seiner Hand. Wo immer er schreitet, blitzen Schwerter und klingen Harfen durch das Land:

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge Deutsche Reich.

Was er sich in der Jugend gewünscht, hatte er im Alter in Fülle. Er durfte als Herold des neuen Reiches den Norddeutschen Bund begrüßen, nach der Brücke

über den Main verlangen und, wie wir wissen, den gekrönten Schirmvogt Norddeutschlands, König Wilhelm I., 1868 in Lübeck mit dem Wunsche empfangen, daß „übers Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer sein Adler zieht". Und es war ihm vergönnt, die heiße Sehnsucht in Erfüllung gehen zu sehen und dem Vaterlande zurufen zu dürfen:

Drum wirf hinweg den Witwenschleier,
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrte in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

Schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Besorgnis vor den französischen Gelüsten nach dem linken Rheinufer sich im deutschen Volke fühlbar machte und auch Nikolaus Becker sein berühmtes, volkstümliches Lied sang: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", gab er der Volksstimmung mit seinen vaterländischen Gesängen hinreißenden Ausdruck. In seinem zu jener Zeit entstandenen, bereits erwähnten „Türmerlied", das bekanntlich, seiner Form nach, nach dem Kirchenlied „Wachet auf" gedichtet ist, ruft er die deutschen Stämme von der Donau bis zum Rhein und von der Düne Sand auf, Wache zu halten. Mit dem Schwerte sollen sie sich gürten und mit gewaffneter Hand dem Feind entgegentreten. Die drohenden Gefahren kommen von zwei Seiten: Im Osten dröhnt es dumpf wie ein herannahendes Ge-

witter. Ein Geier kreist, seine Kreise werden immer enger und nahen sich seinem Opfer immer mehr und mehr. Wie ein Blitz wird er sich herabstürzen. Im Westen droht eine nicht minder große Gefahr, die sich allerdings weder durch Blitz noch durch fernes Rollen des Donners kundgibt, die aber nicht weniger zu fürchten ist, weil sie ihre Opfer, wie die Sirene und Lorelei die Schiffer, einlullt mit ihrem süßen Gesang, weil sie das Gift reich überzuckert, so daß es der Genießende nicht gewahr wird, bis ihm der Tod schon auf der Zunge sitzt. Diese schleichende Schlange holt schon zum Sprunge aus, darum nach Ost und West geschaut, damit das deutsche Volk nicht wieder von des Geiers Krallen und dem Giftzahn der Schlange erfaßt werde.

Im Jahre 1844 entstanden seine „Deutschen Klagen"[1]). Nur ein überragender Mann, der Vaterlandsliebe mit ehernster Willenskraft vereinige, könne das Reich retten! Mit Reden, Plänen und frommen Wünschen aber sei nichts zu machen. Er prophezeit den kommenden Mann:

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern' er diese Worte,
Du Greis noch sprich sie an des Grabes Pforte:
O Schicksal, gib uns einen Mann!

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Brenner!

---

[1]) Bd. I, 231.

Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem
Schenkel.

1845 erhob er sich mit seiner ganzen dichterischen Waffenrüstung gegen Dänemark, als seine Vaterstadt in der Entwicklung ihres Verkehrs durch diesen Staat schmachvoll gehemmt wurde und Dänemark den Bau einer Eisenbahn durch Lauenburgisches Gebiet verhinderte. In einem zornsprühenden Gedicht appelliert er an den Bund, damit er helfend eingreife; aber durch die Ohnmacht und Uneinigkeit des deutschen Bundes geschah nichts. Doch der Sänger verzweifelte nicht in seiner felsenfesten Überzeugung, daß die Stunde einst kommen dürfte, in der Gott das Vaterland einigen und kräftigen werde. Das bezeugt das bald darauf entstandene Gedicht: „Eine Septembernacht", worin er die Gestalten der alten lübischen Helden, Marx Meier und Jürgen Wullenweber, im Gewölbe der „Rose" in einer Vision erblickt. Und er enthüllt die Zukunft, die sich 1870 so herrlich erfüllt hat:

Die Hansa sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.
Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt
Sie spürens all, erwacht aus schwerem Traume,
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Übermut,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden frönig;

Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!
Frisch auf, mein Volk, du großes Vaterland,
Treueinig, wie ichs nimmer durfte schauen!
Vollführe du, was mir im Herzen stand,

Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen!
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Lehen,
Mit Kugeln gib den Zoll! Es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehen![1])

Gegen den dänischen Übermut und zum Schutz Schleswig-Holsteins schleuderte er wie Blitze seine zündenden Sonette, und die Gelüste des Dänenkönigs, die Elbherzogtümer einzuverleiben, erfüllten ihn mit Entrüstung. Seine Kriegslieder für Schleswig-Holstein rüttelten die Volksseele aus ihrer Lethargie auf. In seinem „Protestlied für Schleswig-Holstein" gibt er dem Gedanken Ausdruck, daß das deutsche Volk fest entschlossen sei, dem durch Dänemark unterdrückten Deutschtum in Schleswig-Holstein mit aller Macht zur Seite zu stehen. In jeder Strophe des Schlachtrufes kehrt der Refrain wieder:

Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Was er 1845 erhoffte, das dänische Joch in den Elbherzogtümern abzuschütteln, ging aber erst 19 Jahre später in Erfüllung:

---

[1]) Ges. Werke, Bd. II, 88.

Hie deutsches Land, trotz Spruch und Brief!
Ihr sollt's uns nicht verleiden.
Wir tragen Mut im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden.

Von unsern Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Dänemark verbot natürlich in den Elbherzogtümern diese Sonette, wie später die „Juniuslieder", was jedoch nur noch mehr dazu beitrug, ihnen Verbreitung zu verschaffen. Einige Jahre später wurde in Lübeck die Germanistenversammlung abgehalten, zu der sich namhafte deutsche Geister einfanden. Diese Versammlung war gleichsam der Vorbote der überall in deutschen Landen sich regenden Einheitsbestrebungen. In das Album, das die Facsimiles der Festteilnehmer veröffentlichte, schrieb Geibel:

Für alles, was du bist und kannst, gebührt
Nächst Gott der erste Dank dem Vaterland.
Vergiß es nie, und was du immer tust
Gedenke, daß es seiner würdig sei.
Am stillen Herd, im Staat, in Wort und Lied,
In Lieb' und Zorn, in jeglichem Gedanken,
Sei deutsch, bis du dereinst dem Heimatsboden
Mit deinem Staub die letzte Schuld bezahlst.

Mit ungeheurer Begeisterung begrüßte er den Krieg Preußens gegen Dänemark. Endlich sei das „Dräu'n und Rügen" vorüber, nun spreche die Tat,

wo Worte nichts verfingen. Nun durchhaue das Schwert das schmachvolle Gewebe der Lüge. Begeistert ruft er den preußischen Scharen zu:

Vorwärts Ihr Adler mit den starken Schwingen,
Schon atmet Deutschland auf bei Eurem Fluge
Und stimmt die Harfe, Euren Sieg zu singen.

Mit Jubel erfüllte ihn die siegreiche Schlacht bei den Düppeler Schanzen im April 1864. Im sonnigen Meere habe sich aufs Neue die preußische Ehre und alte deutsche Treue gespiegelt. Nun sei der Feind geschlagen und Schleswig-Holstein frei.

Noch vor dem deutsch-österreichischen Krieg sang er das Lied vom Reich und vom Kaiser, das troststreiche Wort verkündend:

Das ist der Lenz der grüne,
Der endlich werden muß:
Voll Macht und Ruhm
Das Kaisertum,
Dem freien Volk zum Frommen.
Drum, wie's auch tost,
Herz sei getrost,
Das Reich wird dennoch kommen.

Wie er einst in der Jugend vor dem Feind im Westen gewarnt, durfte er noch von deutschen Ulanen in Frankreich berichten, Deutschlands Schlachtenlenker preisen und am 3. September 1870 den Triumphgesang erheben:

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm.

Seine politischen und patriotischen Zeitgedichte, besonders seine Heroldsrufe, zählen mit zu dem Großartigsten in der vaterländischen Literatur. Als 1870 sein lebenslanges Sehnen endlich Erfüllung fand und als herrlichste Frucht der deutschen Siege die deutsche Einheit geboren wurde, besang er in gehobener Stimmung die Eintracht der deutschen Stämme:

Habt Ihr in hohen Lüften
Den Donner schon gehört,
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?

Preis Euch, Ihr tapfren Bayern,
Stahlhart und wetterbraun,
Die Ihr den Wüstengeyern
Zuerst gestutzt die Klau'n!

Mit Preußens Aar zusammen
Wie trutztet Ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenrot!

Und als der Kaiser im Schloß zu Versailles gekrönt wurde, beglückwünschte er Deutschland mit den Worten:

Glück auf, das ist der Flügelschlag
Des Adlers vom Kyffhäuser,
Das ist der Donnerhall des Siegs,
Erstanden ist der Kaiser!

Nun jauchze, jauchze, deutsches Volk
Dem jungen Reich entgegen
Und Friede sei mit dir und Heil,
Und aller Freiheit Segen!

Was Geibel einst auf den Tod seines Freundes und Sangesgenossen Ludwig Uhland gedichtet, das dürfte mit Fug und Recht auch von ihm, dem nationalen Sänger, glühenden Patrioten und berufensten Herold von Kaiser und Reich, als er seine müden Augen zum ewigen Schlaf schloß, gesagt werden:

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu vor allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht!
Ein Meister und ein Held, wie Walter,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blühn;
Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war . . . .

Er schied, es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend waltet sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her,
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein wie er.

Der vaterländische Dichter erfreute sich allezeit der Gunst der preußischen Könige. Bereits Friedrich Wilhelm IV. sah sich, wie wir wissen, veranlaßt, um die dichterische Unabhängigkeit Geibels zu erleichtern, ihm 1842 ein bescheidenes Jahresgehalt von 300 Talern auszusetzen. Der Poet nahm die ganz ohne sein Ersuchen ihm zu teil gewordene Ehrengabe dankbar an und sprach dem König seinen Dank in einem Poem aus, das sowohl seinem Herzen wie seiner unabhängigen Gesinnung Ehre gemacht. Auch aus diesen Strophen ist ersichtlich, welche hohe Aufgabe Geibel der Dichtkunst, deren Hohepriester er allezeit sein wollte, zuwies:

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt . . .

So laß mich stehn, so laß mich ringen,
Und so durch Wonn' und Jammer geh'n!
Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich fühl in mir des Geistes Wehn.
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt:
Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr! mich dünkt's ein besser Amt.

Als Geibel 1868 wegen seines Begrüßungsgedichtes an König Wilhelm I. von Preußen anläßlich des Be=

suchs des hohen Herrn in Lübeck durch den König Ludwig II. von Bayern gemaßregelt, bezw. ihm durch die bayrische Kabinettskasse die Auszahlung seines Gehaltes verweigert wurde, befahl der König von Preußen, wie wir wissen, daß dem Dichter eine lebenslängliche weitere Gnadenpension von jährlich 1000 Talern mit Anwartschaft auf eine Universitätsprofessur für deutsche Literatur, Metrik und Ästhetik zu teil werde.

Auch Kaiser Friedrich III. hegte schon als Kronprinz wärmste Liebe und Verehrung für den vaterländischen Dichter. Beim Ableben richtete er an dessen Freund und Landsmann, Ernst Curtius, ein tiefgefühltes Beileidsschreiben, worin er über Geibel sich mit den Worten äußerte:

„Meine aufrichtige Verehrung für unseren echten deutschen patriotischen Dichter kennen Sie seit vielen Jahrzehnten... Meinem Geschmack nach haben wenige gleich ihm es verstanden, die sehnliche Erwartung dessen, was 1870/71 uns brachte, in dichterische Weisen zu fassen. Vollends aber gebührt ihm der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaisertums würdig besungen zu haben. Geibels Dichtungen waren stets meine Begleiter. Jetzt aber, wo im vorgerückten Alter ich gern zurückschaue auf Zeiten, die harmlose und freudige Stunden enthielten, wird die Erinnerung an den Dichter, der sogar unseren Jugendkreis anzuregen nicht scheute, mir von besonderem Werte zeitlebens bleiben."

Geibel als religiöser Dichter.

Als Pastorssohn ursprünglich zur Theologie bestimmt war Emanuel Geibels Seele von Jugend auf von religiösen Gefühlen und Empfindungen erfüllt. Das Vorbild, das er im Elternhause stets vor Augen hatte, wirkte nachhaltig auf sein empfängliches Gemüt und beeinflußte sein ganzes späteres Leben. Doch waren ihm Gottesfurcht und Frömmigkeit nicht bloße Schlagworte und konventionelle Überlieferungen; sie hingen vielmehr mit seiner ganzen Lebens- und Weltanschauung innig zusammen. Dem Sänger des deutschen Gemüts- und Familienlebens waren der Gottesbegriff und die Überzeugung von einer weise und gütig waltenden Vorsehung Lebensbedürfnis. Ein Irrtum aber wäre es, Geibel etwa als einen orthodoxen Frömmler hinzustellen, wie dies einige seiner Biographen behauptet haben. Auch er glaubte, daß der Geist lebendig macht und der Buchstabe tötet. Religiöser Zwang und konfessionelle Unduldsamkeit waren ihm ein Greuel. Er achtete jeden Glauben, der aus Überzeugung und reiner Liebe entsprang.

Sein wahres, von tiefer Frömmigkeit erfülltes Wesen bekundet sich in so manchem Gedicht, dessen seelenvolle Klänge voll Harmonie und Glaubenskraft ihn zu einen der größten deutschen religiösen Dichter stempeln. In seinen seelischen Bekümmernissen und Herzensqualen fleht er wie ein alter Psalmist zu Gott um Schutz und Gnade. In einem Gedicht „Psalm", klagt er, wie durch sein Gebein ein fiebernd Grausen irre und wie die wilden Wasser brausend über seine

Seele gingen. Wohl fühlt er, daß er selbst die Schuld trage an seinem Leiden, doch hofft er auf den Herrn, der ein Heiland und ein Arzt von großen Gnaden sei.

Und wäre Sünde, rot wie Blut, die meine,
Du kannst mich lauter baden,
Daß ich wie frischgefallner Schnee erscheine.

Der Herr kann alles Leid lösen, das ihm geschehen, er kann die zerschlagenen Glieder aufrichten, daß sie fest wie Säulen stehen.

O birg dein Antlitz nicht zu dieser Stunde!
Für Recht laß Gnad' ergehen,
Daß ich am Geist, daß ich am Leib gesunde!

Hell zum Ruhme Gottes will er sein klingend Harfenspiel besaiten. Und so betet er inbrünstig zum Herrn der Welt, daß er nicht dem Tode zur Beute werde.

Denn sanft im Säuseln kommst du nach dem Wetter;
O komm. o hilf auch heute,
Mein Fels und meine Burg, mein Hort und Retter!

Geibel, der eine große Vorliebe für den ethischen und dichterischen Gehalt der Psalmen des königlichen Sängers David hegte, hat einige solcher Bußpsalmen meisterhaft bearbeitet. Hier mag nur seine freie Übertragung des 84. Psalms mitgeteilt werden[1]):

Nach schwerer Irrfahrt langen bangen Stunden,
Nun endlich hat die Schwalb ihr Nest gefunden.

Sie baut im Vorhof an des Herrn Altären,
Das ist die Statt, da trocknen alle Zähren.

---

[1]) Gesammelte Werke, Bd. 3, S. 103.

Da säuseln in den Palmen Heimatlüfte,
Da blühn die Lilien, Friede ihr Gedüfte.

Da springt wie Silber klar der Born der Gnaden,
Die Seele trinkt und sie genest vom Schaden.

Die blutrot war von Sinnenlust und Grolle
War rein wie Schnee und junger Lämmer Wolle.

Wo ist ihr Leid nun? wie ein Traum zerronnen.
Wo blieb ihr Seufzer? er verging in Wonnen.

Ein Tag der Rast in diesen Säulenhallen
Ist mehr, denn draußen tausend Jahre wallen.

Und besser ist's, hier an den Schwellen wohnen,
Als in der Welt ob allen Reichen thronen.

Das wahrhaft priesterliche Herz und der reine Sinn Geibels kannten keinen Haß und keine Verfolgungswut, vielmehr gab er der wahren Menschen- und Nächstenliebe in manchen seiner Gedichte überzeugenden Ausdruck. In dem erhebenden „Gesang des Priesters"[1]) heißt es:

Die da suchen ohne Steuer,
Heimwehbang ein Ruhgestad,
Die ein irres Liebesfeuer
Hintreibt auf der Sinne Pfad,
Die im Dämmer tauber Schachten
Graben nach der Wahrheit Licht,
Alle, die nach Freiheit schmachten,
Meinen dich und wissen's nicht . . .

---

[1]) A. a. O.

Zeuch, o Herr die durstgen Seelen,
Die in dunkler Trostbegier
Im Vergänglichen sich quälen,
Zeuch sie liebend all zu Dir!
Statt der Schale, dran sie kleben,
Laß sie schau'n der Dinge Kern,
Steig in ihrem dunklen Leben,
Steig empor als Morgenstern!

In der Natur, an der er mit allen Fasern seiner Seele hing, sah der Sänger überall die Offenbarung Gottes. Den Glaubenslosen ruft er zu, daß sie mit ihm in den Dom des Frühlingswaldes kommen mögen, wo tausend Zungen predigen. Der Blumen Düfte steigen wie Weihrauch empor und das Sonnenlicht flammt gleich goldenen Kerzen, die Stimmen der Vögel aber singen Jubelhymnen zu Ehren des Herrn. Der Himmel selbst ist tief herabgesunken, damit er liebend der Erde sich vermählt und alle Wesen „schauern gottestrunken".

Und dann sprecht: Nein! Es ist ein hohl Getriebe,
Ein Uhrwerk ist's, wir kennen jeden Faden,
Sprecht: Nein! Zu diesem Übermaß der Liebe
Und von der Lippe weist den Kelch der Gnaden.

Ihr könnt es nicht. Und tätet Ihrs: verwehen
Ins Nichts würd' Eure Lästrung sonder Spuren,
Und, keinem Ohr vernommen, untergehen
Im tausendstimm'gen Ja der Kreaturen.

Den „Verneinenden", die ihn wegen seines frommen Glaubens verspotten, hält er, wie wir wissen, das Wort

entgegen, daß es ihn nicht berühren würde, wenn sie ihn zu den „Schwachen" zählen. Doch kann er sich nicht zu ihrer Höhe aufschwingen, wo statt der Sonne frostige Sterne scheinen. Er kann nicht bloß hassen und verneinen, sein Herz muß lieben und glauben. Wenn sie jedes Götterbild in Trümmer zerschlagen, so bleibt ihnen nichts als die große Leere.

Wahrhaft rührend und ergreifend bittet er den Allbarmherzigen — in dem Gedicht „Zuflucht" in den „Zeitstimmen" —, der Zeit zu geben, was ihr not tut, nämlich den Frieden in der Brust, dem es mitten in der Schlacht nicht graut. Die Hoffnung, die Liebe, die noch im Tode treu ist und den löwenstarken Glauben, der die Welt bezwingt, möge ihm der Herr verleihen. Und hoffnungsvoll spricht er es aus:

„Nein! Du verstößest nimmermehr den, der da flüchtet
in dein Haus,
Zerbrichst nicht das geknickte Rohr, und löschst den
matten Docht nicht aus,
Die Arme tust du auf, und sprichst auch zu den Herzen
unsrer Zeit:
Kommt her zu mir, die ihr im Geist mühselig und
beladen seid.

Daß der im Leben so hartgeprüfte und von der gewaltigen Hand Gottes oft schwer heimgesuchte Dichter an eine Auferstehung und ein besseres Jenseits glaubte, ist menschlich sehr erklärlich. In einem seiner schönsten und sinnigsten Gedichte hat er denn auch diesem Gedanken poetische Worte verliehen. Für den Auferstehungsglauben findet er weihevolle Töne:

Wenn einer starb, den du geliebt hinieden,
So trag hinaus zur Einsamkeit dein Wehe,
Daß ernst und still es sich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen längst gemieden.

Da fühlst du bald, daß jeder, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen auferstehe;
In Luft und Schatten spürst du seine Nähe,
Und aus den Tränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Tote dich begleiten
Ums Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer — denn du hast ihn alle Zeiten.

Das Herz auch hat sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, den wir dem Staub nur weihten.
Und was du ewig liebst, ist ewig dein.

Die Kraft und den Segen, der im Gebet liegt, empfindet er tief. Gegen diejenigen, denen das Beten als überflüssig erscheint, weil ja doch alles vom Schicksal vorbestimmt sei, erhebt er seine Stimme, sie fragend:

. . . Wie? ist dein Gott
Denn schon gestorben, seine heilge Vorsicht
Ein bloßes Uhrwerk, das an Fäden schnurrt,
Der tote Nachlaß eines großen Künstlers?
Ist er nicht heut noch da und webt und schafft
Am nimmer fert'gen Werk? Gibt dieser Duft
Von jungen Rosen, der durchs Fenster quillt,
Nicht holde Bürgschaft seiner Gegenwart,
Und daß er lebt und liebt? Und wenn er lebt,

Wie hätt' er Macht nicht, auch Dein Herzensflehn
In seines Rates Schluß mit aufzunehmen,
So wie der Dunstkreis deinen Hauch empfängt
Und dann Erhörung über dich zu regnen?

Auf einer höheren Zinne stehend, als auf der Zinne der Partei, vermied es Geibel, sich in religiöse Streitigkeiten und Zwistigkeiten zu mischen. Aus einem seiner Gedichte in den „Spätherbstblättern" spricht der starke Gottesfriede, der in seiner Brust lebt, der kein Bekenntnis hat, noch braucht. Für alle diejenigen, welche, die Religion mißbrauchend, statt Liebe Haß säen und die Vernunft in der Kirche nicht zu Worte kommen lassen wollen, hat er so manches scharfe Wort geprägt, wie z. B.:

Soll ewig denn als Pförtnerin
Am Kirchtor die Dogmatik stehen?
Gönnt endlich jedem einzugehen,
Der sich bekennt zu Eures Heilands Sinn.

Auch brieflich hat er sich über seine religiöse Gesinnung und sein Verhältnis zur positiven Kirche gegenüber der Malerin Luise Kugler, der Schwester seines treuen Freundes Franz Kugler, im Jahre 1876 dahin geäußert: „. . . . Siech und matt bin ich, aber nicht verzagt und täglich bereit, Gott zu loben. Denn wenn mir auch alles kirchliche Bekenntniswesen völlig fern liegt, so habe ich doch an mir selbst den Segen höherer Führung und Fügung zu oft und zu sichtbar erfahren, als daß ich jemals zum Banner der modernen philosophischen Verneinung schwören könnte."

Geibel als Dramatiker.

Man tut dem Genius Geibels bitter Unrecht, wenn man ihn bloß als Lyriker und Übersetzungskünstler gelten läßt, während man sein dramatisches Talent nur gering einschätzt. Allerdings haben sich seine Lustspiele und Dramen auf dem Repertoir der Bühnen nicht so erhalten wie im Munde und im Herzen des Volkes seine Lieder. Doch auch als Bühnendichter hat er nach dem höchsten Lorbeer gestrebt. Mit Recht kennzeichnete ihn als solchen der Dichter Ernst Ziel in dem Nekrolog beim Ableben des Sängers in der „Münchener Allgemeinen Zeitung"[1]) mit den Worten: „Er ist zwar kein Dramatiker, wie unsere Zeit ihn haben will, aber eine spätere wird ihn würdigen. Wenn die Fähigkeit, in die Abgründe der Menschenbrust hinabzusteigen und dort gewaltige Leidenschaften und Konflikte zu erwecken, wenn die andere Fähigkeit, plastisch herausgebildete Gestalten in eine wechselvolle Handlung zu rücken und diese Handlung durch jene Gestalten fortschreitend zu bewegen und konsequent zu entwickeln, wenn diese Fähigkeiten, vereinigt mit einem hinreißenden Pathos der dichterischen Sprache, Eigenschaften des echten Dramatikers sind, so zählt der

[1]) Damals Augsburger, Jahrgang 1885, No. 101.

Verfasser der „Brunhild“ und der „Sophonisbe“ gewiß nicht zu den letzten unter den Bühnendichtern des heutigen Deutschland. Die Denkenden unter den Verehrern unseres Dichters können nicht blind sein gegenüber den mannigfachen Schwächen der Geibelschen Dramatik. Keinen Augenblick werden sie verkennen, daß die lyrische Kraft in unserem Dichter weit größer war als die dramatische und daß seine dramatischen Schönheiten meistens nur sekundäre Erscheinungen auf der primären Basis seiner Lyrik sind; sie können sich nicht verschließen dagegen, daß er in der Wahl seiner dramatischen Stoffe vielfach gegen einen der vornehmsten Paragraphen der modernen Poetik verstößt, welcher fordert: die Voraussetzungen unserer Poesie sollen sich decken mit den Voraussetzungen unserer Kultur und Bildung. Auch im Einzelnen werden sie die Mängel seiner Dramatik durchaus nicht bemänteln wollen. Voll und ganz werden sie beispielsweise zugeben, daß in „Brunhild“ die Abschwächung des Walkürenzornes der Heldin und das Fehlen der zauberkräftigen Tarnkappe die innere Glaubwürdigkeit der Dichtung stark beeinträchtigten, daß ferner der tragischen Katastrophe in der „Sophonisbe“ die psychologische Motivierung fehlt, und daß die Lustspielprätensionen des „Meister Andrea“ in einem formellen Widerspruche stehen zu seinem possen- und schwankartigen Inhalte. Aber belasten wir immerhin das Konto der dramatischen Leistungsfähigkeit Geibels mit all diesen Mängeln, so bleibt doch trotzdem noch ein imposanter Saldo zu Gunsten des Dichters, und dieser Saldo lautet: geistige Tiefe neben echt dramatischem Leben, Größe der

Konzeption neben strikter Konsequenz der Durchführung, Plastik der Charakterzeichnung neben edler Klassizität des Stils! Die heutige praktisch-industrielle Bühnen-Ära kann diesen leuchtenden Vorzügen der dramatischen Muse Geibels freilich nur wenig Geschmack abgewinnen, die Literaturgeschichte aber wird den Dramen unseres Dichters in den Annalen des modernen deutschen Schrifttums für alle Zeiten einen Ehrenplatz anweisen."

Schon frühzeitig versuchte sich Geibel auf dramatischem Gebiete[1]). Bereits in der Bonner Studentenzeit plante er ein Drama „Francesca", von Victor Hugo angeregt. Mit Schack zusammen entwarf er in Berlin 1836 eine andere Tragödie. In Griechenland schrieb er den Entwurf eines Dramas „Karl von Bourbon". Ebenso begann er mit seinem Freunde Ernst Curtius eine Komödie in aristophanischer Form „Der neue Bellerophon". Ferner trug er sich mit einer Tragödie, die unter dem Titel „Stilichos" den schroffen Zusammenstoß der Reiche des Honorius und Arcadius darstellen sollte. Nicht minder sollte die Geschichte von Buondelmonte in einem Schauspiel dargestellt werden. 1849 begann er ein Drama „Heinrich der Vogelsteller", das jedoch nicht zu Ende geführt wurde. Besonders nahm ihn das Drama „Albigenser" Jahre hindurch in Anspruch. Über die Art und Weise seines dramatischen Schaffens im Jugend- und Mannesalter äußerte er sich in einem Brief an seinen Vater vom Februar 1850 mit den

---

[1]) Carl Leimbach: „Emanuel Geibels Leben", Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler, 1894, S. 282 ff.

Worten: „Meine dramatischen Arbeiten rücken vorwärts, wenn auch nicht im Sturmschritt. Übrigens sind es nicht die großen und mächtigen Szenen, die mich aufhalten. Im Gegenteil, diese sind bei guter Stimmung rasch vollendet. Aber die notwendigen Nebenarbeiten, die Übergänge, die kleinen Fugen und Gelenke der Handlung kosten mich oft unsägliche Mühe und können mir oft wochenlang zu schaffen machen."

Übergehen wir diese mehr oder weniger glücklichen Versuche und wenden wir uns jenen Stücken zu, die er vollendete und die das Licht der Rampe erblickten. Es sind dies seine dramatische Erstlingstragödie „König Roderich" (Stuttgart 1844), das Lustspiel „Meister Andrea" (1855), die Tragödie „Brunhild" (Stuttgart 1858), der Operntext „Lorelei" (Hannover 1861), die Tragödie „Sophonisbe" (Stuttgart 1868) und der Einakter „Echtes Gold wird klar im Feuer" (Schwerin 1882).

„König Roderich" war im allgemeinen ein unreifer Jugendversuch, ein Stück von regelmäßigem Bau, aber ohne dramatische Kraft. Der Verfasser selbst bedauerte später, daß es gedruckt wurde und hat es nicht in seine „Gesammelten Werke" aufgenommen. Die Kritik vermißte darin mit Recht den Blütenstaub, den Anhauch, den zündenden Blitz und den Goldblick der Poesie. Was Berechnung, Wissen und Kunst vermögen, das habe der Dichter gezeigt. Aber die Macht, die auch in verfehlter Gestalt uns hinreiße und außer uns versetze, habe er nicht bekundet. Der Stoff ist aus spanischen Romanzen geschöpft und verdankt seine Entstehung den spanischen Studien auf Schloß Escheberg. Roderich,

König der Westgoten, entsendet seinen Feldherrn Julian an die Grenzen des Reiches gegen den Feind, während er sich selbst in Toledo einem üppigen Genußleben hingibt und die Tochter seines Generalissimus Florinde, die ihn liebt, entehrt. Als der König sie verächtlich behandelt, eilt sie zu ihrem siegreichen Vater nach Ceuta und entdeckt ihm ihre Schmach und den Namen ihres Verführers. Der empörte Vater schließt aus Rache ein Bündnis mit den Mohren, um an dem gehaßten König Rache zu nehmen. In der Schlacht fällt Roderich von Julians Schwert und Florinde wird über seiner Leiche von beutegierigen Mohren getötet. Die Ethik des Stückes verkündet Urbano der Erzbischof von Toledo mit den Worten:

So mußt es kommen, daß aus Glut und Kampf
Sich neu das Volk gebäre, gleich dem Phönix,
Der siegreich aus den Todesflammen steigt.
Nein! Wir sind nicht am Ende. Matt und krank
War unsre Kraft, da sendet Gott die Not;
Das Segel unsrer Größe, welches schlaff
Und welk herabhing, wird der frische Sturm
Zu junger Pracht und Herrlichkeit entfalten.

Der Verfasser gab sich unendliche Mühe, für das Erstlingswerk ein Theater zu gewinnen. Sein Gönner Baron von der Malsburg reiste zu Theaterdirektoren und Intendanten, konnte jedoch den heißen Wunsch seines Schützlings nicht durchsetzen. Auch den preußischen Gesandten in Karlsruhe, Baron von Radowitz, bat Geibel um dessen Intervention und Fürsprache für die Aufführung des Stückes. Ich bin in

der Lage, aus der Radowitz-Sammlung der Berliner Königlichen Bibliothek die nachstehende Zuschrift Geibels an den Baron von Radowitz vom 13. 9. 1843 mitteilen zu können:

Hochverehrter Herr Baron!

Die freundliche Aufnahme, welche Sie mir bei meinem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe zuteil werden ließen, gibt mir den Mut, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden. In kurzer Zeit werde ich nach mehrfacher Durcharbeitung meinen ersten dramatischen Versuch, ein Trauerspiel: König Roderich, vollendet haben. Und es ist mein sehnlichster Wunsch, dasselbe als ein geringfügiges Zeichen meines Dankes für die mir so schön gewährte Muße Sr. Majestät dem Könige von Preußen widmen zu dürfen. Da ich jedoch in allen Dingen, welche die Hofsitte angehen, völlig unerfahren bin, möchte ich Sie, hochverehrter Herr Baron, ersuchen, die Sache bei Sr. Majestät gütigst vermitteln zu wollen.

Die Tragödie ist der alten Geschichte Spaniens entnommen; sie behandelt den Sturz des westgotischen Reiches und das Eindringen der Mohren unter Tarik in die Pyrenäische Halbinsel. Der Stoff scheint mir zur dramatischen Bearbeitung umso geeigneter, da wir hier aus dem Zusammenstoßen einzelner mächtiger Charaktere Ereignisse von welthistorischer Bedeutung sich entwickeln sehen. Roderich, der letzte der westgotischen Könige, verführt die Tochter seines treuesten Anhängers und Feldherrn, des Grafen Julian, der von Ceuta aus mit Erfolg wider die andringenden

Mohren kämpft. Eben hat der Graf die Feinde in offener Feldschlacht bezwungen, eben ihren Frieden erbittenden Gesandten mit Stolz und Hohn entlassen, als die unglückliche Tochter bei ihm erscheint und ihm das furchtbare Geheimnis ihrer und seiner Schmach eröffnet. Nach kurzem, aber heftigem inneren Kampf entschließt sich der gekränkte Vater, die bisherigen Gegner zu seinen Bundesgenossen zu erwählen; sie sollen das Schwert in seiner Hand sein, um den gewaltigen Beleidiger zu züchtigen. In dieser Absicht führt er die Mohren nach Spanien über. Aber bald wird das Verhängnis größer als sein Wille; der Feind, den er nur als Mittel benutzen wollte, wächst ihm über den Kopf und der durch die Not wieder zum Heldenbewußtsein erweckte König, aber zugleich auch das gotische Reich und Julian selbst können dem Untergange nicht entgehen. Als versöhnende Figur geht Roderichs Vetter, Pelayo, durch das ganze Stück, derselbe Pelayo, von dem bis auf heute die Herrscher Spaniens zählen und an dessen Person sich daher am Schlusse des Stückes die poetische und historische Beruhigung von selbst anschließt.

Dies ist, ganz kurz zusammengedrängt, der Inhalt meines Dramas. Daß der Stoff zu den wirksamsten Szenen Anlaß gab, werden Sie aus dieser freilich höchst unvollkommenen Skizze ersehen. Ob aber die Ausführung mir irgendwie gelungen sei, ist eine andere Frage, die ich natürlich am wenigsten zu beantworten wage. Nur soviel darf ich von dem Stück sagen, daß es mit Ernst, Liebe und Hingebung, zugleich mit stetem

Hinblick auf die Möglichkeit einer Darstellung, gearbeitet wurde.

Indem ich Sie nochmals ersuche, sich meiner in dieser Angelegenheit freundlich anzunehmen und um die Erhaltung Ihres Wohlwollens bitte, verbleibe ich mit dankbarer Anhänglichkeit

ergebenst der Ihrige

Emanuel Geibel.

Weinsberg, 23. September 1843.

Wenn auch Baron von Radowitz es vorläufig nicht durchsetzen konnte, den „König Roderich" unterzubringen, so erfüllte er wenigstens den Wunsch des Verfassers, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu veranlassen, die Widmung des Buchdramas, das bei Cotta erschien, anzunehmen.

In der Radowitz-Sammlung der Handschriftenabteilung der Berliner Königlichen Bibliothek befindet sich noch das nachstehende Dankschreiben Geibels an den Baron von Radowitz vom 1. Januar 1844:

Stuttgart, 16. 1. 1844.
Hohestr. 9.

Hochverehrter Herr Baron!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen erst heute, nach Verlauf eines Vierteljahres, meinen herzlichen Dank ausspreche für die gütige Mitteilung, daß Seine Majestät der König[1]) die Widmung meines Trauerspiels an-

[1]) Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

genommen habe. Wie innig mich dieselbe erfreut, ja ich darf wohl sagen, erhoben hat, brauche ich Ihnen gewiß kaum auszusprechen. Tut doch nichts dem schaffenden Geiste so wohl, als von einer edlen Natur, welche durch Begabung wie durch Geburt zur Vertretung der höchsten Interessen berufen ward, in seinem Ringen und Kämpfen beachtet und — soweit eben die Würdigkeit reicht — anerkannt zu werden. Ihrem Rate folgend, habe ich nun, da nach mancher Verzögerung der Druck bei Cotta begonnen hat, einen kurzen Prolog oder vielmehr eine Zuneigung dazu geschrieben, die ich jedoch nicht der Presse übergeben möchte, ohne sie vorher Ihrem Urteil vorzulegen. Ich schließe daher das Manuskript bei mit der Bitte, demselben einen Blick zu schenken und dafern Ihnen irgend eine Änderung wünschenswert erscheinen sollte, mich mit einer Zeile freundlich davon in Kenntnis zu setzen.

Der zweite Band der Gedichte unseres überrheinischen Poeten[1]) wird Ihnen gewiß schon zu Gesichte gekommen sein. Mich haben diese Lieder nur darum schmerzlich berührt, weil sie den völligen Untergang eines großen Talentes beurkunden. Was in ästhetischer Hinsicht noch gut ist, stammt entweder aus früherer Zeit oder ist ein schwächerer Nachhall derselben. Das eigentlich Neue ist ebenso formlos als unklar, ebenso poesielos als frech. Herwegh hat den Gott in seiner Brust erschlagen; mit Schrecken wird er das einst spüren, mit Entsetzen wird er zugleich gewahr werden, daß er jetzt nicht mehr umkehren kann

---

[1]) Georg Herwegh.

und daß sein Weg vorwärts ins ewig Leere geht. Er, der aufging wie ein Stern, wird haltlos verwehen wie ein gelbes Blatt im Winde. — Seine gegen mich und Freiligrath gerichteten Angriffe habe ich ruhig verachten können. Streiche, die nicht treffen, schmerzen nicht. Doch läßt sich auf solche Dinge nicht anders antworten als durch Schweigen.

Vielleicht ist es mir vergönnt, wenn ich gegen das Ende des nächsten Monats auf meiner Rückreise nach Norddeutschland Karlsruhe berühre, Sie persönlich aufzusuchen und mich dann über manches, was mich erfüllt und bewegt, weitläufiger auszusprechen. Bis dahin ersuche ich Sie, mir das so freundlich geschenkte Interesse gütig zu erhalten und verbleibe, indem ich mich zugleich Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen bitte,

mit treuer Anhänglichkeit und Ergebenheit

der Ihrige

Emanuel Geibel.

„Meister Andrea", das ursprünglich die „Seelenwanderung" hieß, zählt zu den graziösesten heiteren Stücken der deutschen Bühne. Es ist lebhaft zu bedauern, daß es so äußerst selten zur Aufführung kommt. Geibel hat das liebenswürdige Stück mit freier Bearbeitung von Boccaccios Erzählungen, „Calandrino und der Heliotrop" und „Calandrinos gestohlenes Schwein" im Dekamerone benutzt. Er versucht, uns in die Blütezeit der florentinischen Kunst zu versetzen. Der Bildschnitzer Andrea, die verkörperte Zerstreutheit, ist ein Kabinettstück humoristischer Charakter-

schilderung. Auch die übrigen Künstlerphysiognomien sind mit sicheren Strichen gezeichnet: Matteo, der einseitige, herrische und hitzige Pedant, Pandolfo, der angehende Hagestolz und Lebemann, der pathetische Dichter Luigi, die schalkhaft unbefangene Margherita und andere. Der Dialog ist witzig und in der Führung meisterhaft. Ursprünglich wurde das Stück auf Wunsch der späteren Königin Augusta geschrieben, und 1847 spielte Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kronprinz und deutsche Kaiser Friedrich III., mit großer Bravour den Maler Buffalmaco. Die Aufführung war sehr gelungen, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu der auch König Friedrich Wilhelm IV. sein Erscheinen zugesagt hatte. Der Monarch zeichnete denn auch bei diesem Anlaß, im Februar 1848, den Verfasser durch eine sehr warme Ansprache aus. Im März 1849 sandte Prinz Friedrich Wilhelm dem Dichter mit einem freundlichen Schreiben ein von Hermann Kretzschmar — dem Maler der Königin Amalie von Griechenland und Freunde Geibels aus der Athener Zeit — gezeichnetes Erinnerungsblatt an jene Aufführung. Den Mittelpunkt bildet der Dichter auf dem durchgehenden Pegasus, in Arabesken sind ringsherum die Hauptszenen des Stückes dargestellt und die Namen der Darsteller eigenhändig eingetragen. Das erwähnte schmeichelhafte Schreiben des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen hatte folgenden Wortlaut:

Berlin, den 7. März 1849.

Als Sie im März vorigen Jahres die große Gefälligkeit hatten, nach Berlin zu kommen, um uns

bei der Aufführung Ihres Lustspiels „Die Seelenwanderung“ („Meister Andrea“) zu unterstützen, hatten meine Freunde und ich die Absicht, Ihnen schon damals ein Andenken an jene Tage als Zeichen unserer Dankbarkeit zu geben. Die traurigen Ereignisse aber, die wenige Tage nach dieser Freude eintraten, verhinderten die Ausführung desselben.

Jetzt aber, da der Jahrestag heranrückt, wollten wir diesen Augenblick der Ruhe benutzen und beschlossen, Ihnen beifolgendes Blatt als Andenken zu senden. Ich brauche keine Beschreibung hinzuzufügen, da Sie sich gewiß die Einzelheiten desselben erklären werden können. Ich hoffe, daß die Zeichnung auch Ihren Beifall finden wird und Sie sich bei dem Anschauen derselben gern an die Zeit erinnern werden, wo wir hier zusammen waren und manche heitere Stunde verlebten. Meinerseits kann ich Sie versichern, daß es mir stets eine große Freude war, wenn ich Sie bei mir sehen konnte, und ich hoffe, daß ich bald wieder, in einer besseren und ruhigeren Zeit, dies Vergnügen genießen werde.

Indem ich Ihnen hiermit meinen und meiner Freunde herzlichsten Dank für Ihre große Mühe und Gefälligkeit ausspreche und Sie bitte, beifolgendes Blatt freundlich anzunehmen, verbleibe ich

Ihr dankbarer

gez. Friedrich Wilhelm, Pr. v. Pr.

1850 beabsichtigte Karl von Holtei, den „Meister Andrea“ in der Urschrift in Hamburg aufzuführen. Geibel gab dem Dichter, Schauspieler und Schauspiel=

direktor Vollmacht, nach Belieben zu streichen und zu ändern und schrieb ihm u. a.[1]), daß die früheren Theatererfahrungen in Bezug auf den Roderich so durchaus trübseliger Art gewesen seien, daß es ihm ordentlich schwer falle, zu glauben, das Ding solle nun einmal so glatt abgehen, und daß er von Tag zu Tag auf den nachhinkenden Boten gewartet habe mit der Meldung: es gehe doch nicht. Da sich dieser jedoch bis dahin nicht eingefunden, so wolle er nicht unterlassen, ihm zu melden, daß er ihm sehr zu Dank verpflichtet wäre und sich sehr freuen würde, wenn der vortreffliche Schauspieler Marr in Hamburg den Andrea darstellte. Gehe die Sache ihren ruhigen Gang und werde die erste Vorstellung der „Seelenwanderung“ einigermaßen günstig aufgenommen, so wolle er zur zweiten Vorstellung selbst nach Hamburg kommen. Holtei machte später in der Mitte der 50er Jahre das kleine Lustspiel in vielen Städten durch Rezitation bekannt.

Besonders gefiel „Meister Andrea“ bei der Aufführung zu München am 13. Februar 1855. Die geniale Leistung des alten Schauspielers Jost in der Titelrolle, der den zerstreuten dicken Bildschnitzer mit so viel feinen Zügen ausstattete, daß man das psychologische Wagnis durchaus glaubhaft fand, verhalf dem Stück zu einem durchschlagenden Erfolg. Noch im Alter erinnerte sich Paul Heyse der Darstellung mit Entzücken.

Geibels hervorragendstes Meisterwerk ist die Tragödie „Brunhild“. Der Stoff ist der Nibelungen-

[1]) Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch von Arno Holz, 1884 Berlin S. 49 ff.

sage entlehnt und der Verfasser hat darin das Schicksal Brunhilds als ein unabhängiges Ganzes herausgeholt und zu einer Tragödie von erschütternder Wirkung und musterhaftem Bau gestaltet. Karl Leimbach hat recht, wenn er[1]) behauptet, daß von den vielen szenischen Bearbeitungen der Nibelungensage diese die glücklichste sei. Nicht am wenigsten deshalb, weil sie nicht den ganzen kolossalen Stoff des Epos darzustellen suche, sondern in den Grenzen der „7 Tage" von der Doppelhochzeit bis zu Siegfrieds Ermordung bleibe und nur den Hauptnerv der Sage, das Verhältnis Brunhilds zu Siegfried, erfasse, dessen tragischer Ausgang den vernichtenden Rachegedanken in Krimhilds Seele reifen lasse. Der Hauptvorwurf, der gegen das Drama, namentlich von Rudolf Gottschall, erhoben wurde, bestand darin, daß die Personen und Verhältnisse zu sehr modernisiert sind.

Geibel, der an die Aufführung seiner Stücke stets den höchsten Maßstab anlegte, war von der am 3. Januar 1861 stattfindenden Münchener Aufführung und der von dem Regisseur Dahn geleiteten Inszenierung sehr befriedigt. Er spricht sich darüber in einem Brief an seinen Schwager Professor Claudius in Marburg vom 8. Januar 1861 aus[2]): „Die tausend Vorbereitungen und Anordnungen für das Stück, die Besprechungen wegen des Kostüms, der Dekoration, der Musik, die vielen Proben im Zimmer und auf den Brettern nahmen wochenlang fast alle meine Zeit in Anspruch. Am 3. fand dann endlich die Aufführung statt

[1]) Emanuel Geibel. Von Karl Leimbach, Wolfenbüttel 1884. S. 295.
[2]) Emanuel Geibel. Von Carl C. T. Litzmann, Berlin 1887. S. 217.

und zwar mit entschiedenstem Erfolg: der erste und vierte Aufzug zogen am wenigsten, der zweite und fünfte schlugen gewaltig durch, der dritte aber war von so kolossaler Wirkung, daß ich erstarrt und völlig überwältigt dem eigenen Werke gegenübersaß. Frau Straßmann-Damböck übertraf sich aber auch selbst und spielte mit so hinreißender Leidenschaft, daß unsere kleine liebenswürdige Dahn-Hausmann, mit all dem reizenden Zauber ihrer Weiblichkeit, wie der bleiche Mond des Tages neben der feuersprühenden Sonne verschwand. Dahn war sehr gut als Günther; Böttger sprach sehr gut, doch fehlte es ihm an dämonischer Macht des Spiels; die kleine Rolle des Giselher wurde mit erschütternder Vollendung ausgeführt. Zu klagen habe ich über niemand. Und da die neuen Kostüme reich und würdig, die Dekorationen prachtvoll waren, so kam eben alles zusammen, um eine Vorstellung zuwege zu bringen, wie sie in München seit Jahren nicht gesehen war. Das Publikum war denn auch in einem Jubel. Alle Hauptdarsteller wurden vielfach gerufen. Ich selbst mußte nach dem 2., 3. und 5. Aufzug vor die Lampen. . . . . Verzeih, daß ich Dir von nichts vorschwatze als von meinem Stück. Ich bin aber noch so voll von den frischen Eindrücken, daß ich Mühe habe, meine Gedanken anders zu lenken."

Die Kritik, die, mit wenigen Ausnahmen, an Geibels Theaterstücken kein gutes Haar ließ, wollte auch Brunhild nicht anerkennen. Es gereicht Paul Lindau zur Ehre, daß er anläßlich der Aufführung des Stückes in Berlin im Juni 1872 mit Klara Ziegler in der Titelrolle bemüht war, der Tragödie gerecht

zu werden. Als er Geibel seine Besprechung sandte, war dieser sehr dankbar für das objektive Urteil. Er schrieb ihm aus Travemünde am 19. Juni: „Ich darf nicht länger säumen, Ihnen für Ihre Besprechung der Brunhild herzlich zu danken, die endlich einmal das wirkliche Hauptverdienst des Stückes als Hauptsache behandelt, nämlich die dramatische Entwicklung der ganzen Handlung aus einem einzigen starken Leidenschaftsmotiv. Seltsam ist, daß unsere meisten Theaterkritiker von dem, worauf es beim Drama eigentlich ankommt, so blutwenig verstehen, ja, daß selbst hochbegabte Poeten darüber völlig im Unklaren sind. Wie oft habe ich mich zum Beispiel vergeblich bemüht, einem mir befreundeten Dramatiker auseinanderzusetzen, daß nicht das bloße Ereignis, der äußerliche Vorgang, die unvorbereitet hervorspringende Tat dramatisch wirken, sondern nur das sichtbar Werdende, innerlich Reife der zuletzt zur Tat führenden Entschlüsse. Er begreift mich eben nicht und fährt fort, Geschichten zu dialogisieren, allerdings oft mit so glücklicher Charakteristik und mit so eigentümlich frischer volkstümlicher Diktion, daß man trotz des Mangels fast aller zusammenhängenden Fortbewegung seine Stücke doch gern liest. Was ich über die Darstellung der Brunhild höre, klingt untröstlich genug, und es ist gewiß besser, daß ich nicht dabei gewesen bin. Denn obwohl sonst dankbarer Zuhörer, bin ich doch bei Aufführung eigener Sachen nur allzu geneigt, bloß das Druckfehlerverzeichnis zu hören."

Mit großer Liebe arbeitete er an einem dreiaktigen dramatischen Märchen „Die Lorelei", das

Felix Mendelssohn-Bartholdy, den er persönlich kennen gelernt hatte, vertonen sollte. Es hätte dem Dichter große Freude gemacht, sein Libretto auf der Bühne zu sehen. Leider blieb es infolge des am 4. November 1847 eingetretenen Todes Mendelssohns unvollendet. Der Text erschien im Jahre 1861, und gestattete später der Dichter dem Komponisten Max Bruch, zu der „Lorelei" die Musik zu schreiben.

Große Freude und Genugtuung bereitete es dem Verfasser, daß sein Freund, der Schweriner Intendant Gustav zu Putlitz, 1866 das Drama: „Sophonisbe" zur Erstaufführung brachte. Die spätere Widmung des Buches an den Intendanten war des Dichters Dank dafür. Im zweiten Band seiner „Theatererinnerungen" erzählt Putlitz in fesselnder Weise über die Premiere, daß Geibel ihm das Trauerspiel „Sophonisbe" noch im Manuskript zuschickte und ihn bat, es aufzuführen. Es war eine gewagte Probe, doch der Versuch gelang glänzend. Der Dramatiker verlangte von ihm ein freimütiges Urteil, sehr bedauernd, daß die Theaterleitung Putlitz's in Schwerin nur noch wenige Wochen dauern sollte, und er daher befürchten müßte, daß das Stück dort vielleicht nicht mehr zur Aufführung gelangen würde. Putlitz kannte die Tragödie schon, da er auf manchem Spaziergang mit dem Dichter in vielen poetisch bewegten Stunden über Stoff, Aufbau und Charakteristik von „Sophonisbe" verhandelt, gesprochen, gestritten und sich dann geeinigt hatte. Das Werk war ihm noch vor seiner Fertigstellung sehr lieb und wert geworden, und als er es nun in vollendeter Gestalt gelesen, wuchs seine Begeisterung dafür,

aber auch seine Bedenken für eine Aufführung wurden nicht geringer. Immerhin war es die bedeutende Schöpfung eines wahren Dichters, vollendet in der Form und der Rede, sowie edel in allen Intentionen, und wenn auch vielleicht nicht besonders stark in den Motiven, so doch mit sicherer dramatischer Hand durchgeführt. Und selbst wenn der Verfasser nicht sein Freund gewesen, hätte er es als Ehrensache betrachtet, ihm die erste Aufführung zu ermöglichen. Dann sagt er wörtlich: „Ich versammelte also die Schauspieler, stellte ihnen die Sache vor und fragte, ob sie es unternehmen wollten, kurz vor Schluß der Bühne, in verhältnismäßig fast zu knapper Zeit, ein Drama herauszubringen, das alle Kräfte, gründliches Studium, volle Hingabe erforderte und dessen dramatischer Erfolg immerhin erst zu konstatieren sei. Einstimmig versprachen sie, alles daran zu setzen, der Aufgabe gerecht zu werden, und ich wußte aus vielen Fällen, daß ich mich auf dieses Versprechen verlassen konnte. In drei Tagen waren die Rollen ausgeschrieben, verteilt und die Leseprobe gehalten. Ich konnte dem Freunde ebenso schnell, als er meine Kritik erwartet hatte, zu seiner größten Überraschung schreiben, daß ich ihm das sicherste Urteil über die dramatische Wirksamkeit seiner Dichtung durch eine in kaum 14 Tagen bevorstehende Aufführung statt jeder anderen immerhin einseitigen Beurteilung offeriere! Zu den Proben kam nun der Dichter selbst aus Lübeck herüber, fand sein Stübchen in unserm Hause bereit und auf dem Theater das Studium seines Werkes überraschend vorgeschritten. Aber Frau Otto-Martineck, die sonst so

Unermüdliche, hatte sich erkältet, war zu fast völliger Tonlosigkeit heiser, und damit sollte sie die Riesenaufgabe der Titelrolle in wenig Tagen, die nur noch blieben, überwältigen. Wir alle verzagten, nur die Künstlerin selbst nicht, die fest versicherte, sie würde, und in voller Kraft, der Aufführung nicht fehlen. Sie hielt Wort, hat aber jedenfalls die Rolle in heftigem Fieber studiert und dadurch vielleicht der ganzen Auffassung und Durchführung eine Erregtheit gegeben, die den poetischen Reiz der Figur nur noch erhöhte. Daß das Stück immerhin einen würdigen, edlen Eindruck machen mußte, davon überzeugte ich mich in den Proben mehr und mehr; ob es dramatisch wirksam werden würde, war mir nicht so sicher, noch dazu, da ich die geringe Teilnahme meines Publikums für antike Stoffe kennen zu lernen zu oft Gelegenheit gehabt hatte. Es kam eben darauf an, ob der Schwung der meisterhaften Verse, der Klang des beflügelten Wortes, den der Dichter um sein Werk tönen ließ, es begeistern und hinreißen würde. Als der Abend der Aufführung herannahte, wurde mir die Verantwortlichkeit, die ich übernommen hatte, immer fühlbarer und ich mußte sie an der Seite des Dichters durchführen. Mit banger Spannung, das Höchste an Erfolg erwünschend, saß ich da. Aber ich baute auf meine Hilfstruppen auf der Bühne, und sie standen glänzend zu mir; Stück und Darstellung ergriff die Zuschauer weit über das Maß des Erhofften, und wo, für mich wenigstens, einige Inkorrektheiten, erzeugt durch das überstürzte Einstudieren, sich hätten bemerkbar machen können, riß das Feuer der Darsteller darüber fort, und

wo die Gefahr drohte, daß die Teilnahme an der Handlung oder Situation hätte erlahmen können, trugen die Schwingen der Verse, umrauscht vom Klange der Rede, erhebend über diese Besorgnis hin. Der Dichter wurde wiederholentlich aus voller Begeisterung vor die Lampen geführt, und wir errangen einen vollständigen, durchgreifenden, lauten Erfolg."

Dem Dramatiker Geibel wurde die hohe Genugtuung zuteil, daß er mit seiner „Sophonisbe" den Schillerpreis erhielt. Durch ein Schreiben seines Gönners, des Kultusministers Heinrich von Mühler, vom 8. November 1868, wurde er davon in Kenntnis gesetzt, daß die Preiskommission, bestehend aus dem Generalintendanten Botho von Hülsen, den Professoren Ranke, Hotho, Curtius, Droysen und Köpke in Berlin, Prof. Hermann Hettner in Dresden, Hoftheaterdirektor Eduard Devrient in Karlsruhe und Oberbibliothekar Scholl in Weimar, ihm für das Stück tausend Taler in Gold und eine Denkmünze zuerkannt habe. Die Vorderseite derselben zeigt das einander deckende Reliefporträt des Königs Wilhelm I. und der Königin Augusta von Preußen und die Rückseite dasjenige Schillers. Auf dem äußeren Rand steht eingraviert: „Schillerpreis für Sophonisbe für Emanuel Geibel 1869." Als er Kunde von dieser Auszeichnung erhielt, richtete er am 12. November 1869 an den Kultusminister von Mühler ein Dankschreiben. Er hob darin hervor, daß ihm zwar sehr wohl bewußt sei, wie manches seiner Tragödie mangele, um ein absolut würdiges Preisstück zu sein. Doch lasse ihn der Gedanke, daß solches in unseren Tagen kaum zu finden sein dürfte und daß durch

den Preis nicht bloß die vollendete Leistung belohnt, sondern auch ein ernstes, beharrliches und gewissenhaftes Streben anerkannt und ermutigt werden solle, die Auszeichnung ebenso dankbar und unbefangen annehmen, wie er sie freudig einem Besseren gegönnt hätte. Mehrere größere Bühnen beeilten sich, das preisgekrönte Stück aufzuführen. Das Berliner Königliche Schauspielhaus gab es bereits Ende Dezember 1869 und erzielte einen günstigen Erfolg. Von den zahlreichen Urteilen über das Drama ist besonders das Gustav Freytags interessant, das er in den „Grenzboten"[1]) abgibt. In der Einleitung bemerkt er, daß Geibel einer der berühmtesten unter den lebenden deutschen Lyrikern und einer der jüngsten und letzten Dichter jener großen Blütezeit deutscher Lyrik sei, die 100 Jahre von Klopstock bis zu dem politischen Kampf der Gegenwart umfasse. Auch als Patriot sei er ein werter Bundesgenosse und deshalb müsse ihm die Achtung erwiesen werden, die er von seinem Volke beanspruchen dürfe. Nachdem Freytag den geschichtlichen Stoff, der dem Drama Sophonisbe zugrunde liegt, analysiert und nachgewiesen, daß in demselben sehr anziehende Charaktere, heftig entbrennende Leidenschaften und ein starker Konflikt, sowie höchst wirksame Situationen vorhanden seien, sagte er schließlich[2]): „Das Stück hat ein echter Dichter gemacht. Ton und Farbe sind durchaus eigenartig. Viele ausmalende Episoden geben fast allzu reichen Schmuck und eine

[1]) 1869. No. 5.

[2]) Vergl. auch Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. Von Gustav Freytag. Leipzig 1888. S. 295.

Stimmung, wie man sie durch ein reizendes morgenländisches Märchen erhält. Die edle gehobene Sprache wird im Höhepunkt: Scipio unter den Numidiern und in der Katastrophe zu schönem Pathos. Das Kunstwerk ist in mehreren Hauptsachen nicht gelungen, aber der Künstler bleibt dem Leser wert. Der Dichter, welcher die Aufgabe lockend findet, eine junge, verführerische, kluge Diplomatin von punischem Blut mit der heißen Leidenschaft und Heldenkraft eines numidischen Häuptlings zu gesellen und Beiden dadurch ein tragisches Schicksal zu schaffen, welches die Heldin vernichtet, der müßte doch zuerst den unbefangenen Anteil der Beiden gewinnen, indem er ihre auflodernde Leidenschaft unter günstigen Verhältnissen darstellt, verschieden gefärbt nach ihrem Charakter, vielleicht so gewendet, daß Masinissa die Sophoniba und ihren Vater auf der Reise zu Syphax gefangen nimmt und ritterlich beschützt. Und ferner im zweiten Akt, daß der staatskluge und doppelzüngige Hasdrubal den Masinissa täuscht, dazu die Tochter zum nichtwissenden Werkzeug gebraucht, etwa durch den Vorwand, den Masinissa und Syphax auszusöhnen; dann im dritten Akt, daß Sophoniba dem Syphax wider ihrer Seele Wunsch vermählt und Masinissa verraten wird und in finsterer Leidenschaft sich aus Cirta in das Lager des Scipio rettet und den Römern zuschwört. Ferner im vierten Akt, daß Masinissa seine Rache an Syphax in der Schlacht nimmt und wieder der Sophoniba gegenüber tritt, in welcher jetzt auch das heiße Gefühl überwindet und daß Beide dem Verhängnis verfallen, welches ihnen ihre Vergangenheit bereitet, ihm, weil

er ein Parteigänger Roms geworden ist, ihr, weil sie den Geliebten zu den Römern gescheucht hat. Ob auf solcher oder ähnlicher Grundlage ein gutes und wirksames Stück aufzubauen wäre, das würde unter anderem davon abhängen, ob es dem Dichter gelänge, die Handlung in wenigen Personen und großen Situationen zusammenzuschließen, und ob er im stande wäre, die Charaktere der beiden Helden durch reiche bedeutsame Einzelschilderung lebendig zu machen. Bequemer ist der Stoff freilich für die große Oper."

Eine späte, aber wertvolle Frucht des alternden Dichters, die er gewissermaßen seiner Schwäche abringen mußte, ist das kleine dramatische Schauspiel „Echtes Gold wird klar im Feuer". Die Dichtung führt in die unmittelbare Gegenwart. Prinz Lothar, Oberst eines Ulanenregiments in einer deutschen Residenz, hat sein Herz von der Gräfin Holmfeld, mit der er verlobt ist, abgewendet und verehrt die hervorragende, geistvolle und schöne Künstlerin Helene. Trotzdem ihr die Huldigungen des Prinzen wohltun, läßt ihr Gesinnungsadel eine Annäherung nicht zu. Auch steht ihr ihre Kunst höher als die Liebe. Als daher der Prinz seine Zuneigung ihr offen bekennt, hält Helene ihn davon ab und führt ihn der Gräfin, diesem „echtesten Juwel der Weiblichkeit", wieder zu. Sie hat die Braut des Prinzen während des deutsch-französischen Krieges kennen gelernt, als sie mit ihr gemeinsam Samariterdienste in den Lazaretten tat. Helene schildert dem Prinzen die grenzenlose Liebe seiner Braut zu ihm und erklärt, als er sich darüber skeptisch äußert:

Daß das Herz,
Das Frauenherz, nicht kälter im Palast
Als in der Hütte schlägt.

Auf seine Einwendungen, daß die Gräfin ihm gegenüber stumm und zurückhaltend sei, erwidert sie:

Ein weiblich Herz
Voll treuer Neigung bietet sich nicht an.
Erraten will es sein und alles nur
Der unbestochnen Wahl der Liebe danken,
Was sollt es in der Ungewißheit Pein,
Vielleicht im Stolz gekränkter Hoffnung, tun,
Als sich verhüllen?

Das Stückchen ging in den letzten Lebensjahren des Dichters über viele Bühnen und erzielte überall, wo man für wahre Poesie noch Verständnis hatte, lebhaften Erfolg.

Lübeck im Leben und in der Dichtung Geibels.

In seinem „Klassischen Liederbuch" singt Emanuel Geibel das hohe Lied der Heimatsliebe und der Heimatssehnsucht mit den Worten:

Wohl begrüßt ich dereinst Siziliens prangende Fluren
Und des Euböergestads üppiges Traubengefild,
Sparta sah ich, die glänzende Stadt am beschilften Eurotas,
Und wohin ich auch kam, ehrten sie freundlich den Gast.
Aber die Sehnsucht nicht in der Brust mir konnt' es beschwichten,
So vor jeglichem Land war mir das heimische süß.

Es hat nur wenige deutsche Dichter von Weltruf gegeben, die ein so stark ausgeprägtes Heimatsgefühl besessen haben, wie Geibel. Soviel er auch herumreiste, fremde Länder und Menschen kennen lernte und überall, wo er erschien, mit Liebe und Anerkennung aufgenommen wurde, so vermochte er sich doch nirgends so glücklich und heimisch zu fühlen wie gerade in seiner geliebten Vaterstadt. Wo er auch sein mag, immer

zieht es ihn mit seinem Herzen nach der alten Stadt an der Trave. Die freie und Hansestadt dankte es denn auch ihrem berühmtesten Sohn, indem sie ihn bei vielen Anlässen mit Ehren, Würden und Auszeichnungen aller Art überhäufte und mit einem herrlichen Denkmal die Erinnerung an ihn für allezeit hochhielt.

Die ehrwürdige Stadt, durch deren Straßen noch ein Hauch des Mittelalters weht, die mit ihren schmalen Giebelhäusern, gotischen Fenstern, Erkern und roten Spitzdächern gar mächtig die Phantasie des Dichters anregte, wirkte mit einer Fülle von Eindrücken schon auf das empfängliche Kinder- und Jünglingsgemüt. Und erst der Anblick des Meeres in seiner gewaltigen Größe, das geschäftige Treiben im Hafen mit seinem regen Schiffs- und Handelsverkehr, die biedere, kernige Bevölkerung — alle diese Momente trugen dazu bei, die schwärmerische Liebe des Lübecker Pastorsohnes zu seinem Geburtsort zu vertiefen.

Goethe erzählt einmal, daß er oft an dem Giebelfenster seines Mansardenstübchens gestanden und auf die lange Reihe der Gärten und Weinberge, die in halbdämmriger Ferne ein Hügelstreifen umsäumte, geblickt habe. Und im Anschauen der unendlichen Weite habe er die Sehnsucht gelernt. So wird wohl auch dem Knaben Geibel, wenn er am Meere stand und hinausschaute in die endlose Flut, sich die Sehnsucht genaht sein und den Quell der Dichtkunst in seiner Seele erschlossen haben. In der Tat klingt diese Sehnsucht durch seine Lyrik bis in sein spätestes Alter hinein.

In Bonn, Berlin, Griechenland, München, Stuttgart, kurz überall, wo immer er auch weilen mochte, lebte das nie versiegende Verlangen in ihm nach seiner Heimatstadt. In seinen Briefen aus der Fremde kehren darum stets mehr oder weniger bewegliche Klagen und Elegien wieder, wie sie Exilierte oder Emigranten anstimmen, wenn sie sich der Stätte ihrer Kindheit erinnern, die sie verlassen mußten. Als er, während seiner Studentenzeit im August 1835, einmal erkrankte, leitete zwar der Arzt sein Leiden von dem allzu schroffen Witterungswechsel und allzu großer Blutfülle her. Aber wer ihn näher kannte, erklärte das Übel für nichts weiter als ein körperliches Heimweh, das ihn mit Urgewalt befallen hätte. Er selbst meinte: „Denn ich will es nur bekennen, ich habe, wenn ich es auch in meinen Briefen an Euch nicht so stark aussprach, sehr an Heimweh gelitten." Er war entzückt, wenn Landsleute ihn besuchten, und freudigen Herzens schreibt er der Mutter am 22. November 1835, daß ihm der Umgang mit einigen Lübeckern ein wahrer Segen sei. „Es können tausend Erinnerungen mitgeteilt, tausend wohlbekannte Dinge angeregt werden und selbst Scherz und Ironie sprudeln voller."

In den Briefen aus München spricht sich selbst in der glücklichsten Zeit des Aufenthaltes des Poeten in Isar-Athen der lebhafte Wunsch aus, nicht nur Lübeck und die dortigen zahlreichen Freunde und Bekannten wiederzusehen, sondern auch in der freien und Hansestadt sich dauernd niederzulassen und aus dem Getriebe der Großstadt herauskommend in dem lieben

heim an der Trave ferner zu leben und zu wirken. Dies bestätigt u. a. der treue Jugendfreund Geibels, der spätere berühmte Gynäkologe an der Kieler Universität Carl C. T. Litzmann in seinen persönlichen Erinnerungen an Emanuel Geibel[1]). So schrieb Frau Ada zugleich im Namen ihres Mannes an ihre Geschwister (März 1853): „Wie gern kämen wir nach Lübeck; wenn es bloß mit der ungeheuren Sehnsucht getan wäre, säßen wir schon längst wieder bei Euch, um immer da zu bleiben. Aber es geht doch nun einmal nicht."

Als daher, wie wir erzählt haben, durch den Konflikt des Dichters mit König Ludwig II. von Bayern für ihn der fernere Aufenthalt in München unmöglich gemacht wurde, war nun sein seit vielen Jahren gehegter Entschluß, seine Zelte in der Hauptstadt Bayerns abzubrechen und seine geliebte Heimat aufzusuchen, um dort seine Tage zu beschließen, unerschütterlich gefaßt. Die Wanderjahre hatten nun ein für alle Mal ein Ende und selbst, wenn es sein körperlicher Zustand erlaubt hätte, wäre er nicht mehr dazu zu bewegen gewesen, den Wanderstab aufs neue zu ergreifen. Das Gefühl, durch die Gnade des hochherzigen Königs Wilhelm I. in seiner Vaterstadt in sorgenloser Lage wohnen zu können, machte ihn außerordentlich glücklich. „Ich würde mich am Ziele aller Wünsche glauben", schreibt er einige Tage darauf seinem Freunde, dem Dichter Heinrich Kruse, „wenn mein zunehmendes Körperleiden nicht fort und fort seine trüben Schatten über mein Leben würfe."

[1]) Berlin 1887, S. 133 ff.

Zahlreich und herzlich waren die Auszeichnungen und Huldigungen, mit denen Lübeck ihren wiedergekehrten, berühmten Sohn überschüttete. Der Senat verlieh ihm bald nach seiner Ankunft das Diplom eines Ehrenbürgers und die Zweig-Schiller-Stiftung dasjenige ihrer Ehrenmitgliedschaft.

Das betreffende Diplom der Verleihung des Ehrenbürgerrechts hatte folgenden Wortlaut: „Der Senat der freien und Hansestadt Lübeck verleiht dem Dichter Emanuel Geibel in Anlaß der Rückkehr desselben zum bleibenden Wohnsitz in Lübeck, sowie in voller Würdigung seines Dichterruhms und in dankbarer Anerkennung der in seinen Gedichten der Vaterstadt Lübeck vielfach bewährten patriotischen Gesinnung hiermit das Lübeckische Ehrenbürgerrecht."

Am 9. Dezember 1868 wurde ihm zu Ehren ein Fackelzug und ein Festmahl veranstaltet. Mannigfaltig waren die Ehrengaben, die ihm gespendet wurden, so u. a. ein silbernes Schreibzeug, eine goldene Feder, ein silberner Pokal, ein Ohm feinen Rheinweins und vieles andere.

Bei dem schon erwähnten Festbankett erwiderte er auf ein auf ihn ausgebrachtes Hoch, daß er aus dem Grunde in der Travestadt sich so außerordentlich glücklich fühle, weil sein Herz ihn stets dahin gezogen habe. Er sagte u. a.: „Indem ich nach Worten suche, Ihnen zu danken und den Gefühlen, die mich bewegen, Ausdruck zu geben, schweifen meine Gedanken unwillkürlich zurück zu jenem Tage, an

welchem Sie mir gestattet hatten, in Ihrem Namen als Dichter das Wort zu führen. Mir ist es mit jenem Gruße ergangen, wie dem Bewohner der Ebene, der ahnungslos im Gebirge einen Schuß abfeuert und nun selbst erstaunt ist über die Wirkung, welche er hervorgebracht hat. Denn wie ihm nah und fern in hundertfach fortwachsendem Echo die Gipfel der Berge antworten, so ist auch mir ein mächtiger vielseitiger Widerhall zurückgekommen; nicht nur aus allen deutschen Gauen, diesseits und jenseits des Mains, sondern auch vom fernen Strande der Seine und von den Gletschern der Schweiz, aus dem Herzen Italiens und über den Ozean her von den Waldgestaden des Missisippi. Ich darf von dieser Wirkung ohne Unbescheidenheit reden, denn sie war kein Erfolg des Dichters, sie war ein Beweis, daß der Gedanke der wiedergewonnenen Ehre des Vaterlandes und des sich kräftig verjüngenden deutschen Lebens nur ausgesprochen werden darf, um sich die Zustimmung von Hunderttausenden zu erwerben. In den Lorbeerwäldern des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der königlichen waffenstolzen Spree, wie in den glänzenden Kunsthallen an der Isar beschlich mich immer wieder Heimweh nach den Stätten meiner Jugend, und ich fand nicht Ruhe, bis ich die wohlbekannten Türme vor mir aufsteigen sah und das Geläute der Glocken von St. Marien hören konnte. Was mich immer wieder vertrieb war der Geist, den ich in allen Wandlungen der Zeit unverfälscht hier wiederfand, der Geist prunkloser Tüchtigkeit und ehrenhafter Sitte, der Geist menschlichen Wohlwollens und gegenseitigen Vertrauens, der Geist des echten,

wahren Bürgertums und der treuesten Vaterlandsliebe. — Gott segne Lübeck! Der alten Burg der Hansa und ihren Lenkern ein dreifaches Hoch!"

Das Lied, das nach dem Fackelzug von den Lübecker Sängern vor dem Hause des Gefeierten nach der Melodie „Das ist ein freier Mann" gesungen und von Karl Kindermann verfaßt wurde, hatte folgenden Wortlaut:

Ströme hervor mit hellem Klang
Und froh'ster Sangeslust
Jubelnd, o Lied, zu Gruß und Dank
Aus tiefster Sängerbrust!
Schwinge in vollen Chören
Dich himmelan!
Töne, o Lied, zu Ehren
Dem deutschen Mann!

Sei uns gegrüßt, Du deutscher Hort,
Du edles Dichterblut!
Mit der Begeist'rung freiem Wort
Stehst Du in Deutschland's Hut!
Drum darfst Du frei bekennen,
Was Dich durchglüht,
Frei Deutschlands Hoffnung nennen
Im deutschen Lied!

Vom Fels zum Meer, auf Flur und Höhn,
Wo deutsche Sitte blüht,
Mög' unser Banner freudig weh'n,
Vereinend Nord und Süd.

Hoch über freie Eichen
Im Morgenrot
Glüh' uns'rer Einheit Zeichen:
Schwarz, weiß und rot!

Ja, Heil Germaniens echtem Sohn!
Hell tönt's im Herzen nach,
Was Deiner Laute Silberton
Uns aus der Seele sprach.
Wie auch der Undank lohne
Die deutsche Treu:
Dich ziert die Lorbeerkrone,
Denn Du bist frei!

Von der ungeheuren Volkstümlichkeit, deren sich Geibel in Lübeck bereits im Jahre 1848 erfreute, gibt Karl v. Holtei in seiner Selbstbiographie „Vierzig Jahre"[1]) — aus dem Dezember 1848 — die nachstehende kleine, interessante Erzählung zum besten: „Ich fand in der ganzen Stadt an allen Stätten patriotische Ehren für Geibel verbreitet. Daß man ein schönes Schiff Emanuel Geibel getauft, könnte für eine von Einzelnen ausgegangene Huldigung betrachtet werden, daß aber z. B. ein stilles, fleißig arbeitendes Nähermädchen, das ich bei der Schauspielerin Weber sitzen und nähen sah, sich plötzlich in unser Gespräch mischend, als von ihm die Rede war, mit Lebhaftigkeit eine seiner Dichtungen nannte, deren Titel mir augenblicklich entfallen war, das ist ein redendes Zeichen. Jeder Mensch weiß von ihm; Arbeitsleute, die wahr=

[1]) Bd. 8, Seite 204 ff.

scheinlich außer der Bibel nie ein Buch vor Augen hatten, zeigen dem Fragenden den Weg nach Geibel's Wohnung und sie tun es mit einem unverkennbaren Ausdruck von Stolz. Das spricht nicht bloß für Geibel, es spricht auch für Lübeck. Denn ich kenne manches Städtchen, welches für den Sohn aus seinen Mauern, weil er sich den Musen widmete, nur Spott oder Groll oder Geringschätzung hatte, wobei freilich zu bedenken ist, daß nicht viele, die sich den Musen widmeten, Geibels waren. Ich liebe Lübeck, weil es seinen Geibel liebt. Darin spricht sich Pietät aus, und ohne diese gibt es keine Poesie und keine Poeten."

In seinen Dichtungen hat Geibel Vergangenheit und Gegenwart seiner Vaterstadt besungen. Diese Lieder gehören zu den besten Perlen seiner Muse. In einem Poem „Lübecks Bedrängnis" (ein Ruf von der Trave), 1844 verfaßt, feiert er die Stadt, die ihn gebar, mit schwungvollen Worten. In seinen Gedanken steige Lübeck an des beflaggten Stromes Lauf mit stolzen Türmen und schartigen Zinnen auf, eine Fürstin unter den Städten sei seine Heimat gewesen. Ihr habe der Markt und die Wege gehört, und sie habe dem Süden zugeführt was nur irgendwie in des Nordens Pflege gediehen.

Es bot der Norweg seinen Zoll,
Der Schwede bog sein Haupt, der Däne,
Wenn deine Schiffe segelvoll
Vorüberflohn, des Meeres Schwäne.

Mit Entrüstung weist er in einem Gedicht Dänemarcks Begehrlichkeit auf Lübeck zurück. Stets habe

und werde Lübeck deutsch fühlen und alle Angriffe des Feindes würden an den eisernen Panzern der deutschen Gesinnung der freien und Hansestadt zerschellen.

Einzelne Momente aus der Geschichte Lübecks, wie z. B. den Sturz und die Enthauptung des Feldhauptmanns Marx Meyer und des Bürgermeisters Jürgen Wullenweber wegen ihrer kriegerischen Mißerfolge, hat er, wie schon erwähnt, in dem Gedicht „Eine Septembernacht", 1845 geschrieben, poetisch geschildert. Auch dort ist viel von dem alten Glanz der freien und Hansestadt, von ihrer meerbeherrschenden Stellung und ihrem Ruhm die Rede. Die Hansa sei gesunken und das alte Reich zerfallen, doch Deutschland sei mächtig und lebendig emporgestiegen.

Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all, erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Übermut,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden frönig;
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut
Dem Schoß an jenem Inselkönig!

Der ganze Reiz und der volle Zauber des Heimatsgefühls prägt sich in dem wundervollen Liede „Daheim" aus. Wie jauchzt sein Herz, als im Kamin das Feuer brennt, als das holzgetäfelte Zimmer rosig erdämmert, als er den Armstuhl mit gewundnen Füßen erblickt und als die alten Bilder mit einem Hauch tiefer Ruh ihn grüßen!

Die Bücher dort, die mir mit goldner Kunde
Hinweggetäuscht so manche schwere Stunde,
Der Hausrat, den die Mutter noch gewählt,
Die Wanduhr selbst, die mit verhaßtem Schlage
Mich oft ins Bett trieb, wenn die schönste Sage
Die blonde Schwester mir erzählt;

Und hier das Fenster! Ja, das sind die Straßen,
Wo wir einst spielten, wo wir abends saßen
Zur Sommerzeit, vom Lindenduft umwebt;
Dort stehn die Türme, dort aus Stein gebacken
Die schwarzen Giebel, hinter deren Zacken
Der Mond die Silberscheibe hebt.

Freilich die alte gute Zeit mit ihrer patriarchalischen Einfachheit und Unabänderlichkeit war gewichen. Der Fortschritt, der alles beleckt, war auch hier nicht ausgeblieben. Die Stätten seiner Jugend, die Geibel im Alter wiedersah, zeigten ihm ein fremdes Gesicht. Rings wuchsen Giebel und sanken Wipfel nieder, selbst das Flußbett hatte sich verändert.

Wie lag im goldnen Märchenduft die Ferne,
Da uns noch eng der Heimat Bann umgab!
Vom ersten Berg schon sahn wir andre Sterne,
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.
Sehnsüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im mächt'gen Waldrevier —
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Für den Lübecker Ratskeller, wo die so herrlichen Weine liegen, hatte der trinkfeste Poet, ein ausge=

zeichneter Weinkenner und Weinfreund, von jeher das lebhafteste Interesse. Reizvoll erzählt er, daß im Herbst beim Traubenglühen, wenn die Kelter froh schallen, auch sein Sinn zu blühen und das Blut in ihm zu wallen anfange. Er selbst könne es nicht leugnen, daß er von Winzern stamme. Sein Vater, der Herr Pastor, sei auch ein rüstiger Winzer, allerdings nur in den Weinbergen des Herrn, geworden.

Und wie mein Urahn Most geschenkt
Für durst'ger Wandrer Kehlen,
Hat er mit Gnadenwein getränkt
Die gottesdurst'gen Seelen.

Wohl zog sein hoher Geist auch mich
Auf ernste Lebensbahnen,
Doch stets, wann's herbstet, rühret sich
In mir das Blut der Ahnen.

Und Ruh noch Rast nicht hat mein Sinn
Bis ich im Kreis der Zecher
Geküßt die schönste Winzerin,
Geleert den vollsten Becher.

Geibel besingt ferner Eutin mit seinem stillen See, die „Lachswehr, den trauten Garten", der sich frisch belaubt wie ein Kranz um seine Lebensbilder schlang, und noch so manche Orte und Persönlichkeiten, die mit seiner Heimat in mehr oder weniger innigem Zusammenhang standen. Seine ganze Liebe und seine schwärmerische Sympathie für Lübeck tritt in dem Gedicht zu Tage, das in der Reihe seiner „Lieder aus alter und neuer Zeit" enthalten ist, und also lautet:

Nun kehrt zurück die Schwalbe
Der langen Irrfahrt satt;
Sei mir gegrüßt, mein Lübeck,
Geliebte Vaterstadt!

Wie liegst du vor mir prächtig
Im Frühlingssonnenschein
Mit deinen Türmen und Toren
Und schlanken Giebelreihen;

Mit deinen blühenden Wällen
Voll Nachtigallengesang,
Mit deinen Masten und Wimpeln
Den blauen Fluß entlang!

Und über die Giebel und Wälle
Und über den Fluß dahin
Wogt festlich das Geläute
Der Glocken von Sankt Marien.

Auch klang's mit Himmelsmahnung
Um meine Wiege schon;
Erinnerungstrunken lausch ich
Dem tiefen Feierton.

Da schmilzt in Frühlingsschauern
Was stürmisch mich bewegt,
Wie einst, wenn mir die Mutter
Die Hand aufs Haupt gelegt.

Und schöner nur durch Tränen
Erblick' ich Fluß und Tal —
O Heimat, süße Heimat,
Gegrüßt sei tausendmal!

Geibels Humor.

Emanuel Geibel war eine sehr heiter gestimmte Natur, der im Leben wie in der Dichtung von der gütigen Vorsehung jene Göttergabe verliehen erhalten, die nach der Definition von Jean Paul zwischen Tränen lächelt. Erst als die tückische Krankheit, die Jahrzehnte lang an dem Mark seines Daseins zehrte, ihm alle Freude nahm, befielen ihn schwermütige Anwandlungen, und jene Fröhlichkeit und Schalkhaftigkeit seines Geistes, die früher alle Welt entzückte, wich dem Griesgram. Doch auch in jenen furchtbar qualvollen Tagen hatte er Momente, wo die Frohlaune und all die Sprühteufelchen des Humors sich seiner bemächtigten, wie einst in der goldenen Frühlingszeit der Jugend.

Besonders üppige Blüten trieb sein humoristischer Genius in der Studienzeit. Ich verweise nur auf das „Wanderlied" des Zwanzigjährigen, worin Scherz und Ironie in wunderlicher Weise ihr Wesen treibt. Hier nur einiges als Pröbchen daraus:

An der Thems', am Seinestrand
Wechseln die Minister,
Schmauchend ziehn durchs deutsche Land
Burschen und Philister.

Burschentum und Rauchtabak,
Wellington und Polignac
Sollen mich nicht stören.

Blütenpracht und Silberquell
Bunter Blumenauen,
Regenbogen farbenhell,
Alles läßt sich schauen.
Frisch drum in die Welt hinein!
Leben will ich, fröhlich sein,
Niemand soll mir's wehren.

Manches feiste Mönchlein baut
Kritische Systeme,
Mancher alte Kater miaut,
Daß die Liebste käme.
Laßt den Mönch Systeme baun,
Laßt den Kater drein miaun!
Will sie dran nicht hindern.

Rezensent, der schlimme Feind,
Schnitzet seine Feder,
Spricht, wie bös er's mit mir meint,
Witzelnd vom Katheder.
Laßt den Rezensenten schrein,
's wird nicht so gefährlich sein,
Ruhig schreit' ich fürder.

Im Kreise seiner Kommilitonen in Bonn und in Berlin, wenn er sich wohl und behaglich fühlte, zeigte sich seine humoristische Muse zuweilen von der liebenswürdigsten Seite. Nicht all diese seine heiteren Lieder sind in seinen Gesammelten Werken enthalten. Bei der

genauen kritischen Auswahl und Gewissenhaftigkeit des Verfassers fanden jene Erzeugnisse aus den Jahren der „holden blöden Jugendeselei“ kein Erbarmen vor seinen Augen. Doch befinden sich in verschiedenen Stammbüchern gar manch übermütige Strophen des jugendlichen Poeten, so z. B. das famose burleske Poem, das er am 15. März 1836 ins Album seines Freundes und Kommilitonen Markus Niebuhr geschrieben, also lautend:

Zu Lübeck auf der Brücken
Da stehet ein Merkur,
Der zeigt in allen Stücken
Olympische Natur.

Er wußte nichts von Hemden
In seiner Götterruh,
Drum kehrt er allen Fremden
Den blanken P . . . . zu.

Zuweilen bewerkstelligte er den Verkehr mit seinen vertrauten Freunden durch mehr oder weniger belustigende, humoristische Verse, die selbst in ihrer grotesken und burlesken Art von dem feinen Stilgefühl und der sprachlichen Grazie ihres Verfassers Zeugnis ablegen. Man lese nur das launige Sonett, das er einst an Markus Niebuhr richtete, damit dieser ihm seine Galaweste zu einem großen Diner, an dem Geibel teilnehmen sollte, pumpe.

Zu Tisch hat heut mich Herr de Clair geladen,
Drum bitt' ich, Niebuhr, dich um deine Weste,
Die würdig sei zu glänzen solchem Feste,
Mit kluger Hand gewirkt aus seidnem Faden.

Dann land' ich froh an seiner Gunst Gestaden
Und darf, geschmückt wie jeder sonst der Gäste,
In jenem Trank, den uns die Kelter preßte,
Die trübe Seele frisch und heiter baden.

Nicht wahr, du scheuchst den bittenden Gesellen
Nicht scheltend fort von deiner Türe Pfosten,
Du schickst ihn nur begabt von deinen Schwellen?!

Dann wird gewiß von Westen und von Osten
Dir auf mein Flehn das Glück sich nah'n mit schnellen
Dampfwageneisenbahnenextraposten.

Als die beiden Lübecker Landsleute, Gesinnungs- und Gesangsgenossen Geibel und Curtius 1839 auf der griechischen Insel Naxos weilten und ein scharfer stürmischer Nord-West die Abfahrt hinderte, vertrieben sie sich die Zeit durch allerlei Witz und Humor. Einen solchen poetischen Schabernack leisteten sie sich in einer gemeinsam verfaßten Epistel an das befreundete Wattenbachsche Haus in Lübeck. Nur einige der drolligsten Strophen seien hier migeteilt:

O goldne Zeiten Primas und Sekundas,
Wo wir zuerst gepflegt der goldnen Musa,
Wo wir noch lasen: Ibitis per undas,
Indes der Blick den Katzen draußen zusah;
Wo uns, wenn eben vollgepfropft der Mund aß,
Kunhardt[1]) erschien als schreckliche Medusa
Und eifernd sprach: Ei, ei, was ist mir dieses,
Sie essen, und wir reden vom Anchises!

[1]) Weiland Professor am Lübeck'schen Gymnasium.

Wo seid ihr hin? Ihr seid ein fernes Weiland:
Vorbei, vorbei, das ist das Allerweltlos.
Jetzt aber sitzen wir auf Naxos Eiland
Und können nicht vom meerumfloßnen Fels los.

Südostwind brauchen wir, doch her von Mailand
Brach ein Nordwest lautschallenden Gebells los,
So daß des Herzens immerwache Sehnsucht
Umsonst den Weg per undas nach Athen sucht[1]).

Auf die humoristischen Pointen, die durch Originalität und Eigenart wirken, versteht sich Geibel vortrefflich. Man lese nur sein Lied „Von des Kaisers Bart". Dort erzählt er, wie im „Schank zur goldnen Traube" im blühenden Monat Mai drei Gesellen saßen, sangen und den funkelnden Wein tranken. Einer von ihnen, ein grüner Jägersmann, erzählte von Kaiser Rotbart und schilderte genau, wie ihm der braune Bart bis auf die Brust herabwallte. Der zweite widersprach, indem er behauptete, daß auch er den Kaiser Rotbart gesehen, doch sei seine Bartfarbe schwarz gewesen. Darauf fährt der dritte von seinem Sitz auf und ruft in hellem Zorn, daß auch er den Kaiser zu Köln gesehen habe und ganz genau wisse, daß sein Bart weiß gewesen sei. Darob entstand ein grimmer Zank um weiß und schwarz und braun, und die drei trennten sich als Feinde, obschon sie früher sehr gute Freunde waren. Daraus zieht Geibel die Moral:

---

[1]) Vergl. Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten von K. Th. Gaedertz, Berlin, 1886, S. 73.

Ihr Brüder lernt das Eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart!

Nur ab und zu schwingt der harm- und tendenzlose Humorist die Peitsche seines Hohns und Spotts über die kleinliche und erbärmliche Gesinnung gewisser Leute. Ein Musterbild dieses Geibelschen Sarkasmus ist das Gedicht vom „Genius", worin er das Philisterium und das Spießbürgertum förmlich mit Ruten streicht. Hier erzählt er von einem verbummelten Genie, das sich nicht auf Geld verstehe, die Wirtschaft gehen lasse wie sie gehe, bei Wein Zeit und Maß vergesse und sonst tue, was nicht sauber sei. Das alles sei nun nicht fein, doch mag man das einem genialen Mann verzeihen, wenn er auch allerdings ohne diese Fehler viel wertvoller wäre. Nun aber meine manch ein Hasenfuß, daß der Genius im Dreck sitze, und daß Unordnung, loses Wesen so recht vom Genius erlesen sei. Ein solcher Kerl versuche genial zu sein und verderbe sich bei Dirnen das Blut, „schlampampe", vertue sein Hab und Gut, und weil ihm dann das gelinge, und er es bald zu Rausch und zu Schulden bringe, so blase er die Nüstern auf und sehe jeden Ehrenmann nur für einen Lumpenhund an.

Doch zehnfach arg wird's verkehrt,
Wenn in ein Weib der Teufel fährt;
Gleich ist ihr zu gemein das Leben,
Muß immer in den Wolken schweben,

Kriegt die Vapeurs und hat das Maul
Voll Redensarten von Jean Paul,
Studiert den Hegel zum Zeitvertreib
Und trägt kein reines Hemd am Leib,
Am Feuer der Braten brennt zu Aschen,
Die Kinder laufen ungewaschen,
Und kommst du erst zu ihr in Haus:
So sieht's in keinem Saustall aus.

Wenn er sehe, wie dem armen Genius solch Unbill geschehe und sich die mißratenen Philister über ihn lustig machen, da seufze sein Herz voll Ingrimm und er wünsche, daß ein neuer Simson heraufsteige.

Und fahre mit den Eselsbacken
Dem Volk allmächtig in den Nacken,
Bis ihm die Genialität
Für heut und immerdar vergeht.

Berühmt sind seine verschiedenen Krokodilsgedichte und Romanzen, die auch andere Poeten zu ähnlichen lustigen und drolligen Versuchen veranlaßten. Die gelungenste dieser Krokodilsromanzen, die der erwähnten Hermann Lingg'schen Krokodilsdichtung in keiner Weise nachstand, ist folgende:

Ich bin ein altes Krokodil
Und sah schon die Osirisfeier,
Bei Tage sonn' ich mich im Nil,
Bei Nacht am Strande leg' ich Eier.

Ich weiß mit list'gem Wehgekreisch
Mir stets die Mahlzeit zu erwürken;
Gewöhnlich freß ich Mohrenfleisch
Und Sonntags manchmal einen Türken.

Und wenn im gelben Mondlicht rings
Der Strand liegt und die Felsenbrüche,
Tanz' ich vor einer alten Sphinx,
Und lausch auf ihrer Weisheit Sprüche.

Die Klauen in den Sand gepflanzt,
Tiefsinnig spricht sie: Tochter Thebens,
Friß nur, was du verdauen kannst!
Das ist das Rätsel deines Lebens.

Voll Humor ist auch das Gedicht, das sich „Lob der edlen Musika" betitelt und das gleichfalls — krokodilhaft ist. Der Dichter führt uns einen lustigen am Nil marschierenden Musikanten vor, als plötzlich aus dem Fluß ein großes Krokodil herauskriecht, das ihn verschlingen will. Da nahm aber unser Musikant seine Fiedel ans Kinn und fing zu spielen an, und als er auf den Saiten den ersten Strich tat, fing das Krokodil zu tanzen an, und zwar den allerschönsten Walzer. „Es lachten ihm die Äuglein, es puppert ihm der Schwanz, als wär's ne Krinoline." Das Krokodil tanzte im tiefen Sand herum und tanzte sieben alte Pyramiden um. Aber jetzt kam auf einmal ein grausamer Stein geflogen, der ihm den dicken Schädel einschlug.

Und als die Pyramiden das Teufelsvieh erschlagen,
O tempora! o mores!
Ins Wirtshaus ging der Spielmann und ließ sichs wohlbehagen,
O tempora! o mores!
Tokaierwein, Burgunderwein, wer weiß, wie das geschah!
Juchheirassa! O tempo tempora!
Gelobt seist du jederzeit, Frau Musika!

Eine Musikantenkehle, die ist als wie ein Loch,
O tempora! o mores!
Und hat er noch nicht aufgehört, so sitzt und trinkt er
O tempora! o mores! [noch,
Und wir, wir tun desgleichen, wer weiß, wie das
Juchheirassa! O tempo tempora! [geschah!
Gelobt seist du jederzeit, Frau Musika!

1839 schrieb Geibel ein kleines Epos „Clotars Fahrten". Es ist dies gewissermaßen ein humoristischer Childe Harold, in dem er einen Studenten schildert, der, von irrer Sehnsucht getrieben, die Welt durchstreift. Die Geschichte beginnt in Berlin, das Geibel bekanntlich ein Jahr vorher verlassen hatte. Der erste Gesang spielt in Deutschland, während nachher der Schauplatz wechselt, und Venedig, Korfu und Athen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Von welch glücklichem Humor Clotars Fahrten wenigstens im Anfang beherrscht werden, beweisen nachstehende Stanzen, die in ihren scherzhaften Auslassungen über Berlin an die Muse Heinrich Heines erinnern:

Es liegt am Strand der Spree im Preußenland
Die Stadt Berlin, die jede Zeitung nennt,
Berühmt durch Tee, Paraden, Weißbier, Sand,
Und tausend Dichter, welche niemand kennt,
Dort lebte noch vor kurzem unbekannt,
Doch wert, daß ihr ihn kennet, ein Student,
Und weil mir eben andre Helden fehlen,
Will ich von meinem Freund Clotar erzählen.

Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich schelten,
Daß meinen Helden ich so ungerührt

Von dannen schicke, und ich laß es gelten.
Berlin hat manches, dem ein Lob gebührt;
Schön ists unstreitig abends in den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt,
Schön ists im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus dir, und schön ists auch in Pankow.
Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürter Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Tor,
Schön des Ballets hochaufgeschürzte Feen
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ja schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor allem die Charlottenburger Pferde.

Gern widmete er seinen Freunden und allen, die ihm nahe standen, bei passenden Gelegenheiten heitere Scherzgedichte. Als er seinen Freund und Biographen, den Literarhistoriker Karl Goedeke, auf einige Wochen im Juli 1855 in Celle besuchte, pflegten sie des Abends Tee oder Wein zu trinken. Da kam es wohl vor, daß sich im Tee ein Blättchen eingeschlichen hatte, was dem Hausherrn große Pein bereitete und das er nicht unterließ zu rügen. Wenige Tage vor dem Abschied schenkte Geibel seinem Gastfreund ein Teesieb mit folgenden Versen:

Da ein Blatt von Chinas Kraute,
Das in deiner Tasse schwimmt,
Oft beim Lesen dich verstimmt,
Daß du deines Sängers Laute
Schlägst in Trümmer wutergrimmt,

Laß mich, Freund, dem zorn'gen Triebe,
Der dich reizt zum Dichtermord,
Einhalt tun mit diesem Siebe;
Brauchs und richte mich mit Liebe
Wie vor Zeiten auch hinfort.

Leider hat Emanuel Geibel keine Lebenserinnerungen verfaßt, doch gedachte er mit Freuden seiner Jugendzeit und gab seine Eindrücke aus jenen glücklichen, goldenen Tagen in vielen Gedichten auf scherzhafte Weise wieder. Allerliebst ist z. B. sein Poem „Schulgeschichten", worin er ergötzlich von seinem Rektor zu erzählen weiß. Er beschreibt ihn in seinem langen Rock von braunem Fries, kniehoch gestiefelt, hager, auf dem Schulhof stehend, die Uhr in der Hand, mit strengem Herrscherblick jeden Lärm des allzu lauten Knabenschwarms und jeden Unfug dämpfend, bis des Glöckleins Ton die unbändigen Jungen wieder in die Klasse treibt. Das ganze Wesen des Rektors trägt den Stempel von Kants kategorischem Imperativ. Jede Miene und jedes Wort ist unweigerlicher Machtbefehl. Doch steckt in der harten Schale ein weiches Gemüt und der Schüler Geibel erinnert sich, wie der Rektor bei dem herben Bericht von dem frühen Tode Konradins und von Magdeburgs Zerstörung in Schluchzen ausgebrochen ist, erstickt von den Tränen, die menschlich warmes Mitgefühl in sein Auge gelockt.

Doch nun erzähl' ich, was ich lachend mit erlebt,
Als du zerstreut einst, ohnedies ein wenig taub,
Geschichte wiederholtest und, den Blick aufs Buch,
Antwort von einem heischtest, der abwesend war.

Wer schlug die Schlacht bei Bautzen, Meyer? —
„Meyer fehlt!“ —
's ist falsch. Der nächste! — „Meyer fehlt“ — 's ist wieder falsch.
Der nächste! „Meyer ist nicht da!“ — der folgende! —
„Der Alte scheint im Kopf verrückt!“ — Ganz recht, mein Sohn.
Nur hätt' es Meyer wissen müssen, so wie du. —
Ein kaum verhaltnes Kichern folgte, doch du fuhrst,
Nichts ahnend, ruhig im Examinieren fort.

Ein andermal erglühte freilich zorniger
Die Stirne dir und bösen Sturm verheißend klang
Dein sächsisch Deutsch ins Ohr mir, als du plötzlich mich
Hinweg vom Nepos auf den Gang hinausberiefst.
Nicht eben herzhaft folgt' ich, war am Tag zuvor
Doch auf dem Kirchhof von der Jugend Tertias
Ein blut'ger Hauptstreich wider die Verbündeten
Der Nachbarschulen nur zu siegreich ausgeführt.
Denn mehr als einer war geschunden heimgekehrt,
Und nach den Rädelsführern, deren ärgsten ich
Mich selber wußte, wurde nun im peinlichen
Verhör geforscht, als gält' es Catilinas Haupt.
Bald war die Schuld ermittelt, und gelind genug
Erging der Spruch auf Karzer. Doch nun sollt' ich noch
Angeben, wer zugleich mit mir das Volk verführt,
Vor allem aber, ob ich mich der Fäuste bloß
Bedient im Treffen oder zur Bekräftigung
Der unglückseligen Prügel einen Stock gebraucht,
Ein telum subalare, wie der Rektor sprach.
Ich nicht, versetzt' ich, aber von den anderen
Etwelche mögen —

Mögen!! fiel er heftig ein,
Gleich tief empört als Rektor und Grammatikus,
Falsch angewandter Konjunktiv! Ein Faktum ist's!
Und eh' ich dessen mich versehen, hatt' er mir
Mit schlaffer Hand die Regel ins Gesicht geprägt,
Daß mir der Backen stundenlang wie Feuer war.
Doch trug mir dieses Argument ad hominem
Heilsame Früchte. Nimmer hab' ich mich seitdem
Des Konjunktivs beflissen, wo's ein Faktum galt;
Selbst nicht bei Hof. Und das war manchmal schwer
genug.

Schließlich mag hier noch ein Epigramm E. Geibels mitgeteilt werden, das wir in den Lebenserinnerungen: „Ein halbes Jahrhundert" von Adolf Friedrich v. Schack[1]) finden. Dort erzählt der dem Dichter sehr befreundet gewesene Verfasser, daß Geibel auf das endlose Lehrgedicht Friedrich Rückerts: „Die Weisheit des Brahmanen" den nachstehenden launigen Vierzeiler verfaßt habe:

Lehrgedicht zehntausend Ellen
Spann' ich als indischer Brahma,
Nun schöpf' ich aus der Sprea Wellen
Zehntausend deiner Drama.

Der liebenswürdige und anmutige Humor Geibels zeigt sich auch in seinem erwähnten zweiaktigen Lustspiel „Meister Andrea", dessen schwankartigen Elemente es bedauern lassen, daß unser Dramatiker Lustspiel und Schwank nicht noch in höherem Grade gepflegt hat.

---

[1]) 2. B., S. 42.

Die Figur des Bildschnitzers Andrea, des Musikmeisters Matteo, des Bildhauers Pandolfo, des Malers Buffalmaco und des Poeten Luigi sind wahre Kabinettstücke der zuweilen geradezu burschikosen Charakteristik. Der famose Bildschnitzer Andrea verabscheut die Musik, als wäre sie eine Erfindung des Bösen. Dafür liebt er den Wein und trinkt ihn, und zwar allezeit den besten, der nur zu finden ist. Dabei ist er von einer Zerstreutheit, die jedem Professor der alten Posse zur Ehre gereichen würde. Um seinem Gedächtnis nachzuhelfen, macht er sich Kreidestriche auf seinem Ärmel. Es sind dies Warnungszeichen, damit unter den Leuten das Geschwätz von seiner Zerstreutheit aufhöre. Doch das alles hilft nichts, und er wird eben durch diese Zerstreutheit in einen Wirbel der verwickeltesten und urkomischsten Vorfälle hineingezogen. Dieser Andrea ist aber sonst eine wirkliche Künstlernatur, doch der realen Welt gegenüber voll wunderlicher Schwerfälligkeit und durch jahrelanges „Sichgehenlassen“ konfus bis zum Übermaß. Pandolfo ist ein angehender Hagestolz und den Weibern gegenüber eitel bis zur Geckenhaftigkeit. Matteo erscheint als ein einseitiger Pedant, hart, herrisch und hitzig. Amüsant ist auch der pathetische Luigi, der den Kothurn auch im gewöhnlichen Leben noch schleppt. Er findet sein Widerspiel in dem trocken realistischen Kupferstecher Calandrino, den der Dichter mit stark gerötetem Gesicht und mit einem leisen Höcker vom Krummsitzen bei der Kupferstecherei schildert.

In den Jugendbriefen Geibels ist gleichfalls eine Fülle des urwüchsigsten Humors enthalten. So leistete

er sich einst, anknüpfend an die Mitteilung der Augsburger Allgemeinen Zeitung, worin sich die Professoren des Lübecker Gymnasiums gegen die Beschuldigung verteidigten, daß sie Heiden seien, ein humoristisches Poem, von dem er brieflich einige Strophen seiner Mutter, die heiteren Scherz sehr liebte, mitteilte. Hier möge nur folgende Stichprobe wiedergegeben werden:

Ihr Professoren allemal,
Ihr Sauli vom Katheder,
Ihr Diener des Apoll und Baal,
Nun geht es Euch an's Leder.

Ihr habt zum blinden Heidentum
Die Jugend angewiesen,
Ihr habet des Homeros Ruhm
Und Platos Wort gepriesen.

Ihr trinket lieber guten Wein
Als saure Gurgelkrätzer
Und wisset mehr, als ich, Latein,
Und darum seid Ihr Ketzer.

Ihr laßt den Goethe in der Hand
Nach Gunst die Jungen werben,
Und schickt sie dann nach Griechenland,
Damit sie ganz verderben.

Ihr habet Geist, Ihr habt Geschmack,
Und die will ich nicht kennen —
Und darum seid Ihr Ketzerpack
Und darum müßt Ihr brennen.

Geibel und seine Verleger.

Wenn auch auf Emanuel Geibel das Wort angewendet werden darf: „Selbst schuf er sich seinen Wert", so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß zu der außerordentlichen Volkstümlichkeit und der so seltenen Verbreitung der dichterischen Schöpfungen des Autors auch seine Verleger beitrugen, die mit größtem Eifer und rührender Pietät dafür sorgten, daß diese köstlichen Blüten eines der anmutigsten und vornehmsten Geister des deutschen Volkes in immer weitere Kreise drangen.

Es dürfte daher wohl angebracht sein, einmal auch die Beziehungen Emanuel Geibels zu seinen Verlegern eingehender zu schildern.

Das erste Werk, welches Emanuel Geibel, wie wir wissen, mit Ernst Curtius im Jahre 1840 herausgab: „Klassische Studien" erschien in Bonn bei Eduard Weber. Mit ihm wurde der Dichter in Bonn, als er an der dortigen Universität studierte, bekannt und befreundet. Gern verlegte Weber die Erstlingsschrift der beiden angehenden Dichter und Gelehrten, obschon er sich sagen mußte, daß der Absatz des Werkes voraussichtlich nur ein geringfügiger sein

würde. Weber interessierte sich schon aus dem Grunde für Geibel, weil die lyrischen Dichtungen, die der junge Student in dem „Musenalmanach“ Adelbert von Chamissos und in anderen Zeitschriften und Kalendern veröffentlicht hatte, bereits die Klaue des Löwen, d. h. den eigenartigen, hinreißenden und hochbegabten Sänger, verrieten. Man feierte ihn in engeren Kreisen schon damals als den preußischen Anastasius Grün, weil seine Gedichte in Anlage, Ton und Ausdruck der Empfindung vielfach an diejenigen des österreichischen Poeten erinnerten.

Noch im selben Jahre 1840 ließ Geibel die Erstlinge seiner „Gedichte“ bei dem Kgl. Hofbuchhändler Alexander Duncker in Berlin erscheinen. Die Sammlung bestand aus drei Teilen vermischter Gedichte. Der erste umfaßte die in Lübeck und Bonn 1834—1835 entstandenen, der zweite die aus der Berliner Zeit von 1836—1837 und der dritte die aus Athen 1838—1839. Zwischen den ersten und zweiten Teil waren 24 Lieder geschoben, betitelt: „Jugendliebe als Intermezzo 1834—1836“ und zwischen den zweiten und dritten Teil 21 „Sonette als Intermezzo 1839“. Habent sua fata libelli! Die sinnigen, innigen, schwärmerischen und taufrischen Gedichte, die, wie wir wissen, anfänglich gar nicht beachtet wurden, fanden von Jahr zu Jahr immer mehr Leser, so daß sich die Auflagen in ungeahnter Weise mehrten.

Selbst der König der deutschen Verleger, Cotta, wurde auf den jungen Lyriker aufmerksam. Der Verleger unserer Klassiker, der ein feines Verständnis

für einen aufgehenden Stern am Himmel der Dichtkunst hatte, der Freiherr Georg von Cotta, war daher fest entschlossen, bei einer sich darbietenden Gelegenheit mit Geibel in Verbindung zu treten und seine etwaigen neuen Werke zu verlegen. Noch bevor es zu dieser Verbindung, die so bedeutsam und bahnbrechend für den Dichter werden sollte, kam, hatte dieser 12 Gedichte unter dem Titel „Zeitstimmen" in seiner Vaterstadt Lübeck herausgegeben.

1859 kam bereits im J. G. Cottaschen Verlage, der die Gedichte an sich gebracht hatte, die 47. Auflage „Gedichte" heraus. Erst nachdem durch die vielen Auflagen bei der Presse und den Lesern gewissermaßen das Eis gebrochen war, ließen sich auch einige Kritiker hören. Treffend bemerkt Karl Goedeke, der bekannte Literarhistoriker und persönliche Freund Geibels, der 1869 in Berlin, gleichfalls im Cottaschen Verlage, ein kritisch-biographisches Werk über Geibel erscheinen ließ, von dem jedoch leider nur der erste Teil gedruckt wurde, daß dieses Schweigen der Tageskritik und die vornehme Geringschätzung, mit der Blätter und Bücher gelegentlich von Geibelschen Gedichten gesprochen, während auf der anderen Seite diese Gedichte beim Publikum einen beispielslosen Erfolg erzielt haben, bezeichnend für die Beurteilung gewisser Kritiker sei. Diese erheben flüchtige und oberflächliche dichterische Erscheinungen oft in den Himmel und halten es nicht der Mühe wert, einmal zu untersuchen, worauf der in Deutschland unerhörte Erfolg eines kleinen Bändchens Gedichte beruhe. Sehr richtig sagt er ferner, daß man ein ganz tüchtiger Tendenz-Poet, ein recht

fleißiger und geschickter Bearbeiter sogenannter zeitgemäßer Stoffe in korrekten Versen, ein Mann nach den a priori aufgestellten Grundsätzen und Forderungen dieser oder jener ästhetischen Winkelschule sein könne, ohne deshalb ein wahrer Dichter zu sein, der das von den vergänglichen Bestrebungen des Tages stets unberührt bleibende Element des Menschlichen in seiner eigenen Natur durchzubilden bemüht sei und der aus dieser Bildung heraus die Welt beschaue.

Da Baron Cotta nicht direkt mit Geibel verhandeln wollte, wandte er sich an dessen Freund, den Dichter Ferdinand Freiligrath, mit der Bitte, die Verbindung zwischen dem Poeten und dem Verleger zu vermitteln. Mit Freude ging Geibel auf diese Anregung ein und versicherte in einer Zuschrift an Cotta, daß es ihm sehr wertvoll sei, mit der berühmten Firma in Beziehungen treten zu können. Er bot zunächst sein eben vollendetes Trauerspiel „König Roderich" dem Verlegerkönig an und erklärte sich mit Vergnügen bereit, nicht nur an dem „Morgenblatt" Cottas in Stuttgart fleißig mitzuarbeiten, sondern auch die künftigen Sammlungen seiner Lyrik ausschließlich der Verlagsbuchhandlung anzuvertrauen. Bald darauf fand auch die persönliche Bekanntschaft zwischen den Beiden statt. Ende Oktober 1843 machte Geibel anläßlich seiner Anwesenheit in Stuttgart Cotta einen Besuch und dieser nahm ihn aufs Freundlichste auf. Dort wurden zwischen Beiden bindende Abmachungen für die Zukunft vereinbart und sollte Cotta von jetzt ab alle lyrischen und dramatischen Werke des Autors verlegen.

Zunächst war es die fünfaktige Tragödie „König Roderich“, die Cotta herausgab[1]). Soviel ich weiß, hat Cotta mit „König Roderich“ kein Geschäft gemacht. An einen finanziellen Erfolg dachte er wohl auch nicht, sondern ging von der Ansicht aus, daß man einem Autor von einer solchen Genialität, wie es Geibel war, entgegenkommen müsse, selbst wenn die geschäftlichen Aussichten noch so wenig verheißungsvoll seien.

Der Dichter hielt sein Cotta gegebenes Wort, an dem führenden belletristischen Blatte jener Zeit, dem Cottaschen „Morgenblatt“ in Stuttgart, nach wie vor fleißig mitzuarbeiten. In das literarische Getriebe unseres Lyrikers in jenen und späteren Jahren werfen die nachfolgenden bisher ungedruckten Briefe, die ich der Liebenswürdigkeit der verwitweten Frau Professor Anna Gaedertz, der Gemahlin des leider vor einigen Jahren verstorbenen bekannten Reuter-Forschers und Literarhistorikers Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz, verdanke, ein helles Schlaglicht. Prof. Dr. Gaedertz trug sich mit der Absicht, die disjecta membra poetae zu einem duftenden Kranz zu Ehren der Manen Geibels zu binden, leider hat jedoch sein frühzeitiger Tod ihn an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. Diese Briefe hatte der stellvertretende Vorsitzende und Vorstand des schwäbischen Schiller-Museums, Günther, zu Marburg-Stuttgart, aus dem Hauff-Kölleschen Nachlaß aus den Jahren 1841—1860 dem Genannten zugänglich gemacht.

[1]) „König Roderich“, eine Tragödie in fünf Aufzügen. J. G. Cottascher Verlag, Stuttgart und Tübingen 1844.

I.

Schloß Escheberg bei Cassel, den 1. Juli 41.

In Bezug auf einen Brief unseres beiderseitigen Freundes Franz Kugler, der hoffentlich zur Stunde in Ihren Händen sein wird, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige Proben meiner Übersetzungen aus dem Spanischen zuzusenden, mit der Bitte, dieselben, wenn es tunlich ist, zum Abdruck in das Morgenblatt zu befördern. Auch ein eigenes Gedicht: „Kreuzzug" habe ich zu demselben Zwecke beigelegt; nur wünschte ich, daß dieses, da es sich durchaus auf die gegenwärtigen Zeitinteressen bezieht, baldmöglichst und vor allem anderen zur Publikation gelangen möchte. Ich fühle es wohl, wie unbescheiden ich als Fremder Ihre Güte in Anspruch nehme; allein ich denke und hoffe auf der anderen Seite, daß in solchen Beziehungen der Poet dem Poeten kühn sein Vertrauen schenken dürfe, sei ihre Stellung im bürgerlichen Leben sonst noch so verschieden. Und somit Gott befohlen!

Mit der dankbarsten Gesinnung der Ihrige

Emanuel Geibel.

II.

Lübeck, den 31. März. 1852.

Herr Dr. Friedrich Claudius, gegenwärtig Bürgermeister zu Lübeck, ein Sohn des bekannten Wandsbecker Boten, hat mich gebeten, den beiliegenden Aufsatz an Sie mit dem Ersuchen einzusenden, daß Sie demselben so bald als tunlich eine Stelle in Ihrem Morgenblatte vergönnen möchten. Ich unterziehe mich

diesem Auftrage um so lieber, als der Aufsatz, nachdem in neuester Zeit die Autorschaft des alten Matthias Claudius in Betreff des Rheinweinliedes verschiedentlich, sogar in wissenschaftlichen Werken, angefochten worden ist, sowohl ein entschiedenes literarhistorisches Interesse gewährt, als auch durch seine hübsche und angemessene Fassung für einen weiteren Leserkreis geeignet erscheint. Weil aber jene über Claudius Recht an das Gedicht laut gewordenen Zweifel implizite einen Angriff auf den sittlichen Charakter des alten verehrten Dichters enthalten, so war der Verfasser der vorliegenden Ehrenrettung genötigt, in manchen Punkten bis ins Einzelne zu gehen, und es muß sein Wunsch sein, daß die von ihm gegebenen Aufschlüsse und Erörterungen unverkürzt abgedruckt werden. Im Fall Sie nun dieselben — wie ich hoffe und dringend wünsche — in solcher Weise in die Spalten Ihres Blattes aufnehmen sollten, so würde Herr Dr. Claudius Sie um drei oder vier Abzüge der betreffenden Nummer ersuchen, um diese an besonders bei der Sache interessierte Personen einsenden zu können; im entgegengesetzten Falle aber möchte ich um sofortige Rücksendung des Manuskriptes gebeten haben.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Emanuel Geibel.

III.

München, 2. Februar 1855.

Ich beehre mich, beiliegend eine Übersetzung der alten Rodrigoromanzen zu übersenden, welche hier zum ersten Male in ihrem Zusammenhange verdeutscht

sind. Es würde mich freuen, wenn Ihnen dieselben zum Abdruck im Morgenblatte geeignet erscheinen sollten. Im entgegengesetzten Falle würde ich um baldige Remission bitten.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Emanuel Geibel.

IV.

München, den 9. September 1855.

Ihr geehrtes Schreiben ist infolge der zeitweiligen Abwesenheit des Professor Riehl bedeutend verspätet in meine Hände gelangt und so sehe ich mich erst heute imstande, dasselbe kurz zu beantworten.

Bei den Vorschlägen, welche Sie uns zu machen so freundlich sind, haben Sie wohl den Umstand nicht so hoch angeschlagen, daß wir zunächst nicht in unserem eigenen Interesse, sondern im Auftrage eines Monarchen mit Ihnen unterhandelten, welcher Ihr Blatt und Sie für München zu gewinnen wünschte. Wir hatten uns demnach lediglich darüber zu verständigen, ob und unter welchen Bedingungen und Zugeständnissen von beiden Seiten dies zu erreichen sei. Unter welcher Form es uns gestattet sein sollte, an einem auswärtigen Blatte mitzuarbeiten, davon ist, soviel ich mich entsinne, durchaus nicht die Rede gewesen. Daher vermögen wir auch, wenn Sie in Ihrem gütigen Schreiben nach Zurücknahme alles mündlich Zugestandenen uns schließlich eine solche Mitarbeiterschaft als freundlichen Ausweg anempfehlen, hierin nichts anderes als eine entschiedene Ablehnung der von uns

mitgeteilten Pläne zu erkennen, und bedauern nur, daß Sie bei so herzlich gebotener Gelegenheit es nicht vorzogen, Ihre Gesinnungen in persönlicher Unterhaltung offen gegen uns auszusprechen. Sie würden sich selbst dadurch die Mühe eines langen Briefes, uns aber eine immerhin schmerzliche Enttäuschung erspart haben.

Mit vollkommener Hochachtung

Geibel.

V.

München, den 6. November 1859.

Ich erlaube mir, beifolgend mein Gedicht für die Schillerfeier zu übersenden, mit der Bitte, dasselbe im Morgenblatte abdrucken zu lassen. Doch wünschte ich nicht, daß es vor dem 12. November in die Öffentlichkeit träte, da es erst an diesem Tage bei dem hiesigen Festmahle mit einigen Abänderungen in der ersten Stanze gesprochen werden soll.

Können Sie die Verse jedoch nicht brauchen, entweder weil sie schon zu viel Ähnliches haben, oder weil der Raum der betreffenden Nummer bereits vergeben ist, so bitte ich höflichst um umgehende Remission, damit ich das Manuskript noch anderweitig verwenden könne. Daß eine solche Rücksendung mich in keiner Weise kränken würde, versteht sich ganz von selbst.

Mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

Emanuel Geibel.

VI.

Lübeck, den 29. April . . . .[1])

Einliegend nehme ich mir die Freiheit, Ihnen ein paar Szenen aus einem historischen Drama, Heinrich der Vogler, zu übersenden. Sollten dieselben Ihnen zur Aufnahme in das Morgenblatt geeignet erscheinen, so würde ich Sie um baldigen Abdruck ersuchen. Im entgegengesetzten Falle aber möchte ich um gelegentliche Rücksendung des Manuskriptes bitten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Emanuel Geibel.

VII.

München, den 23. Oktober 1860.

Beigehend übersende ich den dritten für sich verständlichen Gesang eines größeren erzählenden Gedichtes mit der ergebensten Anfrage, ob Sie denselben für das Morgenblatt zu verwenden geneigt wären? Im entgegengesetzten Falle würde ich um gütige Remission des Manuskriptes bitten, um sofort anderweitig über dasselbe verfügen zu können.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

Emanuel Geibel.

Zum zweiten Male besuchte der Dichter im Sommer 1847 seinen Verleger in Stuttgart, um mit ihm über eine neue Sammlung seiner Gedichte zu ver=

---

[1]) Ohne Jahreszahl.

handeln. Bald waren sie über die Bedingungen, die seitens des Verlages sehr vornehm gestellt waren, einig. Die Gedichtsammlung sollte ursprünglich unter dem Titel „Laub und Frucht" erscheinen, doch wurde sie später in „Juniuslieder" umgetauft und sollte bald zu großer Berühmtheit gelangen.

Geibel war bereits damals ein so gefeierter Dichter, daß, wie wir wissen, die Witzpresse sich oft mit ihm beschäftigte und an ihm ihr Mütchen zu kühlen suchte. Der Umstand, daß er seinem ersten Verleger, dem Königlichen Hofbuchhändler Alexander Duncker in Berlin, untreu wurde und ins Lager Cottas überging, verschnupfte manchen Satiriker. Mit eben solchem Rechte hätten übrigens die Zeitgenossen Goethes und Schillers sich über diese unsere Geistesheroen lustig machen können, daß auch sie ihren ersten Verlegern untreu wurden und den lockenden Sirenenrufen Cottas folgten! Am ärgsten trieb es der „Kladderadatsch", der in seiner Nummer vom 18. Dezember 1853 sich über den Dichter weidlich lustig machte. Das satirische Gedicht hatte folgenden Wortlaut:

Alexander, edler Ritter,
Wohlgeborner Hof=Libraire,
Ach, was ist der Abschied bitter,
Ach, wie fällt die Trennung schwer!

Edler Ritter Alexander,
Wohlgeborner Hof=Libraire,
Ach, wir passen zueinander
Jetzt und künftig nimmermehr!

Immer neue Titelblätter
Wurden rüstig vorgedruckt
Und das Heer frivoler Spötter
Mit dem Einmaleins gemuckt.

Sparsam warst Du mit dem Golde
Nicht am Deckel, nicht am Schnitt,
Sparsam nur am Ehrensolde —
Das ist „Ehre und Profit!"

Aber dennoch, dennoch, dennoch,
Was der Mensch erleben kann!
Du bist Ritter — aber wenn ooch —
Ich, ich wurde Edelmann!

Ewig sind des Himmels Lichter
Fest gebannt, stehn Nacht und Tag;
Auch dem adeligen Dichter
Ziemt nur adliger Verlag.

Herr von Cotta winkt herüber:
„Herr von Geibel, nu wie heißt?"
Ach, mir wird das Auge trüber,
Und der schöne Bund zerreißt!

Eine Hoffnung nur von ferne
Tröstet mich mit mildem Schein:
Hast Du nicht schon Ordenssterne?
Ist nicht die Medaille dein?

Alexander, klettre weiter!
Hoch am Stammbaum klettre keck!
Ach, das Wappen glänzt so heiter,
Schade um das bischen Weg!

Im April-Heft 1914 der von Carl Rosner und Dr. Eduard von Hellen herausgegebenen Cottaschen Monatsschrift „Der Greif" wird von Gottfried Bölsing der aus Lübeck, 21. September 1847, datierte Geleitbrief veröffentlicht, womit Geibel das druckreife Manuskript seiner „Juniuslieder" an Cotta übersandte. Dort gibt der Verfasser den Grund an, warum er die zweite Sammlung seiner Gedichte als „Juniuslieder" bezeichne. Dieses Wort habe eine symbolische Bedeutung. Für ihn sei der Mai vorüber. Die frühe, reiche Blüte, die Zeit glückseligen Schwärmens und Träumens sei dahin. Nur hin und wieder mache sie sich geltend, aber alsdann als ein Vergangenes, das im Glanze der Erinnerung stehe. Auf Sturm und flakkernde Glut folge die nachhaltige fruchtbringende Wärme, die Gewitterschläge der Leidenschaft beruhigen sich in ernster Betrachtung, die Empfindung reife zum Gedanken. Aus dem Kampf gehe es zur Versöhnung, und wenn es hier und dort auch noch dunkle und schatte, so trage doch zuletzt das ewig Heitere immer den Sieg davon, wie das Licht zur Sommerszeit selbst in den Nächten von der Erde nicht mehr ganz los lasse.

Interessant ist's, die Wünsche des Verfassers in bezug auf die Erscheinungszeit und den Druck seiner „Juniuslieder" kennen zu lernen. Er ersucht den Verleger, daß der Druck baldmöglichst in Angriff genommen werde, damit das Buch in der ersten Woche des Dezember bereits versandt und somit angezeigt und besprochen werden könnte. Gedichte gingen um die Weihnachtszeit immer am besten, und er glaube daher

hoffen zu dürfen, daß die seinigen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen würden. Für die buchhändlerische Anzeige werde wohl die Angabe des Titels und der Hauptabteilungen des Inhalts neben dem ehrenvollen Klang der Firma vollständig genügen. Eine kritische Besprechung für die Augsburger Allgemeine Zeitung — die gleichfalls im Verlag Cotta erschien — habe ihm sein Freund Franz Kugler in Berlin bestimmt zugesagt. Er ersuche daher, ihm zu diesem Zwecke das allererste Exemplar zuzusenden.

Cotta erfüllte alle Wünsche seines Autors. Schon Mitte Dezember des genannten Jahres konnte er dem Dichter melden, daß die erste Auflage vergriffen und eine zweite in Angriff genommen sei. Diese kam dann als „zweiter unveränderter Abdruck" zu Anfang 1848 heraus. Geibel fürchtete, daß in jenen sturmbewegten Jahren die Verbreitung eines so harmlosen Buches wie die „Juniuslieder" schwerlich zu erhoffen sein werde. Doch sagte er sich schließlich, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß viele, von dem Kampf der Zeit ermüdet, sich doppelt begierig in die Gefühlswelt, in das heitere Reich der Poesie, flüchten würden.

Cotta, wie gesagt, ein großer Verehrer des dichterischen Genius Geibels, beruhigte den Poeten und schrieb ihm bereits im Februar des genannten Jahres, daß die „deliziösen Juniuslieder" fort und fort stark verlangt würden, und daß er hoffe, baldigst eine neue Auflage im Miniaturformat erscheinen lassen zu können. Doch verging der Sommer, ohne daß infolge der politischen Ereignisse eine derartige Ausgabe ermöglicht werden konnte. Daher erinnerte im Oktober des ge-

nannten Jahres Geibel den Verleger an die ihm gestellte schöne Aussicht, indem er meinte, daß, obschon das politische Interesse dem ästhetischen mehr denn jemals den Weg versperre, er doch zu hoffen wage, daß bei der friedlichen Weihnachtsfeier Menschenhand, besonders in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht, willig nach einem harmlosen Festgeschenk greifen werde, nach einem Buche, das, statt die Leidenschaften des Tages aufzustacheln, dem Gemüte sein angebornes Recht widerfahren lasse und den Geist aus der mißtönigen Verwirrung der Gegenwart in die freundliche Sphäre des rein Menschlichen zu führen versuche.

Cotta kam dem Poeten auch diesmal in liberalster und liebenswürdigster Weise entgegen. Obschon noch sehr ansehnliche Reste von Exemplaren der zweiten Auflage vorhanden waren, veranstaltete er doch, dem Wunsche seines Autors entsprechend, einen Miniatur-Abdruck. So erschien denn im Dezember 1848 die dritte Auflage und zwar unverändert im Miniatur-Format.

Daß Cotta den Verfasser für jede Auflage angemessen honorierte, kann man angesichts der vornehmen Denkungsweise der Firma ohne weiteres annehmen. Aber diese Tatsache wird auch durch die Briefe und die Quittungen bestätigt, die Geibel jeweilig an den Verlag sandte. Auch die Frei-Exemplare, die er erhielt, waren mit „beschämender" Pracht ausgestattet. Im übrigen unterhielten sich die beiden Herren in ihren Zuschriften nicht nur über Verlags- und literarisch-dichterische Angelegenheiten, sondern auch über

die politischen Vorgänge, über die 48- und 49er revolutionären Strömungen und alles, was damit zusammenhing.

Diese Briefe sind höchst interessante Dokumente der Zeitgeschichte und besonders bezeichnend für die vaterländische und freiheitliche Gesinnung sowohl Cottas wie Geibels. Aus einem Schreiben des letzteren — Lübeck, den 16. Januar 1849 — an den Chef der Firma sei nur die nachstehende Stelle hier hervorgehoben: „Möge das neue Jahr, dessen Schwelle wir gewiß alle mit ernsten Gedanken überschritten haben, den Geschicken des Vaterlandes eine glückliche Entscheidung bringen. Noch stehen harte Kämpfe bevor, nach beiden Seiten hin, vielleicht härtere, als wir sie im vorigen Jahre erlebten. Der augenblicklichen scheinbaren Ruhe trau ich nicht. Sie wird mit dem Schnee zertauen, und die Geister des Unfriedens werden noch einmal ihr entsetzliches Spiel beginnen. Gott gebe uns allen ein festes und fröhliches Herz, in heiteren und schweren Tagen, und der guten Sache den endlichen Sieg, daß wir in Wahrheit frei, weder die trotzige Gewalt-Herrschaft Einzelner, noch das unerträgliche Joch eines in schwärmerischer Wut verblendeten Haufens zu fürchten brauchen."

Während die ersten sechs Auflagen der „Juniuslieder" unverändert erschienen, kam die im November 1851 herausgegebene siebente in wesentlich veränderter und verbesserter Form heraus. Geibel wurde nicht müde zu feilen und zu ändern, sowie die neuesten Kinder seiner Muse seinem Lieblingswerk einzuverleiben. Doch hatten sich inzwischen in der Mappe

des Verfassers die neuen lyrischen Blüten so angesammelt, daß er es nicht mehr für geraten hielt, dieselben den neueren Auflagen beizufügen. Er faßte vielmehr den Entschluß, eine neue Sammlung von Juniusliedern herauszugeben, betitelt: „Neue Gedichte". Cotta ging willig auf diesen Vorschlag Geibels ein, und so erschienen denn 1856 beim ersteren die „Neuen Gedichte" Geibels.

In den Briefen an Cotta finden sich so manche treffende Äußerungen des Autors über sein dichterisches Schaffen, von denen einige hier ein Plätzchen finden sollen. In einer Zuschrift des Verfassers an seinen Verleger aus München, 7. April 1854, lesen wir: „Eine neue Ausgabe der „Juniuslieder" würde mir um so erwünschter kommen, da durch die fortgehende starke Verbreitung meiner früheren Gedichte, deren innern Gehalt ich dem der Juniuslieder weit nachsetze, sich allmählich ein durchaus falsches und einseitiges Urteil über meine dichterische Eigentümlichkeit beim Publikum ausbilden muß. Ich bin keineswegs der sanfte Liebeslyriker vom Jahre 1840; eben die „Juniuslieder", meine ich, können uns den Beweis liefern, wie der ernste Gedanke und die männliche Kraft neben dem Schmelz der Empfindung bei mir zu ihrem Rechte gekommen sind."

Und in einem Briefe von ihm aus München, 17. Januar 1859, heißt es: „Die Juniuslieder sind noch entschiedener als die beiden anderen Sammlungen aus einer einigen Stimmung hervorgegangen. Sie sind in der Tat durchweg die Erzeugnisse der heitern in sich befriedigten Sommerhöhe meines Lebens; wäh-

rend in den früheren Gedichten die spielende Leidenschaft, die Weichheit und Schwermut des Jugendfrühlings, in den späteren die Fruchtreife, aber auch das tiefe Vergänglichkeitsgefühl des Herbstes vorwalten."

Wurde nun auch Cotta, wie gesagt, der ausschließliche Verleger Geibels, indem er auch dessen dramatische Werke verlegte, so tat doch unser Dichter zuweilen einen Schritt vom Wege und versuchte es ab und zu mit dem einen oder anderen Werk bei einem anderen Buchhändler. So wissen wir z. B., daß sein kleines Stückchen, das er als „ein Sprüchwort" bezeichnete, nämlich „Echtes Gold wird klar im Feuer", in Schwerin i. M. 1882 bei A. Hildebrand herauskam. Doch kehrte er nach solchen Autorirrungen stets dankbar und reuevoll wieder zu Cotta zurück. Augenscheinlich war Emanuel Geibel ganz ohne Grund von der Idee befangen, daß der Verlag für die dramatischen Arbeiten des Autors keine so wirksame Propaganda, wie für die lyrischen Gedichte, entfaltete. Doch beruhte diese Annahme durchaus auf irrigen Voraussetzungen. Das Publikum, das den Lyriker vergötterte, wollte den Bühnendichter nicht voll anerkennen, wenn es ihn auch bei der Aufführung des einen oder anderen Stückes, was allerdings selten vorkam, achtungsvoll behandelte. Auch die rührigen Bestrebungen seiner Freunde, diesen Theaterstücken auf der Szene dauernde Erfolge zu verschaffen, schlugen fehl.

Geibel teilte übrigens nicht die Ansicht, daß ein Stück erst dann seine Bestimmung erfülle, wenn es aufgeführt werde, vielmehr legte er den Schwerpunkt

auf die Lektüre, also auf das Lesepublikum. Von den Theatern hielt er nicht viel. Er äußerte sich einmal hierüber mit folgenden Worten: „Wenn nur unsere Theater besser wären und dem Dichter durch tüchtige Leistungen mehr Anregung und Ermutigung brächten! Aber sie reichen eigentlich nur für eine gewisse hausbackene Mittelsorte von Stücken aus. Alles was höheren Stil fordert, gelingt höchstens einmal ausnahmsweise. Hebbels Nibelungen enthalten neben einzelnen Geschmacklosigkeiten große und gewaltige Szenen, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Sonst gibt es wenig Neues auf dem Felde der Poesie, was nennenswert wäre. In der Lyrik gar nichts, im Drama nur versuchende, im Halbdunkel tastende Talente. . . . . Schade, daß selbst die begabteren Geister sich meistens bald aufreiben durch unselige, von Tag zu Tag mehr überhandnehmende literarische Industrie. Wer kann wahrhaft künstlerisch schaffen, wenn er zunächst Geld verdienen will!"

Der Dichter sah, wie schon erwähnt, sehr viel auf die Ausstattung seiner Werke. Besonders liebte er es, wenn seine Verleger ihm für Widmungszwecke Prachtexemplare seiner Gedichte zur Verfügung stellten. Dies war z. B. mit den 1871 erschienenen, berühmt gewordenen „Heroldsrufen" der Fall, die bekanntlich einen treuen Spiegel der wichtigsten Taten und heißesten Wünsche des deutschen Volkes darstellten.

Hatte Geibel nun auch in Cotta einen ständigen Verleger, so war er doch, wie gesagt, nicht gewillt, diesem ausschließlich alles in Verlag zu geben, was er schrieb. Ältere Beziehungen zu dem Verlagsbuchhändler

Wilhelm Hertz veranlaßten ihn, diesem manche seiner Schriften anzuvertrauen.

So erschien das von ihm zusammen mit Paul Heyse verfaßte „Spanische Liederbuch“ 1852 im Verlag von Wilhelm Hertz, während er die mit Adolf Friedrich von Schack besorgte Sammlung spanischer, portugiesischer Romanzen, betitelt „Romanzero“, 1860 bei Cotta herausgab, bei welch letzterem Verleger zwei Jahre später auch die gemeinschaftlich mit H. Leuthold verfaßten „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage“ herauskamen.

Mit Wilhelm Hertz verband ihn zugleich jahrelange Freundschaft, daher gab er ihm sein „Klassisches Liederbuch“ 1875 zum Verlag.

Die Wahl eines passenden Titels verursachte dem Verfasser viel Kopfzerbrechen. Er schrieb darüber dem genannten Verleger unter dem 29. Juni 1875: „Ich hätte gerne einen Gesamtausdruck, einen mythologischen Namen oder dergleichen, dem dann das weitere (3 Bücher klassischer Lyrik) gewissermaßen als Erklärung hinzugefügt werden könnte. Schade, daß wir keine Muse haben, welche die verschiedenen Gebiete der Lyrik zugleich repräsentiert.“

Vierzehn Tage darauf berichtet er an Hertz u. a.: „Ich habe trotz allen Sinnens, Suchens und Beratens den Titel nicht gefunden, der als die unumstößlich richtige Bezeichnung des Buches sofort in die Augen spränge. Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen, oder entgegengebracht worden! Mnemosyne: Stimmen des Altertums, Feriengaben; altes Gold;

Leyer und Flöte (was insofern passend wäre, als im Altertum die Leyer das Lied, die Flöte die Elegie repräsentiert und die Sammlung fast gänzlich aus Liedern besteht); schließlich auch noch ganz einfach: Klassisches Liederbuch; in deutscher Nachdichtung von E. G."

Unter der letzteren Flagge ist denn auch das Büchlein vom Stapel gelaufen. Schon ein Jahr darauf wurde eine zweite Auflage nötig — ein Beweis dafür, welch' lebhaften Beifall diese Dichtungen überall gefunden hatten.

1877 machte Wilhelm Hertz seinem Autor den Vorschlag, den gesamten Horaz zu verdeutschen. Wie sehr nun auch der Poet und Übersetzungskünstler sich durch diesen Antrag geehrt fühlte, mußte er doch den Antrag dankend ablehnen. In einer Zuschrift an Hertz vom 29. August 1877 schreibt er: „Ein wirklicher Lyriker wird niemals den anderen in Bausch und Bogen übersetzen; er kann vielmehr stets nur ausgewählte Stücke wiederzugeben suchen, denen er sich bis zu einem gewissen Grade kongenial fühlt, und die er dem Verständnis auch des ungelehrten Publikums nahe zu bringen hoffen darf. Alles übrige muß er meines Erachtens solchen überlassen, die bei ihrer Arbeit noch andere, als rein ästhetische Zwecke verfolgen, in unserem Falle den Philologen von Fach. Mit dem, was ich von den Dichtungen des Horaz in der bezeichneten Weise mir anzueignen vermöchte, glaube ich so ziemlich zu Ende zu sein, nachdem ich außer den im Klassischen Liederbuch mitgeteilten Stücken noch etwa acht bis zehn Oden und einzelnes aus den Satiren und Episteln übersetzte.

Auch ist diese spätere Verdeutschung für eine dritte Auflage des Liederbuches bestimmt, auf die ich immer zu hoffen wage. Ebenso ein paar Ovidische Elegien. Catull bleibt trotz aller Anmahnungen der Kritik ausgeschlossen, nicht weil mich der reizende Dichter nicht lockte, sondern weil mir durch Paul Heyse das Vortreffliche bereits geleistet scheint."

Einen sehr interessanten Einblick in die Schaffensfreudigkeit des Dichters für sein Lieblingsbuch gewährt noch ein Schreiben von ihm vom 8. November 1878 an Hertz, worin es u. a. heißt: „Für eine Erweiterung des Inhalts habe ich inzwischen meinesteils vorgearbeitet. Zu den griechischen Gedichten sind freilich — da verschiedene Versuche, Pindarische Stücke wirklich zu verdeutschen, d. h. auch für ein nicht gelehrtes Publikum zugänglich zu machen, schlechterdings nicht glücken wollten, und da von Theognis das dichterisch Bedeutendste bereits gegeben ist — nur ein paar kurze Epigramme hinzugekommen. Dagegen habe ich das zweite Buch um eine größere Satire (Hoc erat in votis) und mehrere Episteln des Horaz, sowie um zwei Stücke des Ovid vermehrt und das dritte von 32 Oden auf 50 gebracht, so daß es jetzt fast alles Lyrische von Horaz enthält, was mir überhaupt der Übersetzung wert und durch eine solche erreichbar schien."

Dem Dichter war es übrigens beschieden, nicht nur die dritte, sondern auch noch die vierte Auflage, die 1882 herauskam, zu erleben.

Die Beisetzung Geibels.

Wirkte auch nach Jahre langem Siechtum das Ableben des großen Dichters, glühenden Patrioten und edlen Menschen am 6. April 1884 nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, da die Eingeweihten wußten, daß die Lebenstage des dem Tode Verfallenen gezählt waren, so ging doch, als die Nachricht von dem Dahinscheiden Emanuel Geibels bekannt wurde, ein tiefes Klagen durch die Reihen der besten Söhne des deutschen Volkes. Einer der berufensten und auserwähltesten Genien war dahin gesunken! Die müden Augen eines gottbegnadeten und hochgefeierten Poeten, der der deutschen Nation zur Zierde und zum Ruhme gereichte, hatten sich für immer geschlossen.

Ernst Curtius, der alte, bewährte Freund und Landsmann des Verblichenen, war von dem Heimgang des teuren Genossen aufs Tiefste ergriffen. Er, der damals in Baden-Baden zur Kur weilte, wäre gern nach Lübeck geeilt, um dem Sänger die letzte Ehre zu erweisen, aber der Arzt verbot es ihm entschieden. Desto mehr war er erfreut und überrascht durch die allgemeine Teilnahme, die dem verehrten und geliebten Dichter entgegengebracht wurde. Er betrachtete diese Kundgebungen als ein Zeugnis des idealen Zuges,

der noch im deutschen Volke lebte. Wieder dämmerte im deutschen Volke das Bewußtsein davon auf, was ein Poet seiner Nation sein könne. Es erfreute ihn, zu sehen, daß die Volkstümlichkeit Geibels so groß, so ungetrübt und unbestritten war, wie bei keinem anderen unter den lebenden Poeten. In einer Zuschrift, die er am 16. April 1884 an seinen Bruder richtete, sagte er wörtlich: „Seine Poesie ist doch mit dem Besten, was im deutschen Volke lebt, mit der Religion und Vaterlandsliebe verschmolzen und er hat seine Gaben niemals herabgewürdigt, den Moderichtungen der Gegenwart zu fröhnen. Ich habe, da ich ihn mehr als Andere von Kindheit auf beobachten konnte, höhere Ansprüche an ihn gestellt, als Andere, ja als er selbst. Ich hatte immer das Gefühl, daß er noch Höheres hätte leisten können, denn er hatte bei aller Lebendigkeit und Tiefe des Gemüts doch eine große Bequemlichkeit und ein gewisses Phlegma. Er bewegte sich gern in den Geleisen, die ihm geläufig waren und scheute solche Ermannung, wie sie z. B. die Vollendung der Albingenser erfordert hätte — aber wer will da richten? Das Übermaß von Muße ist ihm schädlich geworden und dann hat ja auch frühzeitig ein Keim von Krankheit in ihm gelegen, welche die Frische seiner Produktion beeinträchtigte. Ein geborener Dichter ist er gewesen und auch auf seinem Ende hat noch ein Segen geruht in der tiefen Trauer, die so aus innerem Zuge die Besten des Volkes an seinem Grabe vereinigt."

Ja, dieses Ende, die Bestattung des Herolds der deutschen Einheit, des herrlichen Lyrikers und hoch-

sinnigen Mannes! Wie ein Fürst im Reiche des Geistes wurde er zu Grabe getragen! Als es galt, noch an seiner Bahre Zeugnis von der Liebe, Verehrung und schwärmerischen Begeisterung abzulegen, die er in den weitesten Schichten des deutschen Volkes seit Jahrzehnten auslöste, wurde ihm wie einem der Besten und Edelsten unserer Nation gehuldigt. Diese spontane Kundgebung, die nichts Gemachtes an sich hatte, sondern aus den Tiefen der Volksseele sich emporrang, legte ein rührendes Zeugnis ab von dem aufrichtigen und ergreifenden Schmerze, der die Volksseele durchdrang.

Die Heimat Geibels wollte aller Welt zeigen, daß die tiefeingewurzelte Liebe des Dichters zu Lübeck keine unverdiente gewesen, daß sie dieselbe ebenso innig und ebenso hingebungsvoll zu erwidern wisse. Regierung und Volk waren daher darin einig, daß die Beisetzung der sterblichen Überreste des Unsterblichen unter Formen vor sich gehen müßte, die nicht allein den großen Sohn der freien und Hansestadt, sondern auch diese selbst ehren sollten. Krieger, Turner, Polizisten und andere Persönlichkeiten rechneten es sich zur Ehre an, die Nacht die Ehrenwache in der Kirche zu halten, wo die Leiche aufbewahrt wurde, sowie den Sarg zu tragen. Mit Recht erinnerte damals eine hanseatische Zeitung an die dunkle sagenhafte Kunde von des Minnesängers Heinrich Frauenlobs Beerdigung. Der ideale Sinn, den unser Lyriker geweckt, gepflegt und verteidigt von seinen Jünglingsjahren an, habe mit urgewaltiger Kraft das Alltagsleben durchbrochen und die schönsten Blüten getrieben.

Man erzählt sich, daß das Antlitz des Toten, der so viele Jahrzehnte hindurch im Leben unendlich gelitten, nunmehr auf dem Sterbelager friedvoll und milde ausgesehen und keine Spur von den furchtbaren Qualen der vergangenen Zeit gezeigt habe. Der Ausdruck des so beredten Mundes sei sanft gewesen, als ob er sich bald wieder zu einem freundlichen Wort hätte öffnen können.

Um wenigstens den Sarg des geliebten Toten einmal zu sehen, pilgerten Scharen von Trauernden in das Sterbehaus. Tags darauf läuteten die Glocken von allen Kirchen Lübecks, als der Trauerzug der heimischen Bevölkerung den Toten begleitete, ergreifend und doch tröstend wie das Abschiedswort des Dichters an seine Heimat:

. . . . . Ich segne dich still,
Daß du mit großer Erinnrung
Des Knaben klangfrohes Gemüt im Erwachen schon
Genährt. Mit unverwelklichem Grün
Schmücke die greisende Locke dir
Der Freiheit Kranz, und es bleibe dir stets
Vererbt ehrwürdiger Sitte Preis
Und gastlicher Huld! Mir aber verleih,
Der wohl dem hellstimmigen Kranich zugesellt
Gen Mittag zog, doch seiner Geburt nie vergaß,
Mir gebe, wenn flugmüde dereinst
Meine Fittiche sinken, im heimischen Grund
Mutter, ein Grab —

Schon am 7. April erließ der Senat der freien und Hansestadt eine Bekanntmachung, worin es hieß, daß

auf Anordnung des Senats mit Zustimmung der Familie des Dahingeschiedenen, um den deutschen, edlen und gefeierten Dichter, den treuen Sohn und Ehrenbürger Lübecks zu ehren, das Begräbnis desselben mit einer öffentlichen Feier zu begehen sei.

Der Sarg des Dichters war einige Tage vor der Beisetzung in seinem Arbeitszimmer aufgebahrt, von Blumen und Kränzen bedeckt, die sich von Stunde zu Stunde mehrten, so daß sie zuletzt das ganze Gemach füllten. Aus der Menge der Kränze seien hier nur hervorgehoben die des Senats und der Bürgerschaft von Lübeck, des Fürsten Bismarck, der Münchener und Hamburger Theater, der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart, der verschiedenen Vereine für Kunst und Wissenschaft in allen deutschen Städten, sowie die von Paul Lindau, Paul Heyse, Julius Wolff und anderen deutschen Dichtern und Schriftstellern. Einen rührenden Schmuck des Sarges bildete ein kurz nach dem Verscheiden des Dichters eingetroffenes Exemplar der 100. Auflage seiner Gedichte. Nachdem der Sarg nach der Marienkirche überführt wurde und dort aufgebahrt war, legte der Bürgermeister von Lübeck einen von dem Kronprinzen des Deutschen Reiches gesandten Kranz am Katafalk nieder. In der alten schönen Marienkirche blieb der kranzbedeckte Sarg während einer Nacht unter der Kanzel stehen, umgeben von einer Ehrenwache und umglüht vom Kerzenlicht, das von florbehangenen Kandelabern ausstrahlte. Schon am frühen Morgen des 12. April öffneten sich die Pforten des Gotteshauses den zahlreichen Teilnehmern

an der Feier. Vor dem Sarge hatte die Familie Geibels Platz genommen, die Damen tief verschleiert und die kleinen Enkel mit Palmenzweigen in den Händen. Eingeleitet wurde die Feier durch gemeinsamen Gesang der beiden ersten Verse des Chorals: „Jesus lebt, mit ihm auch ich." Hierauf hielt der Hauptpastor Trummer, ein Schwager des Verstorbenen — ein Bruder Adas — die Leichenrede. Er führte darin u. a. aus, wie von Nah und Fern so zahlreiche Leidtragende, wie es wohl selten bei einem Leichenbegängnis der Fall gewesen sei, sich eingefunden haben und in tiefer Bewegung dessen gedenken, dem seine Vaterstadt heute die sogenannte letzte Ehre erweise, dem aber ein bleibendes ehrendes Gedächtnis weit über ihre Mauern und weit über das gewöhnliche Maß hinaus gesichert sei. Man könne sich vor allem der tröstlichen Gewißheit freuen, daß der Dahingeschiedene sich das schönste Erbteil seiner Eltern, seines von ihm hochverehrten Vaters, des gläubigen Verkünders des Evangeliums und seiner innigst geliebten Mutter, in allen Versuchungen des Lebens von seiner Kindheit bis ins Alter hinein bewahrt habe, nämlich ein frommes, christliches Herz. Er, der so reich mit Gaben des Geistes gesegnet gewesen sei, der so hoch Erhobene, habe sich doch nie über oder gegen den Herrn erhoben, dem er alles verdankte, sondern habe ihm stets freimütig vor aller Welt die Ehre gegeben. Sei ihm auch Scheinheiligkeit und pfäffisches Wesen herzlich zuwider gewesen, so habe er doch an dem tiefsten Kern und Inhalt des Evangeliums allezeit in demütigkindlichem Glauben festgehalten.

Emanuel Geibel sei ein Dichter von Gottes Gnaden, ein gottbegnadeter Sänger seines Volkes, der Ersten einer gewesen. Diese Anerkennung werde ihm Niemand, dem über die deutsche Literatur und Poesie ein Urteil zustehe, verweigern. Sie sei ihm aber keineswegs von vornherein leicht und mühelos in den Schoß gefallen. Wenn auch des jungen Dichters erste Lieder wie im Fluge insbesondere der deutschen Jugend Herzen gewonnen, so haben doch solchem Erfolge manche Kreise kühl und ablehnend gegenübergestanden. Er habe seine herrliche Gottesgabe nie zum Herabziehen des Idealen in den Staub mißbraucht, sondern stets die Saiten im Menschenherzen angeschlagen, die mit ihren Tönen das Leben erheben und verklären. Er habe auch dadurch, daß die tieferen, gedankenvolleren Gaben, die er seinen Erstlingen habe folgen lassen, zuerst nicht eine gleich begeisterte Aufnahme wie diese gefunden, sich nicht irren und stören lassen in der treuen Geistesarbeit eingehenden Studiums, in sorgfältigstem und gewissenhaftestem Streben, den Gedanken „in der Form gediegene Schranken" zu bannen und habe es ja in letzterem zu unübertroffener Meisterschaft gebracht, ohne doch dadurch die Fähigkeit zu verlieren, die leichte Anmut des sangesfähigen Liedes, ja, den im deutschen Gemüt gern aufgenommenen Ton des Volksliedes zu treffen. Auch durch das vorschnelle Urteil, das nach seinen ersten dramatischen Versuchen ihn in die Schranken der lyrischen Poesie zurückweisen gewollt, habe er sich nicht abschrecken lassen, vielmehr dasselbe durch immer lebensvollere und formvollendetere Gestalten

widerlegt und bewiesen, daß er die Wege zu dieser Höhe der Dichtkunst nicht nur zu zeigen, sondern auch selbst zu wandeln verstehe. Es sei ihm beschieden gewesen, noch zu erleben, wie die absprechenden Stimmen eine nach der anderen verstummt seien und die Überzeugung von dem hervorragenden Wert seiner Leistungen allmählich alle Schichten seines Volkes immermehr durchdrungen habe. Den Alternden habe die freudigste und allgemeinste Zustimmung begrüßt und ihn zu dem gefeiertsten Dichter des heutigen Deutschland erhoben. Er habe dem Himmel für die Gnade gedankt, daß es ihm vergönnt gewesen sei, noch schauen und sich freuen zu dürfen an dem, was sein Herz in glühender Begeisterung durch seine Jugend- und Mannesjahre hindurch ersehnt, was er mit prophetischer Gabe und Zuversicht geweissagt, wofür er gestrebt und gewirkt in mahnenden, warnenden, zündenden Heroldsrufen ein Vierteljahrhundert lang: des Vaterlands Einigkeit, Macht und Größe, des Deutschen Reiches Kaiserherrlichkeit!

Im Dank für Gottes Gnade habe er allezeit treu zu seinem Kaiser gestanden, ein Herold im Dienste seines höchsten irdischen Herrn und zugleich in dessen Sinn ein Herold des Herrn aller Herren.

Mit besonders warmen Worten rühmte der Geistliche die Liebe Geibels zu seiner engeren Heimat, zu seiner Vaterstadt Lübeck. Ob der Dichter auch gleich mit wahrhaft patriotischer Begeisterung sein gesamtes Vaterland umfaßt habe und von jeher mit rücksichtslosestem Kampfeszorn jedem kleinlichen Sonderinteresse entgegen-

getreten sei, so habe er doch seine Anhänglichkeit an Lübeck nicht bloß in manchem lieblichen Lied, sondern auch vor allem dadurch gezeigt, daß es ihn nach seinen eigenen Worten mit unwiderstehlicher Gewalt dahin zurückgezogen; obschon ihn gern alle deutschen Städte als den Ihrigen begrüßt hätten, so sei ihm doch stets Lübeck der liebste Aufenthaltsort gewesen. Hätte ihm nach Weihrauchstreuen und Ovationen der Sinn gestanden, so würde er anderswo leicht mehr davon haben finden können, als in Lübeck. Aber das habe ihm gerade gefallen, daß er so als zu ihr gehörig angesehen, einfach und schlicht habe dort wohnen können.

Sodann hob der Prediger hervor, daß Geibel auch im häuslichen Leben, am eigenen Herd von Gott begnadet gewesen sei. Es habe ihm darin allerdings auch nicht an schwerem Kreuz gefehlt, wie ja der Herr auch die, die er lieb habe, heimzusuchen pflege, denn seine Ehe sei eine kurze, aber sehr glückliche gewesen. Wie sehr ihn diese Verbindung mit dem geliebten Wesen beseelt, das beweise ja der wundervolle Blütenstrauß innigste Wonne, zerreißenden Schmerz und verklärende Ewigkeitsgedanken atmender Poesien, die er seiner Ada aufs Grab gelegt habe.

Die von feinstem psychologischen Sinn und Verständnis für die Wesensart des Dichters zeugende Trauerrede schloß mit den schönen Worten: „Wenn nach dem Allen wir wohl sagen können: Von Gottes Gnaden war er, was er war, und seine Gnade an ihm ist nicht vergeblich gewesen; er hat mit den ihm verliehenen reichen Pfunden gewuchert, seinem Gott zu

Ehren, seinem Volk, seinem Vaterland und seiner Vaterstadt zur Freude und zum Segen; er hat der Liebe und Freundschaft schöne Saat mit verschwenderischen Händen ausgestreut. So wollen wir mit herzlichem Dank für Alles, was er uns gewesen und durch seine Werke uns und unseren Kindern und Kindeskindern noch sein wird, bei aller Trauer über seinen Verlust doch auch dafür Gottes Gnade preisen, daß sie ihm und den Seinen ein weiteres allmähliches Abbrechen seiner körperlichen und geistigen Kräfte erspart hat. Wir wollen dem Herrn danken, daß er nach den letzten schweren Kämpfen ihm jetzt den Sieg gegeben und ihn, als er in der Frühe des Palmsonntags den letzten Seufzer ausgehaucht, mit den Palmen des ewigen Friedens geschmückt, wie es Freundesmund so schön ausgesprochen, in die himmlische Heimat des oberen Jerusalem aufgenommen hat.

Ja, Gott sei Dank, daß wir an seinem Sarge uns in zuversichtlichem Vertrauen dessen getrösten können: von Gottes Gnaden i st er, was er i st, von allem Schmerz und allem Leid befreit, zur ersehnten Ruhe eingegangen, mit allen selig Vollendeten seinen Herrn in höherem Chor preisend!

Ihr Alle aber, die Ihr gekommen seid, Euren Dichter zu ehren, ehret ihn auch dadurch, daß Ihr durch Euren Schmerz und Eure Trauer um ihn ein solches Trostlicht christlicher Auferstehungshoffnung Euch nicht verdunkeln, sondern im Hinblick auf den nahen Ostermorgen jene Worte in Eurem Herzen widerklingen läßt, durch welche er unter dem Bilde des irdischen Frühlings den ewigen besungen hat:

„Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht.
Ihr trüben Augen, die vor Tränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht,
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn,
Wacht auf, die Welt ist neu geboren,
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!!

Ihr sollt euch all des Heils erfreuen,
Das über euch ergossen ward!
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte, fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da!“

Nach dieser Rede in der Kirche floß durch die hohen gotischen Fensterbogen ein sonniges Lichtmeer durch die Säulengänge des herrlichen Domes und verklärte für einige Augenblicke den hochaufgebauten Sarg. Dann sangen Mitglieder der Lübecker Singakademie den Mendelssohnschen Chor aus dem Oratorium „Paulus“: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben, denn ob der Leib gleich stirbt, wird doch die Seele leben.“ Mitglieder des Lübecker Krieger-Vereins hoben den Sarg empor und trugen ihn unter den Klängen des Chopinschen Trauermarsches zum Leichenwagen, dem die drei größten Lübecker Vereine voranzogen. Hinter dem Sarg, vor dem die Wache im

Gewehr schritt, folgten die nächsten Verwandten, dann die auswärtigen Abordnungen, so u. a. die der Träger in ihrer alten Tracht mit zwei florumhüllten Fahnen, des niedersächsischen Sängerbundes, der Kampfgenossen- und Kriegervereine, des Offizierkorps des Füsilierbataillons, des Lehrerkollegiums und der Primaner des Katharinäums, des deutschen Sängerbundes, der lübeckischen Schillerstiftung, der Gewerke, des Land- und Amtsgerichts, der Handels- und Gewerbekammer, der Lübeck-Büchener Eisenbahndirektion, des Musikvereins, der Singakademie, der Liedertafel, des Freien Deutschen Hochstifts usw.

Zu beiden Seiten des Zuges, der fast die ganze Stadt passierte, bildete die Lübecker Bevölkerung bis zum Friedhofe hin ein dichtes Spalier. Alle Läden der Stadt waren geschlossen, die Häuser hatten Halbmast geflaggt und wohin man sah, zeigte sich eine ernste und würdige Haltung, eine allgemeine volkstümliche Teilnahme. Unter dem Geläute sämtlicher Glocken Lübecks gelangte der riesige Zug zum Grabe. Die vorderen Zipfel des Bahrtuches hielten Hans Hopfen und Claus Groth, die hinteren der Schwiegersohn Geibels und Paul Lindau. Unter den Klängen des Beethoven'schen Trauermarsches ging der Zug an den spalierbildenden Vereinen vorbei nach der mit Blumen geschmückten Gruft, in die der Sarg, unter Absingen des von Thomas Moore gedichteten und von Friedrich Silcher komponierten Bardenliedes, gesenkt wurde[1]).

---

[1]) Emanuel Geibel, ein Gedenkblatt, 1884, S. 32 ff.

Nach einem stillen Gebet hielt dann an der Gruft Pastor **Lindenberg** aus Nusse bei Lübeck, ein Neffe des Dahingeschiedenen, die Grabrede. Er führte darin aus, daß, wie tief man es auch empfinde, was Lübeck, ja das ganze deutsche Volk an dem Verblichenen verloren habe, dennoch man die Häupter emporheben und nicht trauern soll, wie die, die keine Hoffnung haben . . . „Haltet im Herzen die Hoffnung fest", so habe Geibel selber uns zugerufen, deshalb soll man dessen an seinem Grabe eingedenk sein. Er sei nicht unser gewesen, nein, er bleibe unser. Solange noch unsere Kinder mit Jubel die Knospen des Mai's begrüßen und Wolken am himmlischen Zelt wandeln sehen, so lange noch deutschen Jünglingen und deutschen Männern bei dem Gedanken an das Vaterland das Herz aufgehe und solange noch Tiefe und Reinheit des Gefühles die Zierde deutscher Weiblichkeit sei und solange noch ernste deutsche Gemüter das Geheimnis der Sehnsucht, das Heimweh nach der Ewigkeit, empfinden, solange werde Emanuel Geibel, der fromme deutsche Sänger von Gottes Gnaden, in den Herzen unseres deutschen Volkes unvergessen fortleben. Mit beredten Worten betonte der Geistliche die edlen menschlichen Eigenschaften seines hochgefeierten Onkels. Diejenigen, so führte er u. a. aus, die nicht allein um den großen Genius, sondern auch um den Menschen, den Mann mit dem warmen Herzen für die Seinen, mit dem hohen edlen Sinn, mit der rückhaltlosen Wahrhaftigkeit trauern, können sich nicht daran genügen lassen, daß diese Lieder unsterblich fortklingen in den Herzen des deutschen Volkes — sie verlangen nach

besserem Trost. Doch auch sie müssen sich gesagt sein lassen: „Haltet im Herzen die Hoffnung fest.“ Habe er doch selbst die Seinen daran erinnert: „das Herz hat auch seine Ostern, wo der Stein vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten, und was Du ewig liebst, ist ewig Dein.“ Die von uns geschieden, seien uns nicht verloren, es sei nur eine andere höhere Art, in der wir sie besitzen.

Im Jahre 1864, also 20 Jahre vorher, habe der jetzt entschlafene Dichter auch des Scheidens Leid empfunden. Da habe er am Isar wandelnd mit aufrichtiger, tiefer Trauer eines großen Toten gedacht, des edlen Fürsten, dessen königlicher Ruf die neue Heimat ihm bereitet. Damals habe er sich daran aufgerichtet, daß, wie er uns erzählt, „durch das Tal im Wind herwogend kam der Osterglocken-Auferstehungsruf.“ Der Redner schloß mit den Worten: „Und wieder ist's heute Ostersamstag und wir haben die sterbliche Hülle ins Grab gesenkt, ein wehmütiges Zeugnis für das Wort der Schrift: Alles Fleisch ist wie Heu und diese Herrlichkeit wie des Grases Blume. Aber über dem kaum geschlossenem Grabe wird auch der Osterglocken-Auferstehungsruf erschallen und wird es uns und der ganzen Welt verkünden: Christ ist erstanden! Der Tod ist verschlungen in dem Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum. Dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit. Das ist auch seine Hoffnung gewesen. Und darum: „Haltet im Herzen die Hoffnung

fest!" So lassen Sie uns denn von diesem Grabe scheiden, verehrte Leidtragende, mit der lebendigen Hoffnung, daß es über der sterblichen Hülle, die wir hier eingesenkt haben, als eine Saat von Gott gesäet zur Auferstehung zu reifen, dereinst seine letzte, höchste Hoffnung finden wird, was unseres Dichters Wahlspruch und Losungswort und vielfache Erfahrung im Leben gewesen ist: „Es muß doch Frühling werden.""

Man gestatte mir, hier noch aus der Fülle des bereits erwähnten Blumenwaldes, der die Hülle des Entschlafenen ganz verdeckte, einiges besonders hervorzuheben. Auf den Schleifen an den beiden mächtigen Lorbeerkränzen, die der Senat und die Bürgerschaft der freien und Hansestadt ihrem hochverehrten Landsmann gewidmet, leuchteten die Farben Lübecks, rot und weiß, hervor. Auf dem Kranze, den die Schweriner Hofschauspielerin, Frau Otto-Martineck, die nach des Dichters Urteil die beste Darstellerin seiner „Sophonisbe" war, gesandt hatte, befanden sich die Verse Geibels:

Nur einen Augenblick
Sei mir's gestattet, Weib zu sein und ihm
Den Zoll der Ehrfurcht und der Dankbarkeit
Im letzten bitteren Scheidewort zu zahlen:
Fahr wohl, Du königliches Haupt, fahr wohl!

Von Münchener Genossen hatte, wie schon erwähnt, Paul Heyse „dem unersetzlichen Freunde in treuester Liebe" einen Kranz gespendet.

Der Schauspieler und Dichter Otto Sommerstorff, der sich während seiner Tätigkeit am Lübecker

Stadttheater der Gunst Geibels zu erfreuen hatte, schickte einen Kranz mit folgenden Versen:

Dem Element gehört die Hand voll Staub
Und weiter nichts; der lichte Gottesfunken
Ist nicht zugleich, auch nicht für uns, versunken
Und glüht nur reiner durch der Erde Raub.

Hundert lübische Jungfrauen legten zwei große Palmen nieder, die von einem Strauße duftender Marschallnielrosen gehalten wurden und auf der Atlasschleife die Widmung trugen: „Dem großen Dichter von Jungfrauen seiner trauernden Vaterstadt."

Gedenkbücher und Gedenkfeiern zu Ehren Geibels.

Nicht allein von seiner Vaterstadt, die ihrem berühmten Sohn 5 Jahre später — am 18. Oktober 1889 — auf dem jetzt nach ihm benannten schönen Geibelplatze ein würdiges Denkmal — eine sitzende Bronzestatue nach dem preisgekrönten Entwurf von Hermann Volz — errichtete, sondern auch in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes im allgemeinen wurde dem Genius des Dahingeschiedenen in Wort und Schrift gehuldigt. Diese Kundgebungen zeigten sich auf mannigfache Weise. In zahlreichen Gedichten, Broschüren, Werken und Reden usw. wurde auf die Bedeutung Geibels als Dichter hingewiesen. In vielen Fällen war der Reinertrag der betreffenden Schriften dem Fonds eines zu errichtenden Geibeldenkmals gewidmet. Ein derartiges Werk erschien schon einige Monate nach dem Ableben des Dichters — im Juni 1884 — von Arno Holz[1]). In dieser pietätvollen Schrift des Herausgebers, der bekanntlich später nicht mehr in den Fußtapfen Geibels wandelte, sondern einer der Chorführer des jüngsten

[1]) Emanuel Geibel, ein Gedenkblatt, Berlin-Leipzig, 1884, Verlag von Oskar Parrysius.

Deutschland wurde, heißt es, daß es ihm große Freude gewährt habe, in einem Sammelwerk die Bedeutung Geibels als Dichter zu würdigen. Infolge des Aufrufes, den die Verlagsbuchhandlung an die deutschen Dichter und Kritiker wegen eines Gedenkbuches erlassen habe, seien aus allen Gegenden Deutschlands und selbst aus dem Auslande Zuschriften eingetroffen, die die seltene Volkstümlichkeit des Sängers nicht minder beredt kundgetan, als die 100 Auflagen seiner Jugendgedichte. Am Schlusse seiner Vorrede wünscht der Herausgeber, daß eine große Verbreitung seines Gedenkbuches den Beweis liefern möge, daß auch in unserer Zeit trotz ihres Pessimismus und Materialismus das Menschenherz mehr als bloßer Muskel geblieben sei, und „daß vor allem auch unsere Generation jener Tugend keineswegs ermangele, deren Fehler ihr so oft zum Vorwurf gemacht war, nämlich der Pietät."

Namhafte deutsche Dichter wie Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Johann Georg Fischer, Julius Grosse, Claus Groth, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Paul Lindau, Hermann Lingg, Emil Rittershaus, Franz Xaver Seidl, Friedrich Vischer, Robert Waldmüller und viele andere sind in dem „Gedenkbuch" mit oft sehr reizvollen und inhaltsreichen Beiträgen in Vers und Prosa vertreten. Aus der Fülle dieser köstlichen Beweise der Verehrung und Pietät der deutschen lyrischen Garde jener Zeit mögen hier nur einige wenige Stichproben mitgeteilt werden.

Wilhelm Jensen widmete seinem trauten Freunde das folgende Sonett:

Dies Wort gilt nicht dem Dichter; es belebt
Des edlen Freundes Bildnis, des verehrten,
Durch langen Schritt der Jahre gleich bewährten,
Wie's heut' aus ihnen mir vorüberschwebt.

Was er, sich nie überhebend, hoch erstrebt,
Wird erst die Nachwelt ganz und voll bewerten;
Hier spricht nur Trauer eines Weggefährten,
Was in die Erde man mit ihm begräbt.

Nicht was er ist und bleibt, doch was er war,
Des Dichters Glanzgestirn, wird nicht erbleichen,
Der Mensch erlischt mit enger Freundesschar.

Mag andre Hand den goldnen Kranz ihm reichen!
Ich leg' auf's Grab dies Blatt ihm vom Altar
Des Herzens, als der Liebe schlichtes Zeichen.

Sehr sinnig ist das Poem des österreichischen Lyrikers Franz Xaver Seidl. Er singt von dem dahingegangenen unvergeßlichen Poeten:

Noch hält die Trauer uns den Sinn befangen,
Das Herz kann mühsam nur sich dran gewöhnen,
Daß Du für immer von uns fortgegangen,
Du Hoherpriester in dem Reich des Schönen,
Daß Deiner Harfe Saiten jetzt zersprungen,
Die süß erklang und in melodschen Tönen!
Aufs Grab des Sängers seiner Lieblingslieder
Legt Deutschland weinend nun den Lorbeer nieder.

Doch bleibt Dein Lied ein Trost, das wird erschallen
Und wird in fernster Zukunft von Dir sagen;
Dem Herzen, das am Edlen noch Gefallen,
Wirst Du ein Heilger sein zu allen Tagen.

Ging auch zu Ende nun Dein irdisch Wallen
Und mußten wir den Staub zum Staube tragen,
Dich nennt das Vaterland ja doch den Seinen
Und Geibel lebt, so lang die Sterne scheinen!

Von den Gedenkartikeln, die im Arno Holzschen Gedenkbuch niedergelegt sind, sei hier nur derjenige Paul Lindaus hervorgehoben: Der sonst sehr kritische und scharf sezierende Dramatiker und Essayist äußert sich über den Sänger in geradezu begeisterter Weise. Nach seiner Ansicht habe die deutsche Literatur keine in der Form vollendeteren Dichtungen als die von Emanuel Geibel. Seine Sprache habe die Reinheit der Glocke und die Klarheit des Kristalls. Bereitwillig füge sich der Reim seinem Gebote und seine Verse fließen in melodischem Fall und wundervollem Rhythmus dahin. Nicht nur die moderne, sondern auch die antike Form meistere er in bewunderungswürdiger Weise. Während man bei unseren Dichtern und auch bei den größten unter ihnen oft eine bedauerliche Vernachlässigung der Form, eine Vergewaltigung unserer schönen Muttersprache rügen müsse, lasse sich gegen Geibel vielleicht gerade der umgekehrte Vorwurf einer allzu peinlichen Sorge um die Formvollendung erheben. Seinen wohllautenden, völlig abgerundeten Gesängen sei keine Härte im Klang zueigen, keine Sprödigkeit im Ausdruck, keine Halbfertigkeit. Mit übertriebener Sauberkeit habe die Feile jede Unebenheit beseitigt, alles ausgeglichen und abgeschliffen. Er ruhe und raste nicht eher, als bis sich seine Arbeit in jeder Einzelheit harmonisch gerundet und geglättet habe. Allerdings

lasse es sich nicht leugnen, daß dadurch die geniale Unmittelbarkeit zu Schaden komme und daß der immer wohlerwogene und wohlgestaltete Ausdruck Geibels an freier Urwüchsigkeit und ursprünglich kräftiger Echtheit mitunter Einbuße erlitten habe, und daß man bei seinen süß klingenden Liedern wie weiland Tannhäuser den Wunsch nach Bitternissen nicht immer unterdrücken könne.

Auch als Übersetzungskünstler verdiene Geibel, wie Paul Lindau meint, den Lorbeerkranz; als solcher nehme er eine erste Stelle ein. Seine Nachdichtungen aus dem Italienischen, Spanischen, Französischen, Lateinischen und Griechischen seien unübertroffen, ja unerreicht.

Nicht ohne Rührung kann man die an Paul Lindau gerichteten und von diesem veröffentlichten Klagebriefe Geibels über seine jahrelange schmerzhafte Krankheit lesen. Man muß es aufs Tiefste bedauern, daß durch seine zerrüttete Gesundheit und das Übermaß von Leiden, womit die Vorsehung den von Natur so fröhlichen Lyriker heimgesucht, er in seinen letzten Lebensjahren an der vollen Entfaltung seiner so herrlichen dichterischen Gaben gehindert war. Geibel litt, so viel geht auch aus diesen vertrauten Zuschriften hervor, an einer unheilbaren Krankheit, die ihm fast täglich entsetzliche Schmerzen bereitete. Dieselben stellten sich gewöhnlich im Laufe der Nacht ein, steigerten sich bis zum Morgen und wurden so furchtbar, daß er darüber fast die Besinnung verlor. Wenn sie endlich aufhörten, war der Patient so erschöpft, daß er mehrere Stunden brauchte, um einigermaßen wieder zu Kräften

zu kommen. Seine unglaubliche Widerstandsfähigkeit und seine im übrigen auch kräftige Natur gewährten ihm gewöhnlich einige schmerzfreie Stunden am Abend und dann war er so heiter, so aufgeräumt und so frisch, daß man kaum fassen konnte, daß dem unglücklichen Manne nur eine kurze Pause beschieden war, die, wie er sehr wohl wußte, bald zu Ende gehen und neuen Qualen weichen würde. Jahrelang ertrug er dieses qualvolle Dasein mit einer geradezu erstaunlichen Standhaftigkeit. Allmählich aber wurde sein Zustand immer unerträglicher und raubte ihm in grausamer Weise auch noch seinen letzten Trost und seine liebste Freude, die Freude an der Arbeit. Der Poet erwartete Jahre hindurch den Sensenmann und schaute ihm unverzagt ins Auge. Er sang von ihm:

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Manche der Gedenkfeiern, die zu Ehren Geibels abgehalten wurden, nahmen einen sehr würdigen Verlauf und ehrten nicht allein den verblichenen Genius, sondern auch die Veranstalter. Der von dem bekannten Romanschriftsteller Robert Waldmüller geleitete Dresdener „Literarische Verein" war die erste schriftstellerische Genossenschaft, die den Manen des entschlafenen Genius eine größere Gedenkfeier widmete. Den Kern dieser Feierlichkeit bildete die Rede des genannten Vorsitzenden. Er schilderte in ergreifenden Worten das erschütternde Scheiden dieses seiner Nation

so innig befreundeten Geistes und betonte dann, was seinen Freunden und Verehrern, die an seinem Grabe trauern, zum Troste gereichen könne. Die Sendung dieses Auserwählten und Berufenen im Reiche der Poesie sei es gewesen, in trüber Zeit das deutsche Volk durch seinen Gesang zu erquicken, zu erheben und zu festigen. Der Mißmut habe sich in vielen Herzen eingenistet, er aber habe das Wort gesprochen:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen!

Er predigte die Lehre, daß keine Ferne uns kränken dürfe, denn uns halte ein froh Gedenken. Auf Fürst und Volk habe die Muse Geibels Einfluß geübt, indem er Gesetzestreue predigte und schon zu einer Zeit für den von uns losgerissenen Bruderstamm zwischen Nord- und Ostsee eintrat, als eine derartige Parteinahme noch als Don Quixoterie gegolten habe. Auch seine leidenschaftliche Liebe zum Vaterland und seine frohe Zuversicht auf die Errichtung eines einigen deutschen Reiches habe bereits zu einer Epoche in den Herzen des deutschen Volkes Widerhall gefunden, als solche patriotischen Träume noch Hohn und Spott herausforderten.

Auch der „Verein der Berliner Presse" veranstaltete am 25. Mai 1884 eine Gedächtnisfeier. Bei diesem Anlaß hielt der berühmte Literarhistoriker und ordentliche Professor der Literaturgeschichte und Germanistik an der Berliner Universität W i l h e l m S c h e r e r die Gedächtnisrede. Er rühmte von dem Poeten, daß er der sittlichen Mission der Dichtung stets treu ge-

blieben sei wie Ludwig Uhland. Er sei eine priesterliche Gestalt gewesen und zwar ein Priester nicht bloß des Schönen, sondern auch des Guten. Seine Seele habe mit den Besten seiner Zeit in beständigem Einklang gelebt. Er sei eine geschlossene Persönlichkeit gerade wie Ludwig Uhland und noch mehr als dieser ganz der Poesie ergeben gewesen. Er sei glücklich zu preisen, denn was er sich in der Jugend gewünscht, habe er im Alter in Fülle gehabt, d. h. während er in der Jugend von dem schlafenden Kaiser im Kyffhäuser gesungen, durfte er erleben, daß seine oft verspotteten Ideale sich am Abend seines Lebens verwirklichten, daß die alte Sehnsucht sich erfüllte, daß die alten Wünsche Wahrheit wurden.

Am 3. Januar 1885 veranstaltete man in Straßburg i. E. eine Geibel-Gedenkfeier zum Besten des Geibel-Denkmals. Die Rede hielt ein Landsmann des Dichters, der ihm während eines Zeitraums von 25 Jahren freundschaftlich nahestand und der daher manches noch nicht Bekannte von dem Leben und Schaffen des Meisters zu berichten wußte. Es war dies der Direktor des Gymnasiums in Buchsweiler und später des Lyzeums in Straßburg Dr. W. Deeke. Er erzählte seinen Zuhörern, daß Geibel als junger Mann von hinreißender Liebenswürdigkeit und wenn auch nicht so schön wie Paul Heyse, so doch anmutig und interessant gewesen sei. Sein edelgeformtes Antlitz mit regelmäßig gebildeter Nase sei umrahmt von einer Fülle kastanienbraunen etwas lockigen Haaren gewesen und dieselbe Farbe habe auch der dichte Knebel- und Kinnbart, der den ausdrucksvollen Mund

ein wenig verdeckt, gezeigt. Unter den buschigen vorspringenden Brauen habe ein leuchtend blaues Augenpaar hervorgeblitzt, kindlich rein und treu, voll echter Herzensgüte, aber auch leicht auflodernd in Zornesglut und dann wahre Flammen schleudernd, denn Geibel sei cholerischen Temperaments und erregbar im höchsten Grade gewesen. In der Jugend, als ihn die schwere Krankheit, die ihn vierzig Jahre hindurch gequält, noch nicht gepackt, habe er einen elastischen Gang gehabt und ein lebhaftes, feuriges, geselliges und übermütiges Wesen an den Tag gelegt. Mit kräftiger und wohltönender Baritonstimme begabt, habe er gern Volkslieder gesungen. Als echter Dichter habe er wochenlang die Einsamkeit aufsuchen und allen Umgang meiden können.

Reizvoll schilderte Deeke, wie Emanuel Geibel ihm und seinem Vater viele Gedichte, bevor er sie drucken ließ, vorgelesen und Deeke sen. um sein Urteil ersucht habe. „Im Sommer", so plauderte unser Gewährsmann, „saßen wir im Garten oder Gartensaal, in dem ein Piano stand und es wurde um die Wette gesungen und extemporiert. Denn letzteres verstand Geibel meisterhaft noch bis in späte Zeiten. Er zwirbelte sich dann gewissermaßen die Verse aus seinem Kinnbart heraus, oft höchst kunstvoll und mit überraschenden Wendungen zu lautem Jubel der Zuhörer. Schon damals wollte er es nicht leiden, wenn die Damen beim Vorlesen seiner Gedichte Handarbeiten machten oder gar plauderten. In späterer Zeit konnte er dann sehr unartig, ja sogar grob werden und plötzlich abbrechen."

In den Jahren 1863—69 verkehrte Deeke mit Geibel in Lübeck fast täglich, oft 2—3 Mal am Tage. Schon frühzeitig ein leidenschaftlicher Verehrer Bismarcks, forderte der Dichter vielfach Widerspruch hervor, weil man damals in der Hansestadt seine politischen Ansichten in keiner Weise teilte und der deutsche Staatsmann sich nicht der geringsten Volkstümlichkeit erfreute. Geibel ließ sich jedoch in seiner Bewunderung für ihn nicht beirren und pries ihn stets als den Retter aus der politischen Misère. Ja, am 25. August 1865 prophezeite er, in fünf Jahren würde auch Lübeck preußisch sein. Deeke schloß seine Rede mit einer sympathischen Charakteristik des Menschen Geibel, von dem er sagte: „Mit ihm ist nicht nur einer der größten Dichter, sondern auch einer der edelsten Charaktere dieses Jahrhunderts dahingegangen. Fromm und gottvertrauend, ohne beschränkendes Dogma und falschen Heuchelschein; sittlich ernst und rein. Stets großdenkend und ein Patriot ersten Ranges, dessen begeisterndes Wort die Jugend noch lange für Kaiser und Reich, für deutsche Zucht und Art entflammen wird; ein hehrer Priester der Kunst, der nur Schönes schuf und nichts als Schönes schaffen wollte; ein edler Bürger seiner Vaterstadt, ein treuer Freund, ein ganzer Mann!"

Am 2. März 1885 veranstaltete der „Verein für Kunst und Wissenschaft" zu Hamburg eine Gedächtnisfeier. Stefan Waetzoldt fragte in seiner Gedenkrede, ob in der Tat dem Dichter alle Lorbeerkränze gebührten, die seinen Sarg geschmückt und ob die Nachkommen das enthusiastische Urteil der Zeitgenossen über

ihn bestätigen werden? Er bejahte diese Frage aufs Entschiedenste. Er nennt ihn einen Priester echter Kunst, einen Dichter der Wahrheit, in dem sich Glaube, Bildung, Natur, der Christ, der Grieche und der Deutsche vereinigen. Noch die Herzen kommender Geschlechter werden seine Liebeslieder in der Tiefe rühren. Als Wächter deutscher Ehre und als Prophet deutscher Herrlichkeit stehe er über allen Lyrikern. Wenn nach langen Jahren, nachdem alle Modedichter und Eintagsgrößen von heute vergessen sein werden und der Historiker, dessen Urteil kein Parteiinteresse und keine Tagesfrage mehr trübe, prüfenden Auges die Dichtungen unserer Zeit an sich vorüberziehen lasse, werde Geibel als ein Poet gepriesen werden, der, am reinsten den Herzschlag seiner Zeit erkannt, das erlösende Wort gesprochen und auf den Adlerflügeln reiner Begeisterung das deutsche Bewußtsein erhoben habe. Er sei ein Mann gewesen, der weder um die Gunst der urteilslosen Menge noch um die eines Fürsten gebuhlt habe. Dem Herold des deutschen Reiches werde daher mit Fug und Recht ein Denkmal gesetzt und er schlage vor, daß auf seinem Sockel die Worte Geibels für Deutschland zu lesen sein sollten:

Eins nach außen, schwertgewaltig,
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

Fünfeinhalb Jahre nach dem Ableben Geibels, am 18. Oktober 1889, wurde in seiner Vaterstadt das erwähnte Denkmal von Volz unter lebhafter Be-

teiligung des Publikums und der zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen des Poeten von Fern und Nah in feierlichster Weise enthüllt. Das Monument zeigt den Dichter nicht in stehender Figur; er sitzt auf einem Felsblock, gleichsam rastend, in der Hand Buch und Griffel haltend, die Linke brustwärts gehoben. Die Augen blicken sinnend drein. Der Kopf ist von treffendster Ähnlichkeit, der am Postament schlummernde Genius von idealer Schönheit. Die ganze Gestalt Emanuel Geibels ist aus Bronze, der Sockel besteht aus poliertem nordischen Granit.

Sämtliche Kirchenglocken Lübecks öffneten ihren metallnen Mund, von Turm zu Turm einfallend, scholl ihr Chorgesang, aus dem die besonders machtvoll tönenden Glocken von St. Marien hell hindurch klangen. Wie liebte Geibel diesen Klang! Als er einst auf Naxos in Griechenland mit seinem Jugendfreunde Ernst Curtius sich aufhielt und die Glocken gingen: „Da dachten wir an Lübecks Glockenklang, der Vaterstadt, und an den Wimpern hingen uns plötzlich Tränen und wir schwiegen lange."

Nachdem die vereinigten Lübecker Liedertafeln das „Gebet" von Goldemann gesungen, hielt Dr. Adolf Brehmer die Weiherede. Er führte darin aus, daß noch unvergänglicher als Erz und Stein die Dichtungen des lübeckischen Poeten seinen Ruhm überall, wo deutsches Wort erschalle und deutsche Herzen schlagen, verkünden werden. Seine Muse habe den echt vaterländischen Sinn neu belebt, stets zur Sammlung und Einigkeit angespornt und auf die Nordmark hinge-

wiesen, wo es gegolten habe, deutsche verpfändete Ehre einzulösen. Und als es wieder gegärt, als Waffengeklirr ringsum erschollen und der Kriegslärm ertönt, da sei auch sein Heroldsruf erklungen und habe des Vaterlandes Macht und Größe verkündet. Der Kaiser und das Reich sei erstanden. Was er vorahnend geschaut, sei in ungewohntem Glanze zur Wahrheit geworden. Habe ihn aber auch des Reiches Wohl und Wehe erfüllt und er auch Stellung zu allem, was die Zeit bewegt, genommen, ihm dichterischen Ausdruck gebend, so sei er doch allem kleinlichen Gezänk des Tages und dem Streite der Parteien fern geblieben. Treffend sagte Brehmer von ihm und seiner Dichtkunst: „Sein dichterisch Gemüt versenkte lieber sich in Friedlichkeit und Stille und schöpfte aus dem ewigklaren Quell des Edlen und des Schönen. Und was sein hoher Sinn erfaßte und gestaltete, in vollendet schöner Form, gepaart mit seltenem Wohllaut, bot er es dar. In einer Zeit, wo alles nach dem Schein und dem eigenen Vorteil drängte, blieb treu er seinem Ideal, verschmähte äußeren Glanz und schuf ruhig weiter in schlichter Einfachheit. Jedwedem, weß' Alters und weß' Standes, der kam zu trinken aus der Dichtkunst Born, Geibel bot reiche Gabe ihm und seltene Labung. Dem Jüngling gab er Lieder so heiter und froh, der Jungfrau Verse so herzig und minnig. Der Mann, ermüdet in des Lebens Kampf und Arbeit, greift zu seinen Werken, er nimmt aus ihnen rechte Sammlung und frischen Lebensmut. Die Frau, die von des Tages Sorge sich Erholung sucht, sie holt aus seinen reinen keuschen Worten Erquickung sich und

inneren Frieden. Solange vor allem Schönheit noch und Reinheit, solange Tiefe des Gemüts und zart Empfinden, Fülle der Gedanken und markige Gestaltungskraft des Dichters Wert bestimmen, solang', Emanuel Geibel, wird Deine Poesie ein Schatz für deutsche Söhne und Töchter sein."

Ungedruckte Briefe Geibels

in chronologischer Folge

1. An Karl Barthel
2. An Friedrich Hofmann
3. An Theodor Colshorn
4. An Theodor Kutschmann
5. An Oskar Kraukling



Neben den im Texte mitgeteilten ungedruckten Briefen Geibels sollen hier noch die folgenden, gleichfalls unveröffentlichten Zuschriften zum ersten Male mitgeteilt werden.

An Herrn Karl Barthel, Braunschweig[1]).

München, 4. Mai 1852.

Hochverehrter Herr!

.... Freilich weiß ich nicht, wie Sie ein nach dem von Ihnen ausgesprochenen Grundsatze zusammengestelltes Buch gegenwärtig in Deutschland aufbringen wollen, da leider poetisches Talent und spezifisch christliches Leben sich bisher noch immer wenig genähert, geschweige denn durchdrungen haben. Sollten Sie aber zu meiner Freude in Herbeischaffung des Stoffes glücklicher gewesen sein als ich nach eigener Erfahrung vermuten darf und einen Beitrag von meiner Hand noch brauchen können, so bitte ich Sie, mich dies durch ein paar Zeilen baldmöglichst wissen zu lassen; ich würde alsdann das für Ihren Zweck bereits ausgesuchte, etwa

---

[1]) Autograph VIII A. Aus der kgl Hof- und Staatsbibliothek, München. Karl Barthel, geb. zu Braunschweig 21. 2. 1817, gest. 22. 3. 1853, war Verfasser der sehr verbreiteten „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" (1850). Auch schrieb er „Erbauliches und Beschauliches", „Harfe und Leyer", „Das Leben und Dichten Hartmanns von Aue" u. a.

einen halben Bogen lange Gedicht sogleich abschreiben lassen und umgehend einsenden.

Mit der Bitte, mich unserer gemeinschaftlichen Freundin bestens zu empfehlen, verbleibe ich

in aufrichtiger Hochachtung

der Ihrige

E. Geibel.

PS. Für das liebevolle Eingehen auf meine poetischen Intentionen, das ich in Ihrem Literaturwerke gefunden habe, lassen Sie mich hier einstweilen meinen herzlichsten Dank aussprechen. Wie gern würde ich mich über manches dahingehörige einmal mündlich mit Ihnen unterhalten; zum schriftlichen Verkehr über Dinge der Art bin ich leider völlig verdorben.

An Friedrich Hofmann[1]).

München, 23. Dez. 1852.

Verehrter Freund!

..... Mir geht es hier in vielen Beziehungen besser als ich erwartet hatte. Man hat mich sehr freundlich aufgenommen und in das wissenschaftliche Leben find ich mich ganz wohl hinein. Wenn mich das Heimweh nach der schönen Frau Poesie überkommt, so vertröste ich mich auf den Frühling. Da will ich mit meiner jungen Frau in die Alpen, und in irgend=

---

1) A. a. O. Friedrich Hofmann, geb. 18. 4. 1813 zu Coburg, gest. am 14. 8. 1888 zu Ilmenau. Bekannter Lyriker, Epiker, Dramatiker und Opernlibrettist. Auch war er Jahre lang Leiter der „Gartenlaube".

einem Winkel mir ein Stilleben bauen. Denn im Sommer les' ich nicht. Fürwahr, ich wäre schon ein glücklicher Mensch, wenn der sieche und leidende Körper mich nicht täglich und stündlich an die Sterblichkeit erinnerte.

Auf Ihre neuen Bücher freue ich mich. Ich kann jetzt wenig schaffen, weil ich Kollegienhefte ausarbeiten muß. Im Sommer aber hoffe ich, ein halbfertiges episches Gedicht abzuschließen; vielleicht auch eine bereits vor zwei Jahren angefangene Tragödie, die einen Stoff aus den Nibelungen behandelt . . .

München, 2. Juni 1853.

Geehrter Freund!

. . . . Ich habe, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, große Angst und große Freude erlebt. Am 10. Mai gebar mir meine Frau ein Töchterchen. Die Entbindung, die 6 Wochen zu früh und völlig unerwartet eintrat, war eine sehr schwere und von den gefährlichsten Umständen begleitet, so daß ich in den ersten Tagen für Mutter und Kind alles zu fürchten hatte. Doch nun ist Gott sei Dank die Gefahr vorüber und das Glück desto reiner. Es ist doch ein köstlich Ding, so ein kleines Wesen an der Brust der Mutter von Tag zu Tag voller gedeihen zu sehen . . . Zu Ihrer Reise viel Freude und gutes Wetter! Könnte ich nur auch erst hinaus! Es tät mir not, geistig und körperlich. Mit herzlichstem Gruß E. Geibel.

An Dr. Theodor Colshorn, Hannover[1]).

München, 28. September 1856.

Verehrter Freund!

Ich habe vor einigen Wochen den dritten Band meiner Gedichte unter die Presse gegeben. In denselben ist alles aufgenommen worden, was für den Druck tauglich vorlag und somit nichts anderes für Sie übrig geblieben. Und nun bin ich nicht einmal im Besitz eines Manuskriptes dieser Neuen Gedichte; das Original liegt bei Gödeke in Celle, der mir freundlich aussuchen und anordnen half, die Abschrift bei Cotta. Ich weiß daher, wenn Sie bei dem Wunsche verharren, in den ersten Nummern des Blattes meinen Namen zu sehen, nur einen Rat. Lassen Sie sich von Cotta aus der Handschrift und zwar aus den Abteilungen „Vermischte Gedichte", „Balladen" oder „Distichen" ein oder zwei Stücke geben und drucken Sie sie mit der Anmerkung ab: Aus den mit nächstem bei Cotta erscheinenden „Neuen Gedichten" von E. G.

Heyse ist diesen Augenblick in Berlin. Ich habe ihm Ihren Brief umgehend nachgeschickt. Ob er eine Novelle fertig auf dem Lager hat, weiß ich nicht.

Ich möchte Sie auf ein Buch aufmerksam machen, das ich gestern mit großem Interesse gelesen habe: Helke, Schauspiel aus der deutschen Heldensage (Brock-

[1]) A. a O. Th. Colshorn, geb. zu Ribbesbüttel im Lüneburgischen, am 13. 1. 1821, gest. in Hannover am 1. 9. 1896, war Verfasser der Anthologien „Des Knaben Wunderhorn" (1877) und „Des Mägdleins Dichterwald" (1881), der Sammlung „Der Deklamator" (1867), enthaltend 100 Gedichte zum Deklamieren, der „Märchen und Sagen" (1854) und „Balladen und Bilder" (1879). Seit 1848 in Hannover, als Oberlehrer am Realgymnasium wirkend, leitete er auch einige Zeit das Feuilleton des „Hannoverschen Kuriers" und stand als Dramaturg dem Hannoverschen Hoftheater nahe.

haus, 1856). Die hohen Gestalten unseres Epos sind doch vortrefflich, um an ihnen, wie es hier geschehen ist, große sittliche und religiöse Fragen zu entwickeln. Das Stück wäre wohl einer ausführlichen Anzeige wert .... Ich bin sehr froh, daß Rümpler[1]) Heigels Gedichte druckt. Der junge Mann, ganz unfertig wie er ist, hat doch großes Talent und ich hoffe viel von ihm.

Herzlich der Ihrige

Geibel.

An Dr. Theodor Colshorn in Hannover.

München, 15. 3. 1857.

Beigehend, verehrter Freund, sende ich Ihnen eine Abschrift meiner „Brunhilde" mit der Bitte, dieselbe zu lesen und Ihrem Freunde Kaiser[2]) mitzuteilen. Wenn dieser, auf dessen erfahrenes Urteil ich ungemein viel gebe, der Ansicht ist, daß Ihr Publikum, dem nationalen Gehalt zu Liebe, sich die unvermeidlichen Härten des Stoffes gefallen lassen werde, so kann mir natürlich eine würdige Darstellung nur hochwillkommen sein. Ein entschiedenes Fiasko aber möchte ich, bevor das Stück gedruckt vorliegt, nicht riskieren, da ein solches auch dem literarischen Erfolg von vornherein Abbruch tun würde. Ich selbst habe leider gar keine Verbindungen mit der Berliner Tagespresse. Heyse jedoch, der meine Verehrung für Kaiser teilt, hat mir bereitwilligst ein paar Briefe versprochen, die ich beilegen will.

---

1) Hervorragender Verleger in Hannover.
2) Hofschauspieler in Hannover.

In Ihrer Morgenblattsangelegenheit bedauere ich, nichts tun zu können, da ich infolge früherer Mißhelligkeiten alle persönlichen Beziehungen zu dem Redakteur abgebrochen habe.

Für Ihre freundliche Anzeige meiner „Neuen Gedichte" besten Dank! Eben erhalte ich die Freiexemplare des dritten völlig unveränderten Abdrucks.

Was das Lustspiel[1]) anbetrifft, so bedarf es gewiß keiner fünf Aufzüge, wenn es nur einigermaßen einen Abend auszufüllen verspricht. Aufgeführt aber darf es, meiner Ansicht nach, nicht sein, da die Worte des Paragraphen lauten: Bis dahin in keiner Weise veröffentlicht, eine Darstellung auf der Bühne aber doch gewiß eine Weise der Veröffentlichung genannt werden muß.

Wenn Sie mir Ihre und Kaisers Meinung über die Brunhild (d. h. nur mit zwei Worten, ob Sie zur Aufführung raten oder nicht) mitteilen wollten, so würde ich Ihnen dafür aufrichtig dankbar sein. Am liebsten wäre freilich auch mir baldige Antwort, da ich etwa zum 1. April München zu verlassen gedenke. Später werde ich in Lübeck sein; meine Adresse dort lautet: E. G. bei Dr. G. Reuter.

München, 9. Juli 1857.

Lieber Colshorn!

.... Für Ihre gute Meinung über den „Andrea" danke ich Ihnen, wenn ich dieselbe auch nicht ganz teile. Freilich für lebensfähig halte ich das Stück

[1]) Meister Andrea.

auch. Sonst hätte ich es nicht drucken lassen. Aber es hat seine Mängel. Einesteils ist die Hälfte des 1. Aufzuges nicht gut gebaut, — was bei der Aufführung stärker hervortritt als beim Lesen —. Zum andern aber muß es wohl nicht genügend, wenigstens nicht wie ich *wollte*, herausgekommen sein, daß Andrea sich nicht aus voller wirklicher Überzeugung — denn die wäre wohl kaum denkbar —, sondern aus verblüffter Passivität in die ihm aufgedrungene Rolle fügt, und daß er da, wo ein anderer verrückt werden könnte, mit halbbewußter Selbstironie der Sache *zusieht*: mich soll doch wundern, wie das Ding zuletzt noch ein Ende nimmt! Wäre das hinlänglich herausgearbeitet, so würden Mißgriffe, wie sie in Berlin vorkommen, wo Rott den Andrea *tragisch* als einen fortwährend am Abgrunde des Wahnsinns Hinschwankenden gab, völlig unmöglich gewesen sein. Haben Sie übrigens in Hannover einen guten Andrea, d. h. einen solchen, der dem Humor sein volles Recht läßt, aber daneben in den Gipfelszenen den vollen Gemütston anzuschlagen weiß, so kann mir eine Aufführung nur angenehm sein; d. h. *nach* der Brunhild . . . .

München, am Sylvesterabend 1857.

Herzlichen Dank, lieber Colshorn, für Ihre freundschaftliche Teilnahme und für die Ankündigung Ihrer Rezension, die mir hochwillkommen sein wird. Auch die Nachricht, daß das Stück nun doch in Hannover gegeben werden soll, hat mir große Freude verursacht. Ich hatte die Hoffnung, daß es dahin kommen werde,

bereits im stillen aufgegeben. Nun zur Beantwortung Ihrer Fragen. Das Ziel Brunhilds ist durchweg die Vereinigung mit Siegfried. Aber von der 5. Szene des 3. Aufzuges ab bis zu dem Augenblick, wo der Held blutig vor ihr liegt, ist das Ziel ihr selbst umwölkt. Sie empfindet wie in einem dumpfen beängstigenden Nebel einstweilen nichts als den Druck des Schicksals und die innere Notwendigkeit einer Wiederherstellung; daß sie hinter dieser letzteren jedoch noch etwas anderes ahnt, etwas, das sie sich selbst nicht klar gestehen mag, habe ich durch die Worte: Dann komme, was da will (S. 157) anzudeuten versucht. Als nun aber an Siegfrieds Leiche in leidenschaftlichem Umschlage der innerste Kern ihres Wesens durch alle Hemmungen und Schrekken gewaltsam wieder hindurchbricht, da weiß sie nichts als zu sterben, teils um durch ihr Selbstopfer den gerechten Anspruch ihrer Liebe auch äußerlich zu besiegeln, teils und hauptsächlich aber in der festen Zuversicht einer endlichen höheren Vereinigung mit dem Geliebten, in jenem Reiche, wo „alles Große sich erkennt und angehört" und wo somit auch Siegfried, dessen staubgeborener Teil sie nicht liebte, nun ihr zueigen werden muß, eben weil er sie ganz und voll erkennen wird ....

Ich brüte wieder über Tristan. Der Plan ist stark fortgeschritten, doch kann ich noch lange nicht ans Schreiben denken. Wenn mir mein Körper nur nicht fortwährend im Wege wäre!

Treu der Ihrige

Geibel.

Schwartau bei Lübeck, 2. 8. 1874[1]).

An den Vorsitzenden des Dichtertages in Weimar.

Da mir ein peinliches chronisches Übel schon seit Jahren das Reisen unendlich erschwert und die Teilnahme an jeder festlichen Geselligkeit unmöglich macht, so muß ich leider auf die Freude verzichten, bei dem Dichtertage zu Weimar anwesend zu sein.

Für die ehrenvolle Einladung aufrichtig dankend, zeichne mit hochachtungsvollem Gruß

Emanuel Geibel.

Lübeck, 24. Sept. 79[2]).

Heute, verehrtester Freund, nur ein kurzes Wort des Dankes für die freundliche Zusendung der beiden neuen Blätter, die nach wie vor meinen ganzen Beifall haben. Auch die Wandverzierung des Textblattes, die ich noch nicht kannte, finde ich charakteristisch und geschmackvoll.

Ich habe jetzt recht trübe Tage. Meine Nichte freilich, die lange tödlich erkrankt darniederlag, ist, Gott sei Dank, fast ganz wieder hergestellt; aber die sorgenvolle Zeit hat mich furchtbar angegriffen und mit meinem Befinden geht es sichtlich bergab. Meine besseren Stunden werden immer weniger und ich

---

[1]) Aus der Handschriftenabteilung der Berliner kgl. Bibliothek.

[2]) Der Brief ist mir mitgeteilt durch Frau Prof. Dr. Anna Goedertz. ihr bez. ihrem – inzwischen leider verstorbenen — Gatten von Herrn Adolph Meyerdiercks in Hamburg zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich gerichtet an den Maler und Zeichner Theodor Kutschmann in Berlin, der, nebenbei bemerkt, auch eines meiner Werke illustriert hat.

schreibe Ihnen auch diese Zeilen unter anhaltenden Schmerzen.

Leben Sie wohl! Mit den besten Wünschen für Ihr Leben und Schaffen grüßt Sie herzlichst

Ihr alter

Emanuel Geibel.

Verehrter Herr und Freund![1]).

Schon längst hätte ich von Ihrer gütigen Erlaubnis, das historische Museum unter Ihrer Leitung zu betrachten, Gebrauch gemacht, wenn ich nicht gerade in den Morgenstunden fortwährend dringend beschäftigt gewesen wäre. So möchte ich denn auch für nächsten Dienstag die Nachmittagsstunden vorziehen, und würde mich also um 2 Uhr im Lokale des Museums einfinden, wenn Ihnen das recht wäre.

Das Lied: Die dunkeln Wolken hingen usw. ist nicht von mir, sondern von Lenau und steht, so viel ich mich erinnere, im zweiten Bande seiner Gedichte.

Mit herzlicher Dankbarkeit für Ihre Freundlichkeit

ergebenst der Ihre

Emanuel Geibel.

---

[1]) Der undatierte Brief ist gerichtet an den Museumsdirektor Oskar Kraukling. Ich verdanke denselben der Frau Prof. Dr. Anna Gaedertz in Berlin, deren Gatte ihn von Herrn Adolph Meyerdiercks, Hamburg, zugeschickt erhielt.

Ungedruckte Gedichte Geibels

Dichterlohn.

Es mögen andre Dichter festlich singen,
Um mit dem Lorbeer ihre Stirn zu krönen
Und durch die holde Gabe der Kamönen
Zu reichem Lob die stumme Menge zwingen.

Ich trachte nicht nach also hohen Dingen,
Es will mein Lied mit allen seinen Tönen
Nur Gruß und Liebesblick von meiner Schönen,
Nur süßen Kuß von ihrem Mund erringen.

Was soll mir Lorbeer, wenn ich *sie* nicht habe?
Was ist mir Preis, bleibt ihre Gunst mir fern?
Ein Tand, ein Blendwerk, eine Schattengabe.

Doch wenn mir leuchtet ihres Auges Stern,
Doch wenn ich mich an ihrem Kusse labe:
Vergeß ich Ruhm und Siegeskrone gern.

Vorstehende zwei handschriftliche Gedichte, die in den gedruckten Auflagen nicht enthalten sind, finden wir in der ersten handschriftlichen Auflage der Gedichte Geibels.

Aus der Handschriften-Abteilung der Berl. Königl. Bibliothek acc. ms. 1899. 71.

Befriedigung.

Ich wähle mir den Liebesgott zum Schenken,
Er füllt mir den Pokal aus goldnen Krügen
Mit raschem Scherz, mit sprudelndem Vergnügen,
Mit heller Lust, beseelten Zaubertränken.

Auch lehrt er mich zu holdem Angedenken
Den Wein zu schlürfen in bedächtgen Zügen,
Zu zartem Gruße Reim in Reim zu fügen
Und sanft der Musen weißes Roß zu lenken.

Und wenn des Abends Schatten sich verbreiten
Und müd ich ruhe von des Tags Genüssen
Erregt er süß der Zither goldene Saiten.

Und glänzend mög, wie Schifflein auf dem Flusse,
Manch buntes Traumbild mir vorübergleiten,
Bis mich der Morgen weckt mit rosgem Kusse.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die atmende Brust.

O, wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun,
Fühlt sich die Seele getrieben
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit ich im Tale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch ich mit stillem Bemühn,
Jedem Welken und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ists dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimnis verhüllt.

Schweigend blickts aus der Klippe,
Spricht im Quellgebraus
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Mus' es aus*).

*) Aus der Radowitz-Sammlung der Handschriften-Abteilung der Berliner Kgl. Bibliothek mit einer handschriftlichen Randbemerkung von Alex. v. Humboldt, also lautend „Emanuel Geibel eigenhändig".

Eine ungedruckte Autobiographie Geibels.

Im Gegensatz zu manchem der berühmt gewordenen Münchener Dichtergenossen Geibels, wie Paul Heyse, Hermann Lingg, Julius Grosse, Friedrich Bodenstedt, Adolf Friedrich von Schack und anderen, die nicht verfehlten, ihre Autobiographien oder Memoiren zu veröffentlichen, hatte sich Emanuel Geibel in seiner Bescheidenheit, die ihn Zeit seines Lebens auszeichnete, stets geweigert, den an ihn herantretenden Wünschen, sich über sein Erdenwallen, sein Denken und Trachten, seine Beziehungen zu Zeitgenossen und ähnliches zu äußern, zu entsprechen. Möglicherweise hielt ihn auch sein jahrelanges Siechtum ab, eine Arbeit auszuführen, zu der ihn nicht der Drang des Herzens trieb. Umso willkommener wird daher eine eigenhändig geschriebene Autobiographie des Dichters sein, die ich in der Handschriftenabteilung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek fand. Leider reicht sie aber nur bis zum Jahre 1847 und ist wahrscheinlich auf den Wunsch seines Freundes Georg Scherer, des Herausgebers der bekannten Anthologie, verfaßt worden.

Gewiß wird man diese eigenhändige, zuverlässige, schlicht und freimütig geschriebene Schilderung des Lebens und Wirkens des Dichters aus seiner Jugendzeit mit höchstem Interesse lesen.

[1]) Ich bin am 18. Oktober[2]) d. J. 1815 zu Lübeck geboren, der dritte Sohn meines Vaters Dr. Johannes Geibel, welcher bis Ostern 1847 dahier als Pastor der reformierten Gemeinde stand. Im väterlichen Hause empfing ich schon als Kind die ersten mächtigen Eindrücke christlicher Sitte und Freiheit, während die altertümliche Reichsstadt, in der ich aufwuchs, mit ihren reichen Erinnerungen einer glänzenden Vorzeit, den historischen Sinn in mir anregte und mir früh alles gegenwärtige als ein mit der Vergangenheit innig zusammenhängendes und notwendig aus derselben erwachsenes erscheinen ließ. Die Grundlage meiner klassischen Bildung verdanke ich dem trefflichen Gymnasium meiner Vaterstadt. Auf dieser Anstalt wurde nach dem preiswürdigen Grundsatz, der eigentümlichen Natur des Einzelnen ihr Recht widerfahren zu lassen, ein offener Sinn für Schönheit der Form, ein Talent für poetischen Ausdruck, das schon bei dem Knaben hervortrat, nicht unterdrückt, sondern durch stete Hinweisung auf die Muster alter und neuer Zeit mehr und mehr auf richtige Bahnen gelenkt.

Zu Ostern 1835 bezog ich die Universität zu Bonn, um mich daselbst nach dem Wunsche meines Vaters der Theologie zu widmen. Allein diese Wissenschaft, wie sie mir damals mit ihrem gelehrten Apparate entgegentrat, vermochte meinen beweglichen, nach Form und Farbe begierigen Sinn nicht zu fesseln. So wandte ich mich schon in Bonn vorzugsweise dem Studium des griechischen Altertums zu und als ich Ostern 1836 diese Universität mit Berlin vertauschte, trat ich ent=

[1]) Aus Schereriana VIII. Münchner Hof= und Staatsbibliothek.
[2]) Geibel irrte sich. Er wurde am 17. Oktober 1815 geboren.

schieden zur Philologie über, welche die Erfüllung des längstgehegten Wunsches, mich einmal ganz in die klassische Literatur vertiefen zu dürfen, mir als liebe Pflicht auferlegte. In jener Zeit kam ich mit Chamisso in persönliche Berührung. Der liebenswürdige Greis nahm sich des jungen Poeten mit freundlicher Hingebung an und führte mich in seinem Musenalmanach zum ersten Mal dem Publikum vor. Ich gründete damals ein vertrauteres Verhältnis zu dem als Dichter, mehr noch als Kunsthistoriker rühmlich bekannten Franz Kugler, aus welchem in der Folge ein festes und inniges Freundschaftsbündnis erwuchs.

Noch war das gebräuchliche akademische Triennium nicht abgelaufen, als mir um Weihnachten 1837 das Anerbieten gemacht wurde, im Hause des russischen Gesandten zu Athen die Stelle eines Erziehers zu übernehmen. Die dem jugendlichen Gemüt eigentümliche Sehnsucht ins Weite und die Hoffnung, auf klassischem Grund und Boden besser als irgendsonst das Studium alter Kunst und Wissenschaft fortsetzen zu können, ließen mich ohne Bedenken auf den Vorschlag eingehen; im März 1838 trat ich die Pilgerfahrt nach der Stadt des Perikles an, wo ich, nach einem nur allzu flüchtigen Aufenthalt in Oberitalien, Ende Mai eintraf. Leider aber stellte sich nur zu bald heraus, daß die dort übernommenen Verpflichtungen wider Erwarten das ganze Maß meiner Zeit für mich in Anspruch nahmen und daß demnach weder an poetische Produktion, noch an wissenschaftliche Arbeit zu denken war. So stand denn binnen kurzem mein Entschluß fest, nach Jahresfrist die eingegangene Verbindlichkeit wieder zu lösen,

um alsdann frei und ungehindert den griechischen Aufenthalt für mich ausbeuten zu können. Im Juni 1839 verließ ich das Haus des Gesandten und wandte mich, indem ich durch Stundengeben meinen Unterhalt bestritt, fröhlich den alten Lieblingsbeschäftigungen, der Poesie und dem Studium der Literatur, zu. Zwischendurch wurden mancherlei Ausflüge nach verschiedenen Teilen des Landes unternommen; eine mehrmonatliche Inselreise, die ich im Herbst 1839 mit meinem Landsmann und Freunde Ernst Curtius (jetzt Professor zu Berlin und Erzieher der Kinder des Prof. Brandis) antrat, weckte mehr als einen poetischen Klang in meiner Seele. In Gemeinschaft mit demselben Freunde übersetzte ich im folgenden Winter eine Reihe altgriechischer Gedichte, von welcher späterhin eine Anzahl durch den Druck veröffentlicht wurde. (Klassische Studien 1840 usw.). Auch ein Bändchen Gedichte wurde in der letzten Zeit meines Aufenthaltes zu Athen ausgewählt und geordnet, nachdem eine frühere Sammlung, die ich bereits unmittelbar vor der Abreise nach Griechenland zusammengestellt hatte, bei einer in den Hähnelschen Druckereien zu Magdeburg ausgebrochenen Feuersbrunst im Manuskript verbrannt war.

Im Sommer des Jahres 1840 kehrte ich nach Deutschland zurück. Meine Absicht war, nach einem kurzen Besuch zu Hause in Berlin meine philosophischen Studien zu beenden und alsdann eine Anstellung als Gymnasiallehrer zu suchen. Allein Familienverhältnisse hielten mich in Lübeck zurück. Es folgte ein schweres Jahr. Auf der einen Seite sah ich mich durch den

notgedrungenen Aufenthalt in meiner Vaterstadt mancher wissenschaftlicher Hilfsmittel beraubt und in den Studien gehemmt, deren Abschluß ich dringend wünschen mußte, um mir eine unabhängige Stellung in der Welt zu erobern; auf der andern Seite trat der poetische Trieb immer mächtiger hervor, aber zugleich die Erkenntnis, daß eine würdige Befriedigung desselben bloß nebenher in einzelnen Mußestunden unmöglich zu erreichen sei. Das gab mannigfache innere Kämpfe. Ein Gefühl drückender Unsicherheit bemächtigte sich meiner und nahm mir alle Freudigkeit. Freilich rieten manche Freunde, ich sollte, auf mein Talent gestützt, rücksichtslos dem Drange des Herzens folgen; allein der Gedanke, durch einen solchen Schritt den Meinigen einst zur Last fallen zu können, warf ein umso bedeutenderes Gewicht in die Schale, als meine Gedichte, die indessen bei Alex. Duncker erschienen waren, anfangs im Publikum wenig Beachtung fanden. Äußere Umstände kamen dazu, meine Lage noch peinlicher zu machen. So arbeitete ich ohne rechte Lust in der Wissenschaft weiter. Kurz zuvor hatte ich das Spanische erlernt, ich fing an, aus dem reichen Literaturschatz dieser Sprache zu übersetzen, um mich doch wenigstens mit gutem Gewissen in poetischen Formen bewegen zu dürfen. Da erhielt ich im Frühjahr 1841 von dem Freiherrn von der Malsburg, einem Bruder des als Übersetzer des Calderon und Lope bekannten Ernst v. d. M. und Freunde meines Vaters, die dringende Einladung, ihn auf längere Zeit auf seinem Gute Escheberg in Kurhessen zu besuchen und dort die reiche, von seinem Bruder hinter=

lassene Sammlung spanischer Bücher für meine Zwecke zu benutzen. Mit Freude folgte ich der an mich ergangenen Aufforderung und das nun folgende Jahr, das ich in ungetrübter Sorglosigkeit im täglichen Umgang mit einer herrlichen Waldnatur im Kreise einer edlen Familie zubringen durfte, gehört zu den reichsten meines Lebens. Blieb meine Zeit zuerst auch hauptsächlich den spanischen Studien zugewandt, so regte sich doch, von einer behaglichen Existenz gefördert, von liebenswürdiger Umgebung ermuntert, bald wieder die lang zurückgehaltene Lust zu poetischem Schaffen und Gestalten und brach endlich ungehemmt hervor. Neben den Übertragungen altkastilischer Romanzen schrieb ich noch in demselben Sommer die „Zeitstimmen", eine Reihe von Gedichten, in denen ich zuerst, wenn auch mangelhaft, meine Weltanschauung niederzulegen versuchte, im Herbst und Winter die Tragödie: Roderich, welche, späterhin bei Cotta erscheinend, bei guter Konzeption des Ganzen doch sehr deutlich das Gepräge eines Jugendwerkes trägt, indem es den Charakteren an scharfer Umprägung, der ganzen Behandlung an der für diesen Stoff erforderlichen Breite mangelt.

Um diese Zeit war Herwegh mit seiner geharnischten politischen Lyrik zuerst hervorgetreten. Auch ich ward von dem jugendlichen Feuer der „Gedichte des Lebendigen" mächtig angeregt; allein wie sehr ich der poetischen Kraft derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte, es war etwas in mir, das sich gegen das Maßlose, Unbestimmte, schlechthin Verneinende jener Richtung entschieden auflehnte. So

schrieb ich im Februar 1842 (also zu einer Zeit, da Herwegh auf dem Gipfel seines Glanzes stand und fast ein Jahr vor den ärgerlichen Berliner Vorfällen) mein Lied an Herwegh, ein Gedicht, das mir ebenso viel Gegner als Freunde erwarb, jedenfalls aber zur Verbreitung meines Namens nicht wenig beitrug.

Nach Pfingsten desselben Jahres ging ich wieder nach Lübeck. Allein der Aufenthalt in der Vaterstadt sollte auch diesmal kein recht erfreulicher sein. Die heitere Sicherheit, die das Escheberger Leben in mir hervorgerufen hatte, mußte noch einmal den inneren Kämpfen und Zweifeln über die Wahl des Berufs, mußte der Sorge um die Existenz weichen. Zwar strömte der Quell poetischer Produktion reichlich fort, und vielleicht sind gerade in diesen Tagen manche meiner besten Gedichte entstanden (so das Minnelied). Aber ich schrieb sie in schmerzlicher Erregung, gleichsam um mit einem letzten warmen Händedruck von der Poesie Abschied zu nehmen. Schon hatte ich die ersten Schritte getan, abermals in abhängiger Stellung wie früher zu Athen und mit Aufopferung meiner Lieblingsneigung, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, als ich um Weihnachten plötzlich und unerwartet durch den damals sich in Lübeck aufhaltenden Freiherrn von Rumohr die Nachricht erhielt, der König von Preußen habe mir zu ungehemmterer Fortsetzung meiner poetischen Studien ein Jahrgehalt ausgesetzt. Mit dem innigsten Dank nahm ich das königliche Geschenk an, das für die ganze Richtung meines künftigen Lebens entscheidend war. Jetzt war mir die Möglichkeit gegeben, mich frei und ohne inneren Vorwurf in

den Elementen zu bewegen, in welchen ich vor allem heimisch war. Mit der für den Dichter so notwendigen Freudigkeit vermochte ich dem Drange der eingeborenen Natur Folge zu leisten. Daß mich seitdem aber ein Gefühl persönlicher Pietät an den Fürsten fesselte, der auf solche Weise aus freiem Entschluß rettend und fördernd in mein Leben eingegriffen, daß dieses Gefühl auch in allen politischen Stürmen der Gegenwart unerschüttert blieb, das kann mir nur derjenige zum Vorwurf machen, dem abstrakte Theorien lieber sind als die natürlichsten Gesetze einfacher Menschlichkeit.

Indessen hatten auch meine poetischen Bestrebungen allmählich ein größeres Publikum gefunden. Die „Zeitstimmen" waren vergriffen, bald darauf auch die Gedichte. Von beiden erschien zu Ostern 1843 eine zweite Auflage, jede stark vermehrt. Die Gedichte erhielten in dieser neuen Gestalt erst ihre eigentliche Bedeutung; waren sie früher mehr das harmlose Spiel eines jugendlich-heiteren Gemütes und von mancherlei fremden Anklängen nicht frei gewesen, so traten jetzt ernstere Elemente hervor und die tieferen Saiten der Empfindung wurden in eigentümlicher Weise angeschlagen. Der Dichter war sich im schmerzlichen Ringen mit den Verhältnissen seiner wahren Natur erst bewußt geworden. Er konnte zum ersten Mal Freud und Leid als ein eigenes Selbsterlebnis aus dem innern Grunde seines Wesens geben. Was diesen späteren Liedern die tiefere Färbung verlieh, war nicht mehr Traum und Ahnung, es war Blut von seinem Blute; Leben und Wahrheit, hinter denen jedes Spiel der Phantasie zurückstehen muß. — Zu gleicher Zeit mit

den Neuauflagen der Zeitstimmen und der Gedichte wurden auch die jetzt abgeschlossenen Übersetzungen aus dem Spanischen durch den Druck veröffentlicht.

Im Mai 1843 reiste ich nach St. Goar, wo ich in freundschaftlichem Verkehr mit Freiligrath den Sommer in ungestörter Heiterkeit zubrachte, hauptsächlich lyrischer Produktion zugewandt. Der Spätherbst führte mich nach Stuttgart und dort konnte ich noch in demselben Jahre die dritte wiederum bedeutend vermehrte Auflage meiner Gedichte, sowie auch den Druck des Roderich besorgen. Gegen das Ende des Winters ging ich nach Berlin, das ich von nun an, kleinere Sommerausflüge abgerechnet, abwechselnd mit meiner Vaterstadt zum Aufenthaltsort wählte. Seitdem sind 9 Auflagen meiner Gedichte erschienen (die letzte im Spätherbst d. J.), 3 der Zeitstimmen. Ein kleineres episches Gedicht „König Sigurds Brautfahrt", in welchem ich die starre Größe der altnordischen Sage durch strenge Charakteristik und farbige Darstellung unserer Zeit zugänglich zu machen versuchte, kam 1845 (bei Decker) heraus und erlebte ebenfalls bereits die dritte Auflage. Im Herbst 1846 veröffentlichte ich 12 Sonetten, die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit betreffend, sowie schon früher ein paar einzelne Gedichte, welche sich auf Lübecks Verhältnisse zu Dänemark bezogen. Mehrere Arbeiten in dramatischer Form liegen ungedruckt. Noch im Laufe dieses Monats aber wird eine zweite umfangreiche Sammlung lyrischer und epischer Dichtungen unter dem Titel „Juniuslieder" bei Cotta erscheinen.

Geschrieben im Dezember 1847.

[1]) Seitdem ist von den Gedichten die 27., von den Juniusliedern die 8. vermehrte Auflage erschienen. Das „Spanische Liederbuch", das geistliche Gedichte, die ganze Blüte der weltlichen Volkslyrik und einen Anhang interessanter provenzalischer Gedichte enthält, hat, gemeinschaftlich von mir und meinem Freunde Paul Heyse herausgegeben, soeben die Presse verlassen.

---

[1]) Zusatz aus späterer Zeit.

Verein der Bücherfreunde

Vorstand
Martin Greif
Hermann Heiberg
Ernst von Wolzogen



Geschäftsleitung
Verlagsbuchhandlung
Alfred Schall,
Kgl. Preuß. u. Herzogl. Bayer. Hofbuchhdlg., Berlin SW47.

Gute Bücher sind die besten Freunde

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde" bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, literarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen vorwiegend deutschen Literatur zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Damen sowie Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Der Austritt muß 2 Monate vor Ablauf des Vereinsjahres, also bis 1. August, angemeldet werden.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen von etwa 6 Wochen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Literatur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Aenderungen behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf **3 Mk. 75 Pf.** (= 4 K. 60 h. oder 5 Fr.) für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf **4 Mk. 50 Pf.** (= 5 K. 60 h. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr.

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen". Der sofortige Umtausch eines etwa nicht zusagenden Bandes gegen einen früher erschienenen ist gestattet. Wird ein belletristischer Band gegen einen populär-wissenschaftlichen in großem Format umgetauscht, so hat eine Nachzahlung von 4 Mk. 60 Pf. zu erfolgen

---

Druck von Julius Booch, Werdau i. S.